This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3014

Philol, 225

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

13 Nov. 1877

VERHANDLUNGEN

DER

EINUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

TÜBINGEN

VOM 25. SEPTEMBER BIS 28. SEPTEMBER 1876.

LEIPZIG.
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1877.

1877, Nov. 13.

Salisbury fund.

Inhalt.

	Seite.
Verzeichniss der Teilnehmer	V—VIII
Erste allgemeine Sitzung	1—26
Eröffnungsrede des ersten Präsidenten Prof. Dr. *Teuffel*	1—10
Begrüssungen durch die Herrn Staatsrat *Rümelin,* Kanzler, Prof. Dr. *Schüppel,* Rektor der Universität, Stadtschultheiss *Gös* von Tübingen	10—12
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten	12—15
Vortrag des Prof. Dr. *Herzog*-Tübingen über die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden	15—26
Zweite allgemeine Sitzung	26—59
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten	26
Vortrag des Prof. *Bender*-Tübingen über die Tübinger Humanisten des XVI. Jahrh.	26—37
Mitteilung eines unedirten Gedichtes von Nicodemus Frischlin durch Prof. Dr. *Bursian*-München	37—38
Vortrag des Hofrat Dr. *Stark*-Heidelberg über die Ahnenbilder des Appius Claudius im Tempel der Bellona	38—50
Daran geknüpfte Erörterungen	50—51
Vortrag des Prof. *Klaiber*-Stuttgart über die Hohe Karlsschule	51—59
Dritte allgemeine Sitzung	59—82
Wahl des Ortes der nächsten Versammlung (Wiesbaden) und des ersten Präsidenten (Direktor Dr. *Pähler*)	59
Vortrag des Prof. Dr. *Dieterici*-Berlin über die Theologie des Aristoteles bei den Arabern	60—65
Vortrag des Rektor Dr. *Rieckher*-Heilbronn über Schliemann's Ausgrabungen	65—72
Daran geknüpfte Erörterungen	72—75
Vortrag des Dr. *Egelhaaf*-Heilbronn über das Charakterbild des Agesilaos bei E. Curtius	75—82
Vierte allgemeine Sitzung	82—110
Vortrag des Direktor Dr. *Biehl*-Innsbruck über die Materie nach dem platonischen Timäos	82—86
Vortrag des Geh. Hofrat Dr. *Bartsch*-Heidelberg über Dante's Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit	87—104
Berichte über die Arbeiten der Sectionen	104—108
Schlussworte der beiden Präsidenten. Dankworte des Prof. Dr. *Bursian*-München	108—110
Verhandlungen der pädagogischen Section	111—144
Erste Sitzung	111—119
Antrag des Direktor *Adler*-Halle: „die pädagogische Section spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die jetzt in der pädag. Litteratur wie in der Presse überhaupt hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, vielmehr gefahrdrohend für die geistige und leibliche Bildung der Schüler, wie für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes sei"	111—114
Verhandlungen darüber	114—119
Zweite Sitzung	119—131
Thesen des Prof. *Bender*-Tübingen betreffend die Frage: Abiturientenprüfung oder Centralexamen?	119—131
Dritte Sitzung	131—144
These des Direktor *Lattmann*-Clausthal: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erfor-	

Seite

derlich, die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen" . . . . . 131—137
Fortsetzung der Verhandlungen über die Thesen des Prof. *Bender* . . . . . 137—144

Verhandlungen der archäologischen Section . . . . . 145—155
Erste Sitzung 145
Zweite Sitzung . . . . . 146—153
Vortrag des Hofrat Dr. *Stark*-Heidelberg „Zur Formenlehre der antiken Kunst" . 146—151
Verhandlungen über verschiedene zur Prüfung vorgelegte Gegenstände . . . 151—153
Dritte Sitzung . . . . . 153—155
Verhandlungen über mehrere vorgelegte Photographien . . . . . 153—154
Beschluss betr. die Zeit der Sectionssitzungen 155

Verhandlungen der kritisch-exegetischen Section . . . . . 156—173
Erste Sitzung . . . . . 156—165
Vortrag des Prof. *Ori*-Schaffhausen über „Dialogresponsion bei Euripides" . . 156—164
Verhandlungen darüber . . . . . 164—165
Zweite Sitzung . . . . . 165—173
Vortrag des Dr. *Flach*-Tübingen über „die beiden ältesten Hesiodhandschriften" 165—172
Verhandlungen über Hor. Od. I, 26 . . . . . 172—173

Verhandlungen der deutsch-romanischen Section . . . . . 174—180
Erste Sitzung 174
Zweite Sitzung . . . . . 174—177
Eröffnungsworte des Prof. Dr. *Keller*-Tübingen . . . . . 174—176
Vortrag des Dr. *Seuffert*-Würzburg über den Maler Müller . . . . . 176—177
Dritte Sitzung . . . . . 177—180
Vortrag des Prof. Dr. *Sachs*-Brandenburg über die Frage einer allgemeinen Lautbezeichnung für die Dialekte . . . . . 177—179
Vierte Sitzung . . . . . 179—180
Ergänzung der in Rostock eingesetzten Commission . . . . . 179—180

Verhandlungen der orientalischen Section (Protokoll-Auszug) . . . . . 181—183

Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section . . . . . 184—206
Erste Sitzung . . . . . 184—195
Vortrag des Prof. Dr. *Hauck*-Tübingen über „die Stellung der neueren Geometrie zur Euklidischen Geometrie und über die Aufnahme der ersteren in den Lehrplan der zehnklassigen Realschulen und Realgymnasien" . . . . . 184—195
Zweite Sitzung . . . . . 196—200
Verhandlungen über den Vortrag der ersten Sitzung . . . . . 196—197
Besprechung über die Frage: Welche Massnahmen sind geeignet, um bei den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaft ein grösseres Interesse für die math.-naturw. Section der Phil.-Vers. und die pädag.-didact. Section der Naturforscher-Vers. wachzurufen? Sollen diese Sectionen fernerhin festgehalten oder soll ein anderer Modus gefunden werden, um eine fruchtbare Vereinigung der genannten Lehrer zu erzielen? . . . . . 197—198
Thesen des Prof. Dr. *Hauck*-Tübingen über den Unterricht in mathematischer Geographie und Meteorologie . . . . . 198—200
Dritte Sitzung . . . . . 200—206
Vortrag des Prof. *Reuschle*-Stuttgart über den die imaginären Zahlen und die Determinantentheorie betreffenden Unterricht . . . . . 200—205
Verhandlungen darüber . . . . . 205—206

Verzeichniss der Teilnehmer.

Präsidium.

1. Teuffel, Wilh. Sigm., Prof. Dr., in Tübingen, erster Präsident.
2. Schwabe, Ludwig, Prof. Dr., in Tübingen, zweiter Präsident.

Secretariat.

3. Bender, Hermann, Gymnasialprofessor in Tübingen.
4. Eussner, Adam, Gymnasialprofessor in Münnerstadt.
5. Flach, Hans, Privatdocent in Tübingen.
6. Wagener, Carl, Gymnasiallehrer in Barmen.

Vorsitzende der Sectionen.

7. Hauck, Prof. der Realschule in Tübingen, für die mathematische Section.
8. Holland, Wilhelm Ludwig, Prof. an der Universität Tübingen, für die romanische Section.
9. Keller, Adalbert, Universitätsprofessor in Tübingen, für die germanistische Section.
10. Roth, Rudolf, Prof. in Tübingen, für die orientalische Section.
11. Schmidt, C. A., Gymnasialdirector in Stuttgart, für die pädagogische Section.
    Schwabe (s. o. Nr. 2.), für die archäologische Section.
    Teuffel (s. o. Nr. 1.), für die kritisch-exegetische Section.

Mitglieder.

12. Adam, Prof., Urach.
13. Ade, Richard, stud. iur., Tübingen.
14. Adler, Dr., Rector, Halle.
15. Allgayer, Rector, Kocherthürn.
16. Armitage, Fr., M. A. Oxon. Cantab., Heidelberg.
17. Ascherson, Ferdinand, Dr., Berlin.
18. Assfahl, Prof., Stuttgart.

19. Baisch, Reallehrer, Tübingen.
20. Barth, Prof., Oehringen.
21. Barth, Dr., Privatdocent, Berlin.
22. Barthelmess, Dr., Stuttgart.
23. Bartsch, K., Geh. Hofrat, Heidelberg.
24. Baur, Dr., Gymnasialrector, Tübingen.
25. Bender, Präceptor, Kirchheim.
26. Berg, Professoratsverweser, Tübingen.
27. Bernhard, Prof., Hall.
28. Bertz, stud. phil., Tübingen.
29. Beyttenmiller, Th., Reallehrer, Stuttgart.
30. Biehl, Director, Innsbruck.
31. Birlinger, Prof., Bonn.
32. Blaum, Dr., Oberlehrer, Strassburg.
33. Blum, Prof., Stuttgart.
34. Böcket, Ernst, Dr. phil., Prof., Carlsruhe.
35. Böckmann, Präceptor, Ulm.
36. v. Bradke, stud. phil., Tübingen.
37. Bräuhäuser, Präceptor, Tuttlingen.
38. Bruder, Präceptor, Waiblingen.

39. Buchenau, G., Dr., Oberreallehrer, Marburg a. L.
40. Büchler, Prof., Oehringen.
41. Bülow, Prof. d. Rechte, Tübingen.
42. Burger, Studienlehrer, Freising.
43. Bursian, Prof., München.

44. Caesar, C. Julius, Prof., Marburg.
45. Christ, Prof., München.
46. Collin, Dr., Schweden.
47. Decker, cand. phil., Tübingen.
48. Degenkolb, Prof. d. Rechte, Tübingen.
49. Delbrück, Prof., Jena.
50. Dieterici, Prof., Berlin.
51. Dillon, stud. phil., Dublin.
52. Dümichen, Prof., Strassburg.
53. Düntzer, H., Prof. Dr., Köln.
54. Dürr, Prof., Heilbronn.

55. Eck, stud. phil., Tübingen.
56. Egelhaaf, Dr., Gymn.-Lehrer, Heilbronn.
57. Ehemann, Prof., Hall.
58. Eifert, Pfarrer, Eningen.
59. Eimer, Prof. der Zoologie, Tübingen.
60. Elliott, Prof., Baltimore.
61. Euler, Pfarrer, Grosssachsen bei Heidelberg.
62. Euting, Dr., Strassburg.

63. Fausel, Präceptor, Tübingen.
64. Fehleisen, cand. phil., Tübingen.
65. Feit, Dr., Oberlehrer, Lübeck.
66. Fell, Dr., Köln.
67. Finckh, Kaufmann, Tübingen.
68. Fischer, Herm., Dr., Stuttgart.
69. Fischer, J. G., Prof. Dr., Stuttgart.
70. Föll, Prof., Esslingen.
71. Franklin, Prof. d. Rechte, Tübingen.
72. Freihofer, Alfr., st. theol., Tübingen.
73. Frey, W., Prof., Gmünd.
74. Friderich, Rector, Reutlingen.
75. Fritzsche, Th., Dr., Oberlehrer, Güstrow.
76. Fritzsche, F. V., Prof. Dr., Rostock.
77. Fuchs, Prof., Urach.
78. Fues, cand. phil., Tübingen.
79. Fuk, Gymn.-Lehrer, Kalisch.
80. Funck, Heinrich, stud. phil., Heidelberg.

81. Gaiser, Präceptor, Nürtingen.
82. Ganzenmüller, cand. phil., Tübingen.
83. Gaquoin, Dr., Gymn.-Lehrer, Giessen.
84. Garbe, Dr., Tübingen.
85. Gärtner, Dr. med., Tübingen.
86. Gassenmeyr, cand. phil., Stuttgart.
87. Gaupp, A., cand. phil., Blaubeuren.
88. Gebhard, Oberlehrer, Braunschweig.
89. Geib, Dr., Tübingen.
90. Geiselhart, cand. phil., Unterkirchberg.
91. Geldner, Dr., Tübingen.
92. v. Georgii, Dr., Prälat, Tübingen.
93. Georgii, Prof., Stuttgart.
94. Georgii, M., stud. iur., Esslingen.
95. Gildemeister, Prof., Bonn.
96. Glökler, Oberlehrer, Stuttgart.
97. de Goije, Prof., Leyden.
98. Goldschmidt, Prof., Strassburg.
99. Gös, Stadtschultheiss, Tübingen.
100. Gosche, Prof., Halle.
101. Gössler, Decan, Neuenstadt a. Br.
102. Gräter, Präceptor, Murrhardt.
103. Groh, Pfarrverweser, Gächingen.
104. Grünert, Max, Dr. phil., Brüx (Böhmen).
105. Gundelfinger, Prof., Tübingen.
106. v. Gutschmid, A., Prof., Jena.

107. Haas, Dr., London.
108. Halm, Prof. und Oberbibliothekar, München.
109. Harms, Schulrat, Hamburg.
110. Hartmann, cand. phil., Tübingen.
111. Haug, Gymn.-Director, Constanz.
112. Hehle, Prof. Dr., Ehingen a. D.
113. Heintzeler, E., cand. phil., Tübingen.
114. Held, Rector, Ravensburg.
115. Heller, Dr. H., Berlin.
116. Henke, Prof. d. Anat., Tübingen.
117. Hermann, Lycealrector, Esslingen.
118. Hertz, Prof., Breslau.
119. Herzog, Prof., Tübingen.
120. Hirzel, P., stud. phil., Kirchheim u. T.
121. Hug, Arnold, Prof., Zürich.
122. Jäger, Postrat, Tübingen.
123. Jaenike, Dr., Rostock.
124. Jeep, Prof., Leipzig.
125. Jeitteles, A., k. k. Bibliothekar und Univ.-Docent, Innsbruck.
126. Ihne, Prof., Heidelberg.
127. Ilg, Dr., Rector, Rottenburg.
128. Jolly, Prof. d. Staatsw., Tübingen.
129. Jolly, Dr., Würzburg.
130. Jülg, Prof., Innsbruck.
131. Jungmann, Prof., Leipzig.

132. Kapff, Rector, Ludwigsburg.
133. Kapff, Reinold, Dr., Leutkirch.
134. Kapff, Prof., Ulm.
135. Kautter, cand. phil., Tübingen.
136. Kautzsch, Prof., Basel.
137. Keck, H., Gymn.-Director, Husum.

138. Kern, Oberstudienrat, Ulm.
139. Klaiber, Julius, Prof., Stuttgart.
140. Klaus, Rector, Gmünd.
141. Kleitner, Gymn.-Assistent, München.
142. Klett, Dr., Repetent, Tübingen.
143. Klüpfel, Dr., Tübingen.
144. Knapp, Herm., Dr., Esslingen.
145. Koch, Prof., Grimma.
146. Koch, A., Prof., Schaffhausen.
147. Koehler, Prof., Heidelberg.
148. Köster, E., stud. theol. et phil., Tübingen.
149. Köstlin, Prof., Tübingen.
150. Köstlin, E., Pfarrer, Belsen.
151. Kötzle, Buchhändler, Tübingen.
152. Krafft, Ephorus, Maulbronn.
153. Kraft, Prof., Stuttgart.
154. Kraut, Ephorus, Heilbronn.
155. Kräuter, Gymn.-Lehrer, Saargemünd.
156. Kraz, Prof., Stuttgart.
157. Kuhn, Prof., Heidelberg.

158. Lamparter, Prof., Stuttgart.
159. Lang, Ed., Dr., Redacteur, Stuttgart.
160. Lattmann, Director, Clausthal.
161. Lattmann, stud. phil., Tübingen.
162. Laun, Prof., Oldenburg.
163. Lechler, G., cand. phil., Tübingen.
164. Lefmann, Prof., Heidelberg.
165. Lehnemann, G., cand. iur., Tübingen.
166. Leibnitz, stud. phil., Tübingen.
167. Leuze, Präceptor, Reutlingen.
168. Liebermeister, Prof. der Med., Tübingen.
169. Loth, Otto, Prof. Dr., Leipzig.
170. Lüttgert, Gymn.-Director, Lingen (Hannover).

171. Maier, Prof. am Gymnasium, Tübingen.
172. Maier, stud. iur., Tübingen.
173. Majer, Ludw., Prof., Stuttgart.
174. Maisch, Jul., stud. med., Tübingen.
175. Meyer, Lothar, Prof. d. Chemie, Tübingen.
176. Mezger, Oberpräceptor, Gmünd.
177. Mezger, Präceptor, Stuttgart.
178. Minner, Präceptor, Stuttgart.
179. Müller, H., Dr., Rector, Calw.
180. Müller, H. F., Dr., Ilfeld a. Harz.
181. Müller, Aug., Prof., Halle.
182. Müller, Wilh., Prof. am Gymnasium, Tübingen.

183. Nast, Dr., Vayhingen.
184. Neidhardt, Oberpräceptor, Stuttgart.
185. Neumann, Dr., Heidelberg.
186. Nöldeke, Prof., Strassburg.

187. Oeri, Prof., Schaffhausen.

188. Oesterlen, Prof., Stuttgart.
189. Oncken, Prof., Giessen.
190. Opitz, Oberlehrer, Naumburg.
191. v. Orelli, Prof., Basel.
192. Ortmann, Dr., Conrector, Schleusingen.
193. Ott, M., Dr., Gymnasialrector, Ehingen.
194. Ott, Prof., Rottweil.

195. Palm, Repetent, Tübingen.
196. Paulus, W., Inspector der wiss. Bild.-Anstalt Salon bei Ludwigsburg.
197. Perrin, Dr., America.
198. Pfeilsticker, Procurator, Tübingen.
199. Planck, Max, Prof., Ulm.
200. Planck, Adolf, Prof., Heilbronn.
201. Planck, Herm., stud. phil., Tübingen.
202. Pressel, Friedr., Prof., Ulm.
203. Prien, Prof., Lübeck.
204. Prym, Prof., Bonn.

205. Rapp, Adolf, Prof., Stuttgart.
206. Redslob, M., Prof. Dr., Hamburg.
207. Reiff, stud. math., Tübingen.
208. Reifferscheid, Prof., Breslau.
209. Reimer, Buchhändler, Berlin.
210. Reuschle, Prof., Stuttgart.
211. Rheinhard, Prof., Stuttgart.
212. Rieckher, Dr., Gymn.-Rector, Heilbronn.
213. Riehm, Oberpräceptor, Reutlingen.
214. Riese, Prof., Frankfurt a. Main.
215. Rösch, Prof., Heilbronn.
216. Rösch, Pfarrer, Langenbrand.
217. Roth, Carl, Dr., Stuttgart.
218. v. Rümelin, Staatsrat, Tübingen.
219. Rümelin, Dr. iur., Privatdocent, Göttingen.

220. Sachs, Prof. (mit Frau), Brandenburg a. d. Havel.
221. v. Sallwürk, E., Dr., Pforzheim.
222. v. Samson-Himmelstjern, Rittergutsbesitzer, Tübingen.
223. Sandberger, Archidiaconus, Tübingen.
224. Sandreczki, Dr., Passau.
225. Sapper, Prof., Reutlingen.
226. Sauer, Prof., Stuttgart.
227. Sauer, Oberpräceptor, Stuttgart.
228. Schall, Präceptor, Marbach.
229. Schanz, M., Prof., Würzburg.
230. Schiefner, Staatsrat, Petersburg.
231. Schiller, Studienrector, Ansbach.
232. Schimmelpfeng, Prof. Dr., Director an der Klosterschule Ilfeld a. Harz.
233. Schlottmann, Prof., Halle.
234. Schlüter, Dr., Heidelberg.

235. Schmid, Prof., Dr., Tübingen.
236. Schmidt, Erich, Dr., Würzburg.
237. Schmitt, August, Dr., Buchhändler (B. G. Teubner), Leipzig.
238. Schmitt, Herm., stud. phil., Heidelberg.
239. Schöll, Prof., Strassburg i. E.
240. Schott, A., L. A. Verweser, Leonberg.
241. Schrader, Geh. Reg.-Rat und Provinzial-Schulrat, Königsberg.
242. Schrägle, Reallehrer, Tübingen.
243. Schröder, stud. phil., Tübingen.
244. Schüppel, Prof. der Med., Rector der Universität Tübingen.
245. Schwartz, Julius, Dr., Stuttgart.
246. Seeger, Prof. d. Rechte, Tübingen.
247. Seeger, Oberpräceptor, Schwäbisch-Hall.
248. Seuffert, Dr., Würzburg.
249. Sigwart, Prof., Tübingen.
250. Socin, Prof., Tübingen.
251. v. Soden, Arthur, Tübingen.
252. Spamer, stud. phil., Tübingen.
253. Stark, Hofrat, Heidelberg.
254. Steiff, cand. phil., Tübingen.
255. Stix, Prof., Rottweil.
256. Straub, Prof., Stuttgart.
257. Ströhlin, Rector, Kirchheim.

258. Teuffel, Sigmund, Gymnasialvicar, Tübingen.
259. Theobald, Adolf, Dr. phil., Hamburg.
260. Thierfelder, Prof., Dr., Rostock.
261. Thomson, cand. theol, Aberdeen.
262. Thorbecke, Prof., Heidelberg.
263. Tobler, Pfarrer, Zürich.
264. Uhlig, Director, Heidelberg.
265. Utz, Oberlehrer, Tübingen.

266. Vayhinger, Prof., Stuttgart.
267. Vogt, Privatdocent, Greifswald.
268. Votteler, Präceptoratsverweser, Heilbronn.

269. Wagner, E., Dr., Oberschulrat, Carlsruhe.
270. Warth, Präceptor, Böblingen.
271. Weizsäcker, Paul, Dr., Präceptor, Heidenheim.
272. Wellhausen, Prof., Greifswald.
273. Wendt, Director, Carlsruhe.
274. Wenzel, stud. phil., Mainz.
275. Widmann, K., Ephorus, Urach.
276. Wildermuth, Prof., Dr., Tübingen.
277. Windisch, Prof., Strassburg.
278. Wintterlin, August, Prof. u. Bibl., Stuttgart.
279. Wirz, Hans, Dr., Zürich.
280. Wittstock, Dr., Reudnitz-Leipzig.
281. Wizemann, Dr., Cannstatt.
282. Wolf, Stattpfarrer, Rottweil.
283. Wright, Prof., Cambridge.
284. Wüst, Turnlehrer, Tübingen.

285. Zehetmeyr, Prof., Freising.
286. Zeller, Gymn.-Lehrer, Stuttgart.
287. Zimmer, Dr., Tübingen.
288. Zimmer, cand. phil, Tübingen.
289. Zimmermann, C. F., Dr., Gymn.-Director, Basel.
290. Zingg, Eduard, Secundarlehrer, Diessenhofen (Schweiz).

Erste allgemeine Sitzung.

Montag den 25. September 1876.

Eröffnung der Sitzung 10¼ Uhr.

Der erste Präsident, Professor Dr. W. S. Teuffel, ergreift das Wort und spricht:

Willkommen, hochgeehrte Versammlung, herzlich willkommen! Diess sei wie mein erst Gefühl so auch mein erstes Wort an Sie von dieser Stelle an dem heutigen Tage, wo ich die Ehre habe diese 31ste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen und Sie zu begrüssen die Sie, gewiegte Vertreter der verschiedensten Zweige der Philologie an Universitäten und Gymnasien, aus Nord und Süd, Ost und West sich zusammengefunden haben um Stunden und Tage wissenschaftlicher Anregung und freundlichen persönlichen Verkehres hier zu verleben. Was diese Hochschule und diese Stadt an Sehenswürdigem in sich schliesst werden Sie mit grösster Bereitwilligkeit erschlossen finden, alle Sammlungen geöffnet, alle Institute zugänglich, zu allen durch Natur oder Geschichte besuchenswerten Punkten bereite Führer, und allenthalben freundliche Gesichter und offene Herzen. Es ist das freilich nicht viel was wir Ihnen bieten können. Indessen ist es durch das geneigte Entgegenkommen des K. Kultministeriums noch in den letzten Tagen möglich gemacht worden auch die entferntere Umgegend in den Kreis Ihrer Erholungen hereinzuziehen. Und überdiess sind Sie ja im Stande aus sich selbst zu schöpfen und haben in Ihrem Zusammensein und dem gegenseitigen Austausche von Meinungen und Erfahrungen eine reiche Quelle innerer Befriedigung; Sie werden daher leicht und gern über die mancherlei Mängel unserer Vorbereitungen und Einrichtungen hinwegsehen. Wir bewohnen nun einmal ein Landstädtchen, zwar reich gesegnet von der Natur, aber nicht allzu sehr mit Glücksgütern, und in seinen bescheidenen Dimensionen ausser Standes mit grossen Städten in einen Wettstreit sich einzulassen.

Bei einem solchen Anlasse liegt es nahe genug sich umzuschauen auf dem Boden worauf man steht und dessen Geschichte ins Auge zu fassen. Was nun davon der entfernteren Vergangenheit angehört, der römischen Zeit wie dem Beginne der neueren, darüber werden liebe Collegen und Freunde Ihnen Vortrag halten; mir gestatten Sie hinwegzusetzen über die öde weite Wüste welche sich breitet zwischen den Humanisten des 16ten Jahrh. und der Schöpfung der classischen Altertumswissenschaft durch F. A. Wolf und Ihnen einige Bemerkungen vorzutragen über die Geschichte der classischen Philologie in Württemberg überhaupt und in Tübingen insbesondere während der letzten sieben Jahrzehnte.

Zu denjenigen Ländern wo F. A. Wolfs Einwirkung am spätesten sich fühlbar machte gehört unzweifelhaft Württemberg. Durch die religiösen Kämpfe des 16ten und

17ten Jahrh. war das Studium des classischen Altertums in Abhängigkeit geraten von der Theologie; und wenn man Württemberg schon das Spanien des Protestantismus genannt hat, so verdiente es diesen Namen besonders durch die Zähigkeit womit in ihm die Theologie ihre Herrschaft zu behaupten wusste. Zwar die orientalischen Studien wuchsen allmählich heran aus der Beschäftigung mit dem A. T.; aber das Studium des Griechischen sah sich eingeengt auf die Beschäftigung mit dem Urtexte des N. T. und war in dieser Beschränkung allmählich verkümmert. Weder die geniale Tätigkeit des grossen englischen Kritikers noch der emsige Fleiss der Holländer schlug in Württemberg Wurzel, und auch als F. A. Wolf die classische Philologie durch Lehre und Vorbild zu einem Zweige der Geschichtswissenschaft erhoben hatte, zur Altertumswissenschaft, wandelte man hier zu Lande noch Jahrzehnte hindurch in den alten Bahnen weiter. Zwar fehlte es demjenigen den man den ersten Tübinger Philologen ex professo nennen kann, dem vielgewanderten und vielgewandten David Christoph Seybold aus Brackenheim (1747—1804; ord. Prof. der alten Literatur in Tübingen seit 1796) nicht an Kenntnissen und Geschmack, und vielleicht geschah es unter dem Einflusse der Wolf'schen Fortschrittsbewegung dass er (J. 1798) den Frhr. von Palm zur Stiftung eines akademischen Preises für höhere Philologie veranlasste. Auch der vom Ludwigsburger Diakonat weg zu seinem Nachfolger in der Professur der classischen Literatur berufene Karl Philipp Conz aus Lorch (1762—1827) war ein Mann von feinem Formgefühl, Weite des Gesichtskreises, ein vielseitig angeregter und anregender Dilettant, sowie dessen Nachfolger, der originelle Gottlieb Lucas Friedrich Tafel aus Bempflingen (J. 1787—1860; Professor in Tübingen 1817—1845), ein Gelehrter von umfassendem Wissen, das freilich meist unfruchtbarer Art war und der Methode ermangelte. Aber die eigentliche wissenschaftliche Schulung in classischer Philologie konnte man diese ganze Zeit über in Tübingen nicht holen, man musste sie sich mühsam durch Privatstudien erwerben, wie diess der in diesem Kreise gewiss noch vielfach in freundlichem Andenken stehende W. Bäumlein (J. 1797—1865) tat und nicht minder auch der nachherige Professor der classischen Philologie und Archäologie, Christian Ernst Walz (J. 1802—1857); oder man musste sie ausserhalb Schwabens zu gewinnen suchen, wie der langjährige Professor und Rector des Ulmer Gymnasiums und Herausgeber ciceronischer Schriften, Georg Heinrich Moser (J. 1780—1858), der sie in Holland bei Wyttenbach suchte, der geistvolle August Pauly (J. 1796—1845), der Begründer der „Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft", der sich desshalb nach Heidelberg zu Creuzer wandte, und der noch unter uns lebende hochverdiente Lehrer des oberen Gymnasiums in Stuttgart[1]), Christoph Ziegler (geb. zu Ulm 1814), der sich zu diesem Zwecke zu Gottfr. Hermanns Füssen setzte. Aber in Tübingen selbst fanden die Fortschritte welche die philologische Wissenschaft seit Wolf besonders durch G. Hermann und A. Böckh, weiterhin durch Lachmann und Ritschl machte nur sehr langsam und unter schweren Kämpfen Eingang. Nicht als ob man ihr amtlich oder grundsätzlich entgegengetreten wäre: aber die Alleinherrschaft der Theologie und der seit den Dreissiger Jahren neben ihr emporgekommenen Philosophie liess für sie wenig Licht und Luft übrig, gestattete fast nur dilettantischen Betrieb derselben und pflanzte allerlei schlimme Vorurteile. So vor Allem dasjenige welchem man in neuester

1) Im October 1876 wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand getreten.

Zeit bei uns so energisch zu Leibe gieng dass man nahe daran war das Kind mit dem Bade auszuschütten, das Vorurteil dass wer als Gymnasialschüler eine im Wesentlichen fehlerfreie oder vollends gar gutlateinisch gefärbte Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, wie man das hier zu Lande nennt, ein „gutes lateinisches Argument", zu fertigen verstanden habe eben damit ein „guter Philolog" sei und sein Leben lang bleibe, daher auch zum Gymnasiallehrer aller Stufen befähigt, auch wenn er auf der Universität selbst ganz Anderes, etwa die Theologie, zum Gegenstande seiner Studien gemacht hätte. Zu dieser vorzugsweise aus theologischer Quelle geflossenen und für Theologen auch ganz erspriesslichen Vorstellung gesellte sich von Seiten der Philosophie her eine gewisse Abneigung gegen positive historische Studien und ein seltsam vornehmes Herabsehen auf die Detailforschungen welche an der Schwelle der eigentlichen Wissenschaft stehen und ohne die man in diese nicht eindringen kann, wenngleich nur die Beschränktheit sie für die Wissenschaft selbst ausgeben kann, also namentlich auch auf die sog. niedere Kritik. Wohl haben gerade die bedeutendsten Anhänger der früher herrschenden Philosophie sich immer mehr den positiven Gebieten zugewendet, haben die in jener Schule gewonnene Freiheit des Geistes in energischem Ringen mit wissenschaftlichen Stoffen betätigt, mit Veraltetem aufgeräumt, neue Gesichtspunkte und Methoden eröffnet, und eine Reihe von Abzweigungen der Geschichtswissenschaft, ferner die Aesthetik, Statistik, teilweise auch die Medicin, hat diese befruchtende Einwirkung zu ihrem Heil erfahren. Aber diese Auffassung des Verhältnisses zwischen Speculieren und wissenschaftlichem Arbeiten ist keineswegs zur herrschenden geworden. Nicht nur dass der Tross unverdrossen weiter speculierte, die alten Geleise immer von Neuem austrat, aus seinem Speculieren für seine Selbstzufriedenheit und Bequemlichkeit erwünschte Nahrung sog und über positive Studien sich erhaben dünkte: auch ganz ernsthafte, gediegene und höchst intelligente Männer, die auf andern Gebieten, etwa der Mathematik und Geschichte, streng auf Exactheit halten, die aber in ihrer Jugend unter dem Einflusse solcher Anschauungen standen, empfinden ein wahres Grauen vor methodischer Textkritik, lassen sich einen beliebigen Text gefallen als wäre er inspiriert, und fühlen entfernt kein Bedürfniss das oberste Gesetz aller historischen Wissenschaft, das Zurückgehen auf die ältesten Quellen, auch auf diesem Felde in Anwendung zu bringen oder auch nur anzuerkennen, in dieser ihrer Stimmung bestärkt durch manche Beispiele von einseitigem, mechanischem und geistlosem Betreiben dieser an sich unerlässlichen Tätigkeit. Aber abusus non tollit usum.

Aus diesen theologisch-philosophischen Vorurteilen floss dann das weitere, dass gründlich und specifisch philologisch gebildete Lehrer für die Schule eher schädlich als wünschenswert seien, während sie doch nur für das Fortschleppen des alten Schlendrians gefährlich werden können.

Alle diese Vorurteile aber übersetzten sich nur allzu sehr auch in die Praxis. Sie machten abgeneigt gegen alle Zugeständnisse an die neue Entwicklung der Philologie, gegen die Mitwirkung akademischer Vertreter dieser Wissenschaft bei den Prüfungen für das philologische Lehramt, ja gegen das selbständige Studium der Philologie überhaupt, und Alles was in dieser Hinsicht heute bei uns erreicht ist trägt ein neues Datum, musste Schritt für Schritt erkämpft werden und ist jetzt noch vor Rückschlägen nicht vollkommen gesichert.

Am deutlichsten tritt dieser Verlauf zu Tage an den Einrichtungen einer dieser

Universität eigentümlichen, um ihrer früheren Leistungen willen mit Recht berühmten Anstalt, bekannt unter dem kurzen Namen „das Stift“. So oft seit dem Anfange unseres Jahrhunderts darauf hingewiesen wurde dass sein erlauchter Gründer, der edle Herzog Christoph von Württemberg, dasselbe nicht blos, wie sein offizieller Name besagt, zu einer Pflanzstätte evangelischer Theologen bestimmt habe, sondern auch für die Heranbildung eines höheren Lehrerstandes, so wollte es doch andern Fächern als der Philosophie, welche sich in der bescheidenen Rolle einer Dienerin der Theologie einzuschleichen und festzusetzen gewusst hatte, nicht gelingen darin Aufnahme und Anerkennung zu finden. Diess war minder schädlich so lange das Studium darin über 5 Jahre sich erstreckte und die Theologie an die Arbeitskraft eines jungen Mannes sehr mässige Anforderungen stellte. Als aber Letzteres sich geändert hatte und die Studienzeit auf 4 Jahre herabgesetzt war trat das Unleidliche der bestehenden Einrichtungen immer stärker hervor. Wer einmal, vielleicht durch äussere Verhältnisse genötigt, in die Anstalt aufgenommen war musste, auch wenn er gar nicht im Sinne hatte jemals in den Kirchendienst zu treten, sondern Lehrer zu werden, alle vorgeschriebenen philosophischen und theologischen Vorlesungen mithören, alle angeordneten Arbeiten und Uebungen aus diesen Gebieten mitmachen, schliesslich die erste theologische Dienstprüfung bon gré mal gré erstehen, und sah sich für die Vorbereitung auf den Beruf dem er sein Leben zu weihen entschlossen war, ausser der Zeit die er sich durch angestrengten Fleiss im Laufe der philosophischen und theologischen Studienjahre erübrigte, auf die Bewilligung eines weiteren Studienjahres nach seiner theologischen Dienstprüfung hingewiesen. Nur eine Konsequenz dieser Einrichtungen war es dass Theologen (bezw. Philosophen) ohne viel Schwierigkeit in allen philologischen Lehrstellen, bis hinauf zu den akademischen, unterkamen, zumal wenn sie der orthodoxen Theologie sich unbequem gemacht hatten, und dass die Prüfung für das philologische Lehramt, mit Ausschluss der Universitätslehrer abgehalten hauptsächlich von Gymnasiallehrern, die damit eine Art Cooptationsrecht ausübten, vorzugsweise aus Uebersetzungen in die alten Sprachen und aus Lehrproben bestand, specifisch philologische Studien aber weder verlangte noch voraussetzte. Vergebens wurde viele Jahre hindurch gegen diese veralteten Einrichtungen Sturm gelaufen in der Presse und akademischer Seits auf amtlichen Wegen: die verbündete theologisch-juristische Bureaukratie hörte Alles gleichmütig an und rührte sich nicht. In der Presse waren besonders Bäumlein und Schnitzer im Sinne der Reform tätig, jener durch seine „Ansichten über gelehrtes Schulwesen, mit besonderer Beziehung auf Württemberg“ (Heilbronn 1841), dieser durch eine Flugschrift und zahlreiche Aufsätze und Anzeigen in Jahns Jahrbüchern[1]) und in Magers pädagogischer Revue, und auch Walz, in seiner im Druck erschienenen Inauguralrede[2]), kämpfte mit Lebhaftigkeit an gegen das „Grunddogma der württembergischen Glaubenslehre“, dass ein Stiftler, und vollends gar ein Stiftsrepetent, Alles von selbst verstehe. Als diese Männer, des langen erfolglosen Kampfes müde, endlich schwiegen, traten Angehörige der jüngern Generation an ihre Stelle; und zwar schlugen wir — mein frühvollendeter College und Freund Schwegler und ich selbst

1) z. B. XXVI. S. 238 ff. XXXIII. S. 230—236.

2) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Altertumswissenschaft, mit besonderer Beziehung auf Württemberg, Tübingen 1841. Vergl. Jahns Jahrbb. XXXIII. S. 237 ff.

— hiebei den mehr Wirkung versprechenden amtlichen Weg ein. In zahlreichen Eingaben aus den J. 1852—1856[1]) machten wir Vorstellungen, stellten Anträge, legten formulierte Plane und Entwürfe vor, und wenn es schien als wollte man die Sache einschlafen lassen, so kamen wir unermüdlich mit Monitorien. Dabei pflegten wir warme Unterstützung zu finden nicht nur bei unserem älteren Collegen Walz sondern überhaupt beim akademischen Senat, und auch beim hohen Ministerium, dessen damaligem Chef, dem Frhrn. von Wächter-Spittler, wie dessen Referenten, dem O.-R.-R. Schmidlin, stets willfähriges Gehör. Träger des Widerstandes gegen alle diese Forderungen waren hauptsächlich zwei Männer, die, obwohl von sehr ungleichartiger Denkweise und von ganz verschiedenen Beweggründen geleitet, hierin, wie auch in dem erfolgreichen Bemühen das Griechische seines obligatorischen Charakters für das Gymnasium bei uns zu entkleiden, einträchtig zusammenwirkten: der Director des Studienrats, der Jurist Hermann Knapp, und der uns Allen wohlbekannte Prälat Roth, Beide längst nicht mehr unter den Lebenden weilend und der Geschichte angehörig. Wenn bei Knapp der leitende Gesichtspunkt ohne Zweifel das Bestreben war von der Lenkung des höheren Schulwesens möglichst wenig aus der eigenen Hand zu geben, so gieng dagegen Roth von der für ihn feststehenden Idee aus dass Theologie und Philologie notwendig im Ganzen und in den einzelnen Personen unzertrennlich verbunden sein müsse, dass daher ein eigenes philologisches Studium gar keine Berechtigung habe, eine Idee die zwar Unmögliches wollte, von ihm aber mit der ihm eigenen Ausdauer und dem rücksichtslosen Eifer, womit er in anderen Dingen und Verhältnissen so viel Gutes gestiftet hat, durchgeführt wurde, so dass er als Mitglied des Studienrates bereitwillig die Hand bot zu Allem was zur Niederhaltung des philologischen Studiums auf der Universität dienen konnte. Eine eigentümliche Fügung war es dass, nachdem die beiden teils wegen allzugrosser Verschiedenheit teils wegen allzugrosser Gleichheit schlechterdings nicht zusammentaugenden Männer gründlich entzweit waren und Roth hatte weichen müssen, er einen Sitz für seine letzten Lebensjahre und tatkräftige Unterstützung suchte und fand eben auf der Universität und in der Wirksamkeit als akademischer Lehrer der classischen Philologie die er zuvor, als Mitglied des Studienrats, so viel an ihm lag, wenn auch im besten Glauben, behindert und geschädigt hatte, und dass er hier wiederum zusammentraf mit demjenigen Manne welcher innerhalb des Studienrats jenen Bestrebungen (besonders so weit sie auf Zurückdrängung des Griechischen gerichtet waren) nach Kräften, wenn auch vergeblich, entgegengewirkt hatte, mit dem nun gleichfalls verstorbenen trefflichen Hirzel.

Diese Kräfte des Widerstandes konnten vermöge ihrer amtlichen Stellung den Fortschritt zum Bessern aufhalten, ihn zu verhindern vermochten sie nicht. Dazu war das k. Ministerium zu unparteiisch und zu einsichtig. Ein Ministerialerlass vom 30. Oktober 1853[2]) bestimmte dass von den jährlich in das höhere evangelische Seminar und in das Wilhelmsstift aufgenommenen Zöglingen einer dem Bedürfnisse des Lehrerstandes entsprechenden Anzahl (bei jenen vorerst nicht über 5—6, bei diesen nicht über 3) Gelegenheit gegeben werden solle auf ein höheres Lehramt, entweder an humanistischen oder an realistischen Bildungsanstalten, sich methodisch vorzubereiten. Zu diesem Zwecke

1) Besonders in Berichten vom 3. August 1853 und 25. Mai 1855.

2) An den akademischen Senat mitgeteilt als Nr. 3377; im Regierungsblatt des Jahres fehlt er.

wurde für dieselben eine tunliche Ermässigung in Bezug auf das theologische Studium angeordnet, indem sie von dem Besuch einzelner minder wesentlicher theologischer Vorlesungen entbunden wurden; für seltenere Ausnahmsfälle wurde auch völlige Enthebung vom theologischen Studium in Aussicht gestellt. Ueberdiess wurde zur Prüfung der Lehramtscandidaten die Bildung von Commissionen zugesagt die aus Universitätslehrern und Beauftragten des Studienrats zusammengesetzt sein sollten, eine Bestimmung die freilich, trotz allem Mahnen und Drängen von akademischer Seite, Jahre lang unausgeführt blieb, bis endlich im J. 1857 ein bisheriges Mitglied der leitenden Behörde selber unter die akademischen Lehrer eintrat, worauf die Sache rasch in Fluss kam.

Mit jenem Ministerialerlasse war wenigstens ein erster Schritt geschehen zur Befreiung des philologischen Studiums aus der Umklammerung durch die Theologie und damit zur Schaffung eines selbständigen philologischen (und realistischen) Lehrerstandes mit methodischer wissenschaftlicher Vorbereitung. Aber indem derselbe die Verbindung von philologischem (bezw. realistischem) Studium mit dem theologischen als Regel festhielt war damit ein Zustand geschaffen bei welchem weder die Theologie noch die Philologie auf die Dauer sich beruhigen konnte. Auch die darin durchgeführte vollständige Gleichbehandlung beider Confessionen musste, bei der wesentlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Verhältnisse, auf grosse Schwierigkeiten stossen und sich als unmöglich erweisen.

Beides besserte ein Ministerialerlass des kürzlich verewigten Golther, vom 30. August 1866[1]), welcher lediglich das Studium der Lehramtscandidaten innerhalb des Stifts neu regelte, die völlige Enthebung vom Studium der Theologie etwas erweiterte und erleichterte und den Betreffenden am Schlusse ihres vierjährigen Seminarcurses die Erstehung einer Lehramtsprüfung zur Pflicht machte, während ein streng auf dem Grundsatze des Doppelstudiums beruhender Erlass für die Zöglinge des (katholischen) Wilhelmsstifts unterm 14. Juli 1868 nachfolgte. Jene Verfügung vom J. 1866 blieb fast 10 Jahre in Geltung, bis sie unterm 2. März d. J. durch eine andere ersetzt wurde, welche eine erhebliche Umgestaltung derselben enthält. Diese neueste Verordnung an dieser Stelle einer Kritik zu unterwerfen kann unmöglich meine Aufgabe sein; doch kann ich nicht umhin die Besorgniss auszusprechen dass der durch sie erstrebte, ohne Zweifel wohlgemeinte und berechtigte Zweck auf dem darin eingeschlagenen Wege nicht erreicht, wohl aber manches im letzten Jahrzehnt Erreichte wieder gefährdet wird.

Werfen wir zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf das hier bestehende philologische Seminar. Gegründet wurde es im J. 1838, so ziemlich als das letzte unter den derartigen Instituten Deutschlands; aber lange Zeit hindurch wollte es ihm nicht gelingen sich in die rechte Achtung zu setzen, so dass z. B. ich selbst, trotzdem dass ich mit dem festen Entschlusse classische Philologie zu studieren die Universität und das Stift bezogen hatte, mich nicht bemüssigt fand in dasselbe als Mitglied einzutreten, und noch am 14. Mai 1853 der K. Studienrat, freilich damals schon anachronistisch, den Vorschlag machen konnte dasselbe wieder aufzuheben. Inzwischen waren aber jüngere Kräfte in ihm tätig geworden und trat nun das Bedürfniss ein auch die Statuten der Anstalt zu verjüngen. Diess geschah im J. 1854, und die damals getroffenen Bestimmungen

1) Regierungsblatt 1866, S. 230–234.

sind auch heutigen Tags in allem Wesentlichen noch in ungeminderter Giltigkeit. Sie unterscheiden sich von den anderswo bestehenden Einrichtungen hauptsächlich in viererlei Dingen. Einmal schon äusserlich darin dass in dem hiesigen philologischen Seminar die aktive Teilnahme an den mündlichen und schriftlichen Uebungen nicht auf eine kleine Anzahl ordentlicher Mitglieder beschränkt ist, sondern jeder Philologie Studierende alsbald ordentliches Mitglied werden kann, weil diese Eigenschaft nicht für sich selbst schon einen Anspruch auf Stipendien begründet. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder hat daher in den letzten Jahren zwischen 40 und 50 geschwankt, auch wohl letztere Zahl überschritten, so dass eine Teilung in zwei Kurse erforderlich wurde; und dazu kommen in der Regel noch viele ausserordentliche, gar nicht oder nur teilweis active, sonst nur zuhörende, Mitglieder. Zweitens stehen bei uns auch Lehrübungen im hiesigen Gymnasium in unmittelbarer organischer Verbindung mit den andern Uebungen, wenn auch nur für die älteren Mitglieder.[1]) Drittens wird bei uns nicht lateinisch gesprochen, aus dem Grunde weil erfahrungsgemäss dies für eine sachlich eingehende selbständige Behandlung des Lehrstoffes bei den allermeisten Teilnehmern hinderlich ist und die Erörterung in die Bahn conventioneller entlehnter Wendungen treibt, ohne doch einen erheblichen formellen Gewinn einzutragen. Dafür halten wir eigene schriftliche Uebungen im lateinischen und griechischen Stil.[2]) Endlich wird bei uns die Textkritik zwar, wie sich von selbst versteht, gleichfalls gepflegt, und zwar sowohl in schriftlichen wie in den mündlichen Uebungen, aber nicht ausschliesslich, nicht so als ob die classische Philologie in ihr allein bestünde, indem wir davon ausgehen dass das philologische Seminar nicht vorzugsweise akademische Lehrer der classischen Philologie heranzubilden hat, sondern zum weit überwiegenden Teile Gymnasiallehrer. Von dem entgegengesetzten Verfahren würden wir den Nachteil befürchten dass der junge Philolog, wenn er nachher junger Schulmann wird, beide Kreise nicht gehörig auseinanderzuhalten verstünde und als Schulmann unzeitig den Philologen spielte wie als Philolog den Schulmann. Als Philolog den Schulmann — indem er darauf ausgienge die Texte der alten Schriftsteller zu behandeln wie Schülerarbeiten, mit dem hauptsächlichen Absehen auf Entdeckung und Berichtigung von Fehlern; und als Schulmann den Philologen, — sofern er mit seinen Schülern mit Vorliebe Textkritik treiben würde, und darüber die Nutzbarmachung des Unterrichts für die gesammte geistige Bildung seiner Schüler — neben der Schärfung des Verstandes auch Stählung des Willens, Veredelung des Gemütes und Läuterung des Geschmackes — nicht zu ihrem vollen Rechte käme.

Aus allem Dargelegten wird wohl klar geworden sein warum zu dem Vielen was Sie hier nicht finden werden namentlich auch eine eigene Tübinger Philologenschule gehört. Dagegen hoffe ich dass die in den letzten Jahrzehnten von hier ausgegangenen Gymnasiallehrer nicht nur neben ihren älteren Kollegen sondern überhaupt neben denen in den übrigen Provinzen des deutschen Reiches sich wohl sehen lassen dürfen.

Es ist mir noch übrig, ehe ich das Wort an andere Redner abtrete, einer schönen Sitte dieser wie anderer Versammlungen zu genügen, der Sitte bei ihren Zusammen-

---

1) Vgl. Verhandlungen der Innsbrucker Philologenversammlung S. 114 ff. 126 ff.
2) Vgl. K. Eichhoff, in Masius' Jahrbb. 114, S. 287.

künften, gleichsam an ihren Geburtstagen, Umschau zu halten über die Angehörigen welche das verflossene Jahr aus ihrem Kreise geraubt hat.

An deren Spitze ist zu erwähnen der am 22. Oktober 1875 gestorbene Franz Ritter in Bonn, ein treuer fleissiger Arbeiter auf dem Felde der classischen Philologie, der besonders in der Literatur des Horaz und des Tacitus mit Achtung genannt zu werden verdient.

Anfangs November v. J. aber starb jählings ein Mann den ich hier nennen müsste auch wenn er mir nicht ein so herzlich lieber, in allen Lagen des Lebens erprobter unvergesslicher Freund gewesen wäre, Dr. Moriz Aberle, Professor an der katholisch theologischen Fakultät der hiesigen Hochschule. Denn er war ein Philolog wie nur je einer an einer Universität oder einem Gymnasium gewirkt hat, ein Lieblingsschüler von Bäumlein, als dieser Rector in Biberach war, und sein Leben lang diesem Lehrer seiner Jugend dankbar und anhänglich geblieben, später selbst auch mehrere Jahre lang Lehrer an einem oberen Gymnasium (zu Ehingen), welche Jahre er oft als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet hat; zudem mit der griechischen und römischen Literatur, auch der sog. profanen, in einem Umfange vertraut wie sehr wenige Philologen von sich rühmen können, zuletzt besonders mit Josephus aufs Gründlichste beschäftigt; auch literarisch hat er unsere Fächer nicht blos gestreift[1]), aus Anlässen wie sie ihm sein Hauptfach, die Einleitung in das N. T., darbot.

Am Ende des J. 1875 verschied ferner ein Schulmann dessen Name in dieser Versammlung wehmütig freundliche Erinnerungen wecken wird, Rudolf Dietsch († 30. Dezbr. 1875, 62 J. alt), welcher, bevor das Auge seines Geistes umflort wurde, nicht leicht auf einer dieser Versammlungen fehlte und mit seiner herzgewinnenden Biederkeit und seinem Humor sie belebte und erheiterte; dabei verdienstvoll als Herausgeber des Sallust und mancher geschichtlichen Lehrbücher, lange Jahre hindurch auch Redakteur (bzhgsw. Mitredakteur) der Jahrbücher für classische Philologie.

Der Anfang des laufenden Jahres schlug den orientalischen Studien eine tiefe Wunde durch den Tod unseres berühmten Landsmannes Julius Mohl (geb. 25. Okt. 1800 zu Stuttgart, † 4. Jan. 1876 zu Paris), um welchen zwei in ihren Gefühlen sonst vielfach auseinandergehende Nationen wetteifernd trauern. Ohne dem Lande seiner Geburt jemals untreu zu werden hat er es verstanden in seinem zweiten Vaterlande sich Verehrung, Vertrauen und Liebe zu erwerben in einem Masse wie es an seinem Grabe so rührend zu Tage trat.

Wenige Tage darauf starb in der Metropole des deutschen Reichs ein Gelehrter der durch Geist, Geschmack und vielseitige Bildung manchfach anregend gewirkt hat, wenn auch die Ergebnisse die er selbst zog selten für haltbar gelten können, der Verfasser der Ariadne, der Schriften über Archytas, die römische Elegie, des Minos und Aeacus, einer Geschichte der neueren deutschen Literatur u. A., Otto Friedrich Gruppe (geb. 15. April 1804, † 7. Jan. 1876).

Im März d. J. verschieden der Germanist Johannes Falke, Archivar am Hauptstaatsarchiv zu Dresden, sowie in Berlin 73 J. alt der Director des dortigen Friedrich-

---

1) In seinen Abhandlungen über das Geburtsjahr Christi, über senatorische und kaiserliche Provinzen u. dgl., in der Tübinger Quartalschrift, Jahrg. 1865, 1868, 1874.

Wilhelms-Gymnasiums Carl Ferdinand Ranke, welcher besonders durch seine Schrift Pollux et Lucianus (1831. 4.) und seine Vita Aristophanis (vor B. Thiersch's Ausgabe des Plutus, Lips. 1830) sich rühmlich bekannt gemacht hat.

Im Mai d. J. verlor Bonn zwei hervorragende Spezialisten, beide zugleich die Senioren ihres Faches, den Sanskritaner Christian Lassen († 8. Mai) und den Begründer einer wissenschaftlichen Grammatik und Lexikographie der romanischen Sprachen, Dr. Friedrich Diez (geb. 1798), woran sich wenige Wochen später (18. Juli) ein weiterer schmerzlicher Verlust für Bonn anreihte, der des Germanisten Carl Joseph Simrock (geb. 1802), zugleich sinniger Dichter und geschmackvoller Uebersetzer (bes. der Nibelungen).

Anfangs Juni aber starb zu Ragaz in noch rüstigem Alter ein Landsmann und einstiger Schüler von mir, der durch sein eminentes Gedächtniss und Talent für Sprachen bekannte Orientalist Martin Haug, Professor in München (geb. 30. Jan. 1827 zu Ostdorf bei Balingen, † 3. Juni 1876).

Einen anderen bedeutenden Gelehrten verlor Baiern erst in den letzten Wochen, den auch wegen der Gediegenheit seines Charakters hochgeachteten Germanisten Rudolf von Raumer (geb. 1815 zu Breslau, † 30. August 1876 als ordentlicher Professor in Erlangen). Welche massgebende Rolle er auf dem Gebiete der deutschen Orthographie spielte ist noch in unser aller frischer Erinnerung.

Ausserhalb Deutschlands starben folgende Fachgenossen. Am 28. Mai Groen van Prinsterer (geb. 1801), den Philologen bekannt besonders durch seine Erstlingsschrift Prosopographia platonica (Lugd. Bat. 1823), aber zugleich auch Jurist, Historiker und Staatsmann, der reichbegabte und reichbegüterte Führer der christlichconservativen Partei in Holland. Ferner am 14. Juli bei Dublin 78 J. alt der originelle James Henry, welcher, ursprünglich Arzt, allmählich sein reges geistiges Interesse und seine nicht unbedeutenden Mittel concentrierte auf den von ihm hochverehrten Vergil. Seine werktätige Begeisterung für diesen Dichter teilte seine im Tod ihm vorausgegangene treffliche und kenntnissreiche Tochter Katharina, mit welcher zusammen er halb Europa zu Fusse durchwanderte, überall womöglich Vergilhandschriften vergleichend. Auch hier in Tübingen fand sich das wackere Paar wiederholt ein und gewann sich Freunde. Die Ausbeute seiner Vergilstudien veröffentlichte Henry besonders in zwei grösseren Werken, seiner (von ihm selbst auszugsweise auch ins Deutsche übersetzten) zwölfjährigen Entdeckungsreise für Vergil*) und in den Aeneidea (Vol. I, 1873), für deren Fortsetzung er nach einer brieflichen Mitteilung an mich (vom 24. Aug. 1875) auch testamentarisch Sorge getragen hat. Endlich starb am 19. August in Aleppo der Assyriologe George Smith, auf der Rückreise in die Heimat, der er die reichen Funde und Entdeckungen die er an Ort und Stelle gemacht hatte vorführen zu dürfen sich freute.

Wenn auch die meisten der genannten Männer selbst dafür gesorgt haben dass ihr Name nicht so bald schwinde aus dem Gedächtnisse ihrer Fachgenossen, so wollen doch auch wir in unserem Teile dieser unserer Todten dankbar gedenken und damit uns

*) Notes of a twelve years' voyage of discovery in the first six books of the Eneis, by J. Henry, Dresden 1853.

selbst ein Anrecht darauf erwerben dereinst von den uns Ueberlebenden in treuem Andenken behalten zu werden.

Aber wenden wir uns von den Todten zurück zum Leben und der unmittelbaren Gegenwart und zu den Geschäften, und hören wir zunächst die uns zugedachten freundlichen Begrüssungen. Se. Magnificenz der Kanzler der Universität, Hr. Staatsrath v. Rümelin hat das Wort.

Staatsrath von Rümelin. Hochgeehrte Versammlung! Der Herr Staatsminister des Kirchen- und Schulwesens, welcher bedauert nicht selbst heute hier anwesend sein zu können, hat mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, an seiner Stelle im Namen der Königl. Staatsregierung die gegenwärtige Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in unserem Land und in diesen Räumen zu begrüssen und herzlich willkommen zu heissen. Insbesondere bin ich angewiesen zur Kenntniss der geehrten Versammlung zu bringen dass Seine Majestät, unser gnädigster König, ihren Aufgaben und Bestrebungen ein warmes Interesse zuwendet und ihren Beratungen den besten Erfolg wünscht.

Erlauben Sie, dass ich an diese Vollziehung des mir gewordenen hohen Auftrags noch einige Worte anfüge.

Sie haben beim Eintritt in dieses Haus an den Wänden der unteren Halle die Büsten von „sieben Schwaben“ aufgestellt gesehen, von sieben Söhnen unserer Heimat, auf die wir mit gerechtem Stolze blicken, deren Bilder wir als den würdigsten Schmuck einer akademischen Aula unseres Landes betrachten. Es sind darunter drei Dichter, Schiller, Uhland, Wieland, zwei Philosophen, Schelling und Hegel, ein Astronom und Mathematiker, Johann Kepler, und ein Künstler, der Bildhauer Dannecker. Ein Philolog ist nicht dabei; wir wussten keinen, den wir in seinem Fach so hoch hätten stellen können, als die genannten Männer in den ihrigen. Die Gründe hievon hat uns soeben der Herr Präsident klar genug dargelegt. Unter den hervorragenden Männern, an deren Namen sich die Entwicklung der alten Schulphilologie zu einer grossartigen Sprach- und Altertumswissenschaft knüpfte, ist zwar ein Schwabe, der Sohn unseres Nachbarlandes, August Böckh, aber kein Württemberger zu finden.

Gleichwohl wäre, wie mir scheint, der Schluss hieraus nicht berechtigt, dass sich die philologischen Studien nicht auch in unserem Lande einer eifrigen Pflege zu erfreuen hätten. Wie die Fremden die in unser Land kommen hier zwar keine von jenen gefeierten landschaftlichen Schönheiten finden, die das Ziel der Turisten bilden, wohl aber viele anmutige Thäler mit frischen Wiesen und fruchtbaren Feldern, mit wald- und rebenumkränzten Hügeln, keinen grossen Strom, aber viele kleine Flüsse, Bäche und Quellen, so ergeht es uns auch mit manchen Wissenszweigen und, wie ich glauben möchte, auch mit der Philologie. Grosse Philologen haben wir nicht aufzuweisen, wohl aber viele kleine. Ja wenn es auf die Menge ankäme, so könnte ich vielleicht den statistischen Beweis antreten, dass wir in der Zahl philologischer Lehrer und humanistisch gebildeter Schüler alle anderen deutschen Länder übertreffen. Man rechnet es bei uns zu den Gegenständen des sogenannten berechtigten Particularismus, dass neben einer mässigen Zahl von Gymnasien das Zehnfache an Lateinschulen besteht, dass eine solche fast in keinem Landstädtchen fehlt, und dass jährlich troz der Concurrenz gleich zahlreicher kleiner Realschulen Hunderte von Schülern zu gewerblichen Berufsarten mit einem kleinen Schulsack humanistischer Bildung übergehen, den sie mit keinem andern vertauschen würden. Ich halte den Bestand

dieser Lateinschulen für eine gegebene Tatsache, mit welcher Jeder, der über die Organisation unseres höheren Schulwesens urteilen will, in erster Linie zu rechnen hat. Allein diese kleinen Institute haben augenscheinlich in neuerer Zeit, gegenüber von dem ebenso in die Breite wie in die Tiefe gehenden Wachstum der Philologie, sowie von den stetig gesteigerten Ansprüchen sonstigen Unterrichts, einen misslichen und gefährdeten Stand. Es ist für ihre Lehrer schon schwer, über die Fortschritte des philologischen Wissens auch nur im Allgemeinen orientiert zu bleiben, noch viel schwerer aber, aus diesem reichen Schatz dasjenige auszuwählen, was auch für ihre Schulen fruchtbar werden kann. Es ist eine Lebensfrage für diese Schulen, dass ihre Lehrer die Fühlung mit der philologischen Wissenschaft nicht verlieren. Aber eben diese Fühlung nun, wie sollte sie leichter und angenehmer zu gewinnen oder zu erhalten sein, als im lebendigen und persönlichen Verkehr mit so vielen Berufsgenossen und Meistern des Fachs aus allen deutschen Gauen? Und so gestatten Sie mir aus den mancherlei Betrachtungen, zu welchen meine Worte vielleicht eine Einleitung bilden könnten, nur die Eine Schlussfolgerung hervorzuheben, dass für uns zu den allgemeinen und überall zutreffenden Gründen, sich Ihrer Gegenwart zu erfreuen, noch besondere und eigentümliche hinzutreten, dass Sie uns desshalb auch nicht blos einfach, sondern doppelt willkommen sind.

Der erste Präsident. Das Wort hat nunmehr Hr. Professor Dr. Schüppel, d. Z. Rector der Universität Tübingen.

Prof. Dr. Schüppel. Hochgeehrte Herren! Werthe und liebe Gäste! Die Universität Tübingen, in deren Hallen sie jetzt versammelt sind, ruft Ihnen durch mich, den gegenwärtigen Rector, herzlichen Gruss und Willkommen entgegen. Wir, d. h. die Glieder der Universität, die lehrenden wie die lernenden, aus allen Semestern, sind hocherfreut, uns einer Schaar von Männern gegenüber zu sehen, welche zu den Hochschulen des deutschen Landes in der allernächsten und lebendigsten Beziehung stehen, nicht nur vermöge ihres Bildungs- und Studienganges, sondern auch, und wohl noch mehr, vermöge der Tätigkeit, welche sie draussen in den verschiedensten Kreisen des Lebens zu entfalten berufen sind. Der Sprachgelehrte von Fach mag sich dem Gefühle berechtigten Stolzes hingeben, wenn er auf die versammelten Vertreter seiner Wissenschaft hinblickt, auf jene Männer, welche ihrem Wissens- und Forschungsgebiete von Jahr zu Jahr weitere Grenzen ausstecken, welche mit den übrigen oft weit abliegenden Gebieten menschlichen Wissens zahlreiche und fruchtbringende Anknüpfungspunkte aufzufinden verstehen, und welche dem von Alters her angebauten Boden mit unermüdlichem Fleisse stets neue und köstliche Frucht abzugewinnen wissen. Ich für meinen Teil stehe der Philologie zu fern, um einer solchen mehr sachlichen Würdigung des Faches mit der wünschenswerten Selbständigkeit des Urteils folgen zu können. Um so lebhafter bewegt mich bei Ihrem Anblick das Gefühl der Pietät, der dankbaren Anhänglichkeit. Ich erblicke in der überwiegenden Mehrzahl von Ihnen die Lehrer der gesammten akademischen Jugend, in dem einen oder andern Sinne. Es ist mir dabei, als sehe ich mich in den Kreis meiner ehemaligen Lehrer versetzt, und ich vergegenwärtige mir, dass der angehende Student die Befähigung zu den höheren akademischen Studien jeder Art und Richtung zum besten und grössten Teil der Beschäftigung mit den Sprachen, zumal den alten klassischen Sprachen, zu verdanken hat. In der That, meine Herren, schon von diesem einen Gesichtspunkte aus, dem sich leicht andere gleichwerthige anreihen liessen, erscheinen Sie mir als die Träger

einer eminenten Culturaufgabe. Und wenn wir mit Recht in den Universitäten den Centralherd alles wissenschaftlichen Lebens, dieses wichtigsten Factors der gesammten modernen Cultur, erblicken, so dürfen Sie, meine Herren, stolz darauf sein, dass in Ihre Hand vor allem die Aufgabe der Vorbereitung unserer heranwachsenden Jugend zum Universitätsstudium gelegt ist. Bisher haben die Philologen, haben die Humanisten diese ihre Aufgabe mit Glück und Erfolg gegen eine mächtig widerstrebende Richtung der Neuzeit festgehalten; — dass ihnen dies auch in der Zukunft gelingen möge, wie es Jahrhunderte lang gelungen ist, das wünscht mit mir ein Jeder, welcher sich der Lehre und geistigen Zucht des humanistischen Gymnasiums gleich mir noch in seinen Mannesjahren dankbar erinnert. In dieser pietätvollen Gesinnung rufe ich Ihnen noch einmal zu: Willkommen an der Universität Tübingen!

Der erste Präsident. Endlich gebe ich noch das Wort an Hrn. Gös, Stadtschultheiss von Tübingen.

Stadtschultheiss Gös. Meine Herren! Als Vertreter der Stadt, in welcher Sie heute tagen, biete ich Ihnen den Willkommgruss der Einwohnerschaft Tübingens. Seien Sie überzeugt dass die Vaterstadt Ludwig Uhland's, des Mannes den Sie mit uns wohl auch den Ihrigen nennen dürfen, dass Tübingen, dessen Gedeihen wesentlich auch von der Blüte der humanistischen Wissenschaften abhängt, Ihren Bestrebungen freundlich entgegenkommt, und dass ich im Sinn der ganzen Einwohnerschaft spreche, wenn ich Ihnen ein herzliches Salve! zurufe.

Der erste Präsident dankt den Vorrednern für ihre freundlichen Begrüssungen und erklärt die 31. Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner für eröffnet. Auf seinen Vorschlag werden als Schriftführer bestellt die Herren H. Bender und H. Flach aus Tübingen, A. Eussner aus Münnerstadt, C. Wagener aus Bremen. Sodann nennt er die der Versammlung gewidmeten Festschriften, nämlich

1. Zur Begrüssung der XXXI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Inhalt: I. Die horazische Lyrik und deren Kritik. Von W. S. Teuffel. II. Die nominale Reduplication im Griechischen von Ferd. Baur, Tübingen. Druck von Ludw. Frdr. Fues 1876. 36 S. 4.
2. Philologos Germaniae Tubingae congressos omni qua par est observantia salutat philosophorum ordo Tubingensium. Inest Ludovici Schwabii de Musaeo Nonni imitatore liber. Tubingae L. Fr. Fues typis descripsit a. MDCCCLXXVI. 85 pp. 4.
3. Zur Begrüssung der Versammlung der Orientalisten in Tübingen u. s. w. Ueber Yaçna 31 von Dr. Rudolf Roth, Tübingen, gedruckt bei Heinrich Laupp. 1876. 31 S. 4.
4. Ἑτεοστεψίας βιβλίον τρίτον. Carminis ab Alberto Kunio compositi librum III e codice Tubingensi edidit Jo. Flach. Tubingae ex off. L. Fr. Fues 1876. 19 pp. 4.

Auch erwähnt er dass eine grössere Anzahl Exemplare der Statuten des philologischen Seminars in Tübingen aufgelegt sei und gedenkt der an die Versammlung gemachten Zusendungen von Schriften, wie besonders der beiden neuesten von Dr. Julius Schwartz, Reallehrer a. D., in Stuttgart.

Ferner wurde verkündigt dass Listen zur Unterzeichnung für den Ausflug auf den Hohen-Zollern und nach Urach, sowie für die Verhandlungen der Versammlung aufgelegt seien.

Ausserdem verliest der erste Präsident eine Zuschrift vom 20. September, im

Auftrag der K. Hoftheaterintendanz in Stuttgart von Hrn. Oberregisseur v. Jendersky an das Rectoramt der Universität Tübingen gerichtet, wonach dieselbe „einem mehrfach gegen sie geäusserten Wunsche, während der Anwesenheit der Philologenversammlung eine Vorstellung der sophokleischen Antigone zu geben, freudigst entsprochen habe“ und nur um Aufschluss darüber ersucht ob der Versammlung Freitag (29. Sept.) oder Samstag (30. Sept.) hiefür wünschenswerter sei. Darauf hatte der erste Präsident umgehend (21. Sept.) dem K. Rectoramt für die Mitteilung gedankt und gesagt: „Weiterhin muss ich meinen lebhaftesten Dank der K. Intendanz selbst im Namen der Philologenversammlung aussprechen für die freundliche Gesinnung aus welcher das Anerbieten derselben hervorgegangen ist. Freilich ist es nur um so schmerzlicher dass der uns zugedachte hohe künstlerische Genuss leider der Versammlung als solcher nicht zu Gute kommen kann, da dieselbe schon am Donnerstag den 28. d. auseinandergeht, und eine frühere Aufführung als am Freitag den 29. d. aus bekannten Gründen unmöglich wäre. Indessen ist es unzweifelhaft dass viele Teilnehmer der Versammlung auf ihrer Rückreise sich in Stuttgart aufhalten werden, vollends wenn ihnen ein solcher Genuss wie die Aufführung des Antigone durch solche Kräfte wie das Stuttgarter Hoftheater sie in sich schliesst in Aussicht stehen würde. Ich möchte daher, trotzdem dass die offizielle Auflösung der Versammlung schon am Donnerstag erfolgt, doch dringend bitten dass die k. Intendenz ihr überaus dankenswertes Anerbieten, die Antigone am 29. d. zur Aufführung zu bringen, ja nicht unausgeführt lassen möge. Jedenfalls werde ich nicht ermangeln seiner Zeit der Versammlung von der ihr zugedachten Aufmerksamkeit Kenntniss zu geben, und bitte schon jetzt der Dolmetsch unseres herzlichen Dankes bei der k. Intendanz sein zu wollen.“

Von dieser Correspondenz machte der erste Präsident der Versammlung Mitteilung, indem er wiederholt in warmen Worten der Freundlichkeit des Anerbietens und der Grösse des zu erwartenden Kunstgenusses Erwähnung tat. Da aber über dieser Angelegenheit ein eigenes Geschick gewaltet hat, so sei hier gleich der weitere Verlauf derselben dargelegt, wie diess das Präsidium sich selbst und der Versammlung schuldig ist.

Nach der ersten allgemeinen Sitzung erhielt der erste Präsident abermals durch das akad. Rectoramt ein an den derz. Rector der Universität adressiertes Schreiben des Hrn. v. Jendersky, d. d. 24/9 76, von folgendem Wortlaut: „Sehr geehrter Herr Prof.! In Beantwortung der freundlichen Zuschrift Ew. Magnificenz habe ich die Ehre mitzutheilen, dass die kön. Intendanz für Freitag d. 29. definitiv Antigone angesetzt hat. — Die kön. Intendanz hat bei ihrer vorgesetzten Behörde weiters bereits Schritte gethan, um den resp. Besuchern, die durch ihre Mitgliedkarte sich legitimieren würden, entweder ganz freien Eintritt zu dieser Vorstellung oder doch zum mindesten eine bedeutende Preisermässigung gewähren zu können. Von dem Erfolg dieser Schritte werde ich Ew. Magnificenz noch benachrichtigen. — Indessen wäre es mir sehr erwünscht zu erfahren, wie hoch sich vielleicht der Besuch der Vorstellung beziffern würde, um danach die betr. Reservation der Plätze vornehmen zu können, die doch am besten auf das Parquet angewiesen ist. — Ew. Magnificenz hat vielleicht auf meine Bitte die Güte einen Bogen aufzulegen zur Zeichnung, der mir dann baldigst übermittelt werden müsste. — Ich würde mich natürlich ungemein freuen, wenn die geehrte Versammlung der Philol. die Vorstellung in corpore besuchen wollte“ u. s. w.

In Folge dieser Zuschrift wurde vom Präsidium in der zweiten Sitzung ein Unterzeichnungsbogen aufgelegt, in der dritten nochmals daran erinnert und einstweilen

Hrn. von Jendersky die Zahl der das Anerbieten benutzenden Teilnehmer auf 50 angegeben, und noch in der letzten (vierten) Sitzung verkündigt dass von diesen 50 in Aussicht stehenden Billeten noch einige verfügbar seien, für die sich denn auch alsbald Unterzeichner fanden.

Nachdem so von Seiten des Präsidiums und der Versammlung alles irgend Mögliche geschehen, war die Ueberraschung um so grösser als am Abende nachdem Mittags die Versammlung sich aufgelöst hatte (Donnerstag den 28.) der derzeitige Rector der Universität dem ersten Präsidenten folgendes abermals an jenen gerichtete Schreiben überbrachte: „Sehr geehrter Herr Prof.! Noch vor Eintreffen Ihres freundl. Antwortschreibens war an Höchster masgebender Stelle die Notiz des „Schwäb. Mercurs“ gelesen worden: „dass die Vers. von dem Anerbieten der kön. Intendanz keinen Gebrauch machen wolle“ — und wurde somit, und unter Berücksichtigung der Anwesenheit erlauchter Gäste, das Repertoir dahin geändert, dass die projectierte Antigone-Aufführung definitiv ausfällt. Ich spreche Ihnen für Ihre Bemühungen meinen besten und herzl. Dank aus und beklage aufrichtig dass unser gutgemeintes Anerbieten und Ihre frdl. Befürwortung desselben eine wenig entgegenkommende Aufnahme gefunden. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Jendersky.“ In Uebereinstimmung damit liefen denn auch bald von verschiedenen Seiten Briefe ein, worin die Verfasser ihre Erlebnisse an der Theaterkasse in Stuttgart zum Teil in ziemlicher Erregtheit schilderten. Da die Erwähnung der „höchsten masgebenden Stelle“ den Schein erregte als reiche der Vorgang in Kreise hinauf welchen die Philologenversammlung zum wärmsten Danke verpflichtet ist, so erlaubte sich der erste Präsident unterm 1. October eine Eingabe an das Kön. Cabinet zu richten, worin der ganze Sachverlauf ausführlich dargelegt und darauf hin die Hoffnung gegründet wurde dass „die Versammlung und ihr Präsidium von einer in dieser Angelegenheit begangenen Schuld freigesprochen werde.“ Schon unterm 3. Oct. erhielt der erste Präsident die Mitteilung dass seine „Eingabe, der diesfalls bestehenden Anordnung gemäss, der Kön. Hoftheater-Intendanz übergeben worden“ sei. In Folge dessen erhielt der erste Präsident folgendes Schreiben: „Stuttgart am 15. October 1876. Hochverehrter Herr Professor! Gestatten Sie Ihnen nachstehende vertrauliche Mitteilung zu machen. Die ganze Angelegenheit der beabsichtigten Aufführung der „Antigone“ zu Ehren der Philologen-Versammlung in Tübingen ist nicht bis zu den Ohren Seiner Majestät des Königs, unseres erlauchten Herrn, gekommen. In meinem Auftrage hatte der Oberregisseur, Hr. v. Jendersky, bei dem derzeitigen Rector der Universität angefragt: ob eine solche Aufführung der „Antigone“ die Teilnahme der tagenden Versammlung erregen können würde. Als ich indes in einer Mitteilung des „Schwäb. Merkur“ aus Tübingen las, dass die Versammlung als solche keinen Gebrauch von meinem Anerbieten machen könne, musste ich letzteres für abgelehnt betrachten, um so mehr als jene Mittheilung ohne jede weitere Bemerkung gegeben wurde. Da nun die Zeit des Cannstatter Volksfestes dieser antiken Tragödie wenig günstig war und Sänger und Singechor erklärten, dass sie sich sehr angestrengt fühlten und für eine gute Ausführung der Gesänge nicht stehen könnten, setzte ich die „Antigone“ vom Repertoir wieder ab und beauftragte Hrn. v. Jendersky dies nach Tübingen zu melden. Dies der einfache Hergang der Angelegenheit, den ich dem Kabinet Seiner Majestät des Königs, wie hier Ihnen, hochverehrter Herr Professor, dargelegt, um jedes Missverständniss schwinden zu machen. Mit ganz besonderer Hochachtung ergebener Dr. Feodor Wehl, Intendant des Königl. Hoftheaters.“

Der erste Präsident — an welchen hiemit zum ersten Mal ein directes Schreiben von Seiten der Hoftheaterintendanz gelangte — unterliess nicht Hrn. Dr. Wehl umgehend (16 Oct.) das völlig Ungenügende seiner Erklärung darzulegen, indem darin die Hauptsache ganz übergangen sei, dass nämlich ein anonymer privater Correspondenzartikel in einer Privatzeitung*), mit welchem weder Versammlung noch Präsidium das Geringste zu tun hatte, zum Anlass genommen wurde nicht nur diess Anerbieten zurückzunehmen, sondern überdiess den völlig grundlosen Vorwurf eines Mangels an Entgegenkommen zu erheben. Er hat indessen darauf von keiner Seite weitere Mitteilung erhalten, kann daher den für vorstehendes Schreiben in Anspruch genommenen Charakter eines „vertraulichen" nicht berücksichtigen, zumal da es sich um eine Angelegenheit handelt welche von Anfang bis zu Ende in voller Oeffentlichkeit verlaufen ist und Teilnehmer aus allen Gegenden Deutschlands in Mitleidenschaft gezogen hat.

Nach diesen Mitteilungen hielt Professor Dr. Herzog aus Tübingen seinen Vortrag über die römischen Niederlassungen auf württembergischem Boden.

Prof. Herzog. Ueberall, wo eine Versammlung der deutschen Philologen auf einem Boden zusammenkommt welcher Erinnerungen aus der Römerzeit aufzuweisen hat, erachten es die Einheimischen für ihre Pflicht, was ihnen gleichsam als ein Schatz aus dem classischen Altertum gegeben ist ihren Gästen zu zeigen, um zu beweisen dass das anvertraute Gut in gebührender Weise bewahrt wird. Ich habe der hier gegenwärtigen Versammlung gegenüber diese Pflicht übernommen, zunächst eben in dem angegebenen Sinne eines Willkommgrusses; aber die Umstände bringen es mit sich, dass gerade jetzt eine Uebersicht über das, was wir von römischen Ueberresten und was wir in ihnen haben, besonders möglich und besonders nötig ist. Es sind nämlich in der allerjüngsten Zeit mehrere Publicationen erschienen, welche theils durch das Material das sie bieten, theils durch Kritik, theils indem sie die Vergleichung ähnlicher Verhältnisse ermöglichen, zu einer Revision des bisher Erkannten auffordern und zugleich neue Aufgaben für die Zukunft stellen. Dass dabei ein Anschluss an die heutigen territorialen Verhältnisse stattfindet, liegt in der Natur der Mittel; denn solche Untersuchungen müssen gemacht werden im Anschluss an die gegebenen staatlichen Einrichtungen.

Unter den angezogenen Veröffentlichungen nenne ich in erster Linie die eben in dritter Auflage erschienene archäologische Karte von Württemberg von Finanzrath v. Paulus in Stuttgart, mit einem Commentar, von dem bis jetzt zwar nur ein Teil erschienen ist, der aber in den früheren Schriften des Verfassers sowie in den Oberamtsbeschreibungen seine Ergänzung findet, ferner die Schrift des Staatsr. v. Becker, Geschichte des badischen Landes zur Zeit der Römer, weiter die Beschreibung der römischen Grenzwehr am Taunus von dem kürzlich verstorbenen nassauischen Archivar Rossel, endlich die 1875 vollendete Beschreibung des hadrianischen Walls in Nordengland in dem Lapidarium septentrionale des dortigen Altertumvereins.

Die Grundlage unserer ganzen Auseinandersetzung kann in nichts Anderem bestehen

---

*) Derselbe lautete (Schwäbische Kronik vom 27. September, Nr. 229, S. 2177 bc): „Es wurde sodann mitgeteilt, dass die K. Theaterintendanz die Versammlung zu einer Vorstellung der Antigone auf nächsten Freitag oder Samstag eingeladen habe; da aber die Versammlung als Ganzes am Freitag Nachmittag nicht mehr beisammen ist, so konnte von dieser dankenswerten Einladung kein Gebrauch mehr gemacht werden."

als in der zuerst genannten Publication. Sie enthält die Topographie sämmtlicher auf württembergischem Boden gefundenen Altertümer, der vor- und nachrömischen wie der römischen, aber mit ganz besonderer Berücksichtigung der letzteren, die durch die rothen Linien und Niederlassungszeichen bezeichnet sind. Sie ist die Frucht eines mehr als 50jährigen unermüdlichen Suchens, die Darlegung einer Ortskenntniss wie sie sicher kein anderer besitzt, hergestellt mit den Mitteln des officiellen statistischen Bureaus, und wird immer der Ausgangspunkt aller Specialforschung auf diesem Gebiet bleiben. Ich werde desshalb zuerst einfach eine Exposition dessen geben, was sie enthält.

Wie aus den zusammenhängenden rothen Linien unmittelbar erhellt, gibt diese Karte nicht nur Material, sondern ist zugleich eine Construction hypothetischer Verhältnisse; sie gibt, um mich so auszudrücken, einen fragmentarisch überlieferten Text als ein Ganzes mit den eigenen Ergänzungen und Conjecturen. Lücken sind zwar in sofern auch da, als, wie der Herausgeber sagt, noch nicht alle Teile des Landes gleichmässig erforscht sind, aber was untersucht ist, und es ist der weitaus grösste Teil, erscheint in der Form der Reconstruction.

Es sind drei Gruppen römischer Ueberreste, die sich hier der Betrachtung unterbreiten, der Grenzwall oder Limes, die Strassenzüge und die Wohnplätze. Der Limes tritt als eine durch Erdwall mit teilweiser Vermauerung gebildete und durch einen Aussengraben geschützte Linie in das württembergische Gebiet südlich von dem badischen Ort und Eisenbahnanschlusspunkt Osterburken. Er steigt vom jetzigen Boden aus zu verschiednen Höhen vom Grund aus, — mehrfach zu 8, 9 F., an den höchsten Stellen bis zu 13, ist oben 4—5 F. breit, am Boden 40—50 F.; dass er oben mit Pallisaden befestigt war, zeigen noch vorhandene Spuren und ist geschichtlich bezeugt. Er produciert sich auf dieser Karte in südsüdöstlicher Richtung laufend in schnurgerader Linie durch den Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald, bis zum Orte Pfahlbronn, wo die Höhen des Welzheimer Waldes zum Remsthal vorspringen. Hier wendet er sich in beinahe rechtem Winkel mit leicht abgerundeter Spitze östlich, aber nun nicht mehr als Wall, sondern in der Form einer starken Heerstrasse, zunächst noch auf dem Höhenrand auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein, bis über der Eisenbahnstation Mögglingen, von dort nordöstlich, im allgemeinen in gerader Richtung, aber mit mehrfachen stumpfwinkligen Brechungen, an Wasseralfingen vorbei, durch den Ellwanger Bezirk, Ellwangen links liegen lassend, zur Landesgrenze, die er bei Eck vor Mönchsroth überschreitet, um weiterhin zuerst nordöstlich ansteigend, dann südöstlich abfallend bei Kehlheim an die Donau zu gelangen. Da, wo die südöstliche Richtung in die östliche übergeht, sehen Sie unter scharfem rechtem Winkel abbiegend eine Fortsetzung der Befestigungslinie direkt südlich an das Remsthal hinablaufen, dasselbe bei Lorch überschreiten und auf den Hohenstaufen zugehen, auf dem es in einer abschliessenden Befestigung sein Ziel findet, von dem die beiden Züge nach Norden und Osten übersehen werden können. Endlich fällt jedem, der die zwei Züge überblickt, in die Augen, dass an der ganzen Befestigungslinie, soweit sie von Baden herkommt, bis zum Staufen in je 500 Schritt Abstand an der Innenseite des Walls Wachthürme und in $1\frac{1}{2}$—2 Meilen Entfernung von einander Castelle angegeben sind, während an dem den Charakter der Heerstrasse zeigenden Limes die Thürme fehlen und nur kleinere befestigte Punkte in allerdings ziemlich kleinen Distanzen sich zeigen. Freilich gilt dieses Bild der Strasse nur für diesen Teil der württembergischen und für

die angrenzende bayrische Strecke; in der weiteren Fortsetzung gegen Kellheim wird der Limes wieder Pallisadenwall. Der Zweck der östlichen Strecke ist mit der Bezeichnung als einer festen Grenzstrasse hinlänglich gegeben, für die andre Linie dagegen vertritt der Herausgeber die Ansicht, dass die gerade Richtung, sowie die Ausrüstung mit der grossen Zahl von Wartthürmen, nicht ein Befestigungswerk in ihm erkennen lasse, sondern nur eine Telegraphen- oder Allarmirlinie, bestimmt den Feind zu beobachten und durch Zeichen und Zuruf den gerade bedrohten Punct den nächstgelegenen Castellen kund zu tun. Die eigentlichen Befestigungslinien seien gegeben hinter dem limes transdanubianus durch Alb in erster und Donau in zweiter Linie, hinter dem transrhenanus durch Neckar, Schwarzwald und Rhein.

Teils in Verbindung mit dem Grenzwall, als auf diesen zu gerichtet oder von ihm ausgehend, teils für sich selbständig oder auf andere Teile des römischen Reichs zuführend bietet sich uns die zweite Gruppe, das Strassennetz. Dieses ist zum Teil sehr reich, so gegen den Limes hin, dann in der Umgebung der Städte Rottweil, Rottenburg, Cannstadt, Heilbronn, auch in Oberschwaben. Wenn andre Teile, wie der Schwarzwald, zurücktreten, so hat dies natürlich zum Teil seinen Grund in den Terrain- und Niederlassungsverhältnissen, aber nur zum einen Teil, zum andern in noch ungenügender Durchforschung. Die Strassen selbst sind in verschiedener Stärke angegeben, als Heerstrasse, Verkehrstrasse und Botenwege. — Endlich die Niederlassungen werden bezeichnet teils als Garnisonsstädte, wie der Verfasser sich ausdrückt, teils als bürgerliche Wohnorte verschiedener Grösse. Der in dieser Karte eingezeichneten Wohnplätze sind es über 600, in verschiedener Grösse gehalten und wiederum mit dem Vorbehalt gegeben, dass eine noch vollständigere Erforschung die Zahl um ein Ziemliches vermehren würde.

Die Karte ist, wie ich sagte, eine Reconstruction. Wie steht es nun mit ihrem Anspruch auf Richtigkeit? Hier ist der Punct, wo ich der Schrift des Herrn Staatsraths v. Becker gedenken muss. Diese will den ins masslose gehenden Annahmen von römischen Niederlassungen, Burgen und Strassen bei Mone u. A. mit vorzugsweise auf Prüfung der architektonischen Ueberreste gegründeten Argumenten entgegentreten und tut dies mit einschneidender Kritik. Diese Polemik halte ich für berechtigt und dankenswerth; an die Stelle der planlosen Vermischung von Mittelalterlichem und Römischem und eines willkührlichen, unmethodischen Verfahrens ist damit eine die verschiedenen Zeiten klar scheidende gesunde Grundlage gesetzt. Im Verlauf seiner Auseinandersetzung nun bemerkt der Verfasser, er gestehe, dass er sogar die Paulus'sche Strassenkarte mit einem gewissen Misstrauen betrachte, und schiebt so, wenn auch mit etlichen Bedenken, nachdem er das badische Gebäude in Brand gesteckt, sachte einen brennenden Span in des Nachbars Haus. Da muss ich nun zunächst einspringen und löschen. Dass hier Alles so zu nehmen sei wie es gegeben ist, soll nicht behauptet werden; aber dass das Misstrauen in ähnlicher Weise geltend gemacht werde wie gegen Mone, dagegen muss ich entschieden Einsprache erheben. Vor Allem ist zu betonen, dass die Art wie diese Karte zu Stande gekommen und der Aufbau des Mone'schen Gebäudes sehr weit von einander verschieden sind. Mone hat aus vorgefassten historischen, ethnologischen und etymologischen Hypothesen heraus gearbeitet, hier haben wir es mit minutiösen monumentalen, in erster Linie auf vorhandene Spuren, in zweiter auf Ortsüberlieferung gegründeten Untersuchungen zu tun, mit einem Material, das von seiner Verwendung unschwer zu scheiden ist und, abgesehen von den

verschiedenen Folgerungen die man daraus ziehen kann, ein reicher, zuverlässiger Stoff für die Zukunft bleibt. Die Construction aber, die vorliegt, wird jedem folgenden Forscher dieselben Dienste leisten welche scharfsinnige Textherstellung eines Vorgängers dem spätern Herausgeber bietet. Ich hätte nur einen Wunsch beizufügen: bis jetzt ist die Scheidung von Material und Reconstruction möglich durch den Commentar sowie durch die Vergleichung der grossen topographischen Karte des statistischen Bureaus, wo Altertümer nur so weit sie sichtbar vorhanden eingezeichnet sind. Die Verdienste des Hrn. Paulus um die weitere Forschung würden in vollem Masse dankenswert, wenn er, was er zu dem in dieser sog. topographischen Karte schon Verzeichneten noch gefunden hat, in ein Exemplar derselben beim statistischen Bureau einzeichnen lassen wollte.

Nach Vorausschickung dieses allgemeinen Urteils möchte ich nun hinsichtlich der oben genannten drei Gruppen einige Bemerkungen beifügen, bei denen ich aber mich veranlasst sehe, hinsichtlich des Grenzwalls und der Strassen nicht ins Detail einzugehen, soweit ich überhaupt bei dem sporadischen Charakter meiner eigenen Nachforschungen von Detail reden kann; es würde uns dies zu weit führen. Dagegen werde ich bei der Frage der Niederlassungen, auf welche ich auch sachlich das grösste Gewicht lege, länger verweilen.

In der Ziehung des östlichen Limes weicht Hr. Paulus von den von bayrischer Seite her gemachten Untersuchungen hauptsächlich darin ab, dass, während die letzteren den Zug da wo er von Bayern her gegen das obere Remsthal kommt, in dieses hinabgehen und bei Lorch den Anschluss an die von Norden kommende Linie gewinnen liessen, er seinerseits die Richtung oben auf der Wasserscheide zwischen Rems und Lein nach Pfahlbronn einhält und die Remsthalstrasse nur als eine Abzweigung gelten lässt. Ich glaube, dass die letztere Auffassung wie aus allgemeinen Gründen die richtigere so auch genügend nachgewiesen ist. Für den andern Limes aber scheint mir ein wesentlicher Punct problematisch, nämlich die schnurgerade Richtung. Zu Gunsten dieses Einspruchs berufe ich mich nicht auf die Richtung des östlichen Zugs, da dieser ja den Charakter einer Strasse hat, sondern neben der Natur der Sache auf die Analogie des ganz entsprechenden Grenzwalls am Taunus und des hadrianischen und antoninischen Walls in England, wo überall zwar noch eine möglichst gerade, aber nicht eine schnurgerade, sondern dem Terrain angemessene Linie eingehalten ist. Die Thürme finden sich am Taunus nicht auf so gleiche und kleine Distanzen, vorzugsweise da wo das Terrain zu einer besonderen Befestigung einladet, zuweilen mehrere beisammen. Das System der Thürme des englischen Walls nähert sich dagegen diesem. In dieser Beziehung will ich also Zweifel nicht erheben; hinsichtlich der schnurgeraden Linie dagegen möchte ich dem Herausgeber der Karte zur Erwägung anheimgeben, ob nicht an verschiedenen Stellen, wo der erhaltene Zug des Walls unterbrochen ist, eine Abweichung anzunehmen wäre, die mit ein Grund sein konnte für die Zerstörung oder Einebnung. Natürlich kann man einwenden, dass ja die erhaltenen Stücke wieder in die gerade Linie weisen, allein dies ist auch auf Umwegen möglich. Indessen da ich nicht, wie Hr. Paulus, die Strecke Schritt für Schritt begangen habe, kann ich eben nur Bedenken erheben. Was aber den Zweck des Walls betrifft, so wird man die Absicht der Befestigung nicht nur nicht trennen können von der, eine Signalpostenkette zu bilden, sondern jene wird unbedingt in erste Linie zu stellen sein. Einmal sind in den Quellen diese Wälle immer als Befestigungswerke behandelt. Sodann könnte der

Signaldienst doch von den Castellen aus mit einem viel einfacheren Apparat hergestellt werden, ja ich bezweifle ob man ihn in diesem waldigen Terrain mit diesen Mitteln überhaupt herstellen konnte. Wenn ich in Rechnung nehme, dass am Taunus vorrömische Befestigungsmittel, sogar Thürme, in den Bereich des römischen Wallsystems gezogen sind, so scheint es mir, dass die Römer den Ansatz zu solcher Grenzwehr in roherem Zustand schon angetroffen und nur in ihrer Weise systematisch durchgeführt, technisch vollendet und mächtig ausgestattet haben. Dabei hat sich in der Art des Baus ein Fortschritt vollzogen; man hat sicher von Domitian bis ins 3. Jahrhundert daran gebaut, auf Hadrian (Spart. vit. Hadr. c. 12) wird die Pallisadenausstattung zurückgeführt, andre, wie Caracalla, wendeten den Castellen und Thürmen ihre Sorgfalt zu; besonders bemerkenswert aber ist, dass auch ein Teil der östlichen Linie wie die vom Norden kommende ausgestattet ist. Vielleicht war man im Zuge, beide ganz gleich zu machen. An das Bedürfniss des grossen Kriegs ist hier allerdings weniger zu denken; für diesen waren die Castelle von Bedeutung, aber zur Abwehr von räuberischen Einfällen konnte der Wall mit gutem Erfolg angewandt werden. Hinsichtlich der weniger gesicherten östlichen Seite möchte ich darauf aufmerksam machen, dass, als dieses Werk construirt wurde, dort die den Römern befreundeten Hermunduren sassen. Von einer beständigen Besetzung der Wartthürme kann nicht die Rede sein, wohl aber traten diese in Verwendung, sobald man Kunde hatte, dass es an irgend einem Puncte jenseits des Walls unruhig aussehe.

Ich komme zu den Strassen. Da ist nun freilich die Menge der rothen Linien schon Manchem fast schreckhaft entgegengetreten. Dieses Strassennetz ist zu Stande gekommen teils gelegentlich der officiellen topographischen Landesaufnahme unter Mitwirkung des Hrn. Paulus, teils durch dessen unermüdliche Privattätigkeit[1]). Man hat schon gesagt: nun ja, dass die Römer von einem Ort zum andern Wege hatten, vielleicht so viele wie wir, versteht sich; allein dass dieselben noch in solcher Zahl nachweisbar wären, sei unglaublich. Allein die Sache dürfte doch anders liegen. Es handelt sich eben darum, ob nicht in diesem nur militärisch wichtigen Grenzland die römische Verwaltung es für nöthig fand, nicht bloss die Hauptverkehrsstrassen, sondern ein ausgedehntes, in sich zusammenhängendes System von Wegen herzustellen, in einer Weise dass selbst die unbedeutenden Glieder eine Construction aufweisen, die man noch nach 1600 Jahren als eigenthümliches Werk erkennt. Die Aufgaben, die in dieser Beziehung geschichtlich und archäologisch vorliegen, sind verschiedene; in erster Linie kommt natürlich in Betracht die einzige Strasse, die überhaupt urkundlich verzeichnet auf uns gekommen ist, die in der sog. peutinger'schen Tafel, aber auch nur in dieser — nicht auch in den Itinerarien. Es ist die von Windisch in der Schweiz nach Regensburg gezogene. Ueber sie hat sich eine besondere Literatur aufgehäuft, und bis zum heutigen Tag ist ihre Richtung in verschiedenen Teilen controvers; natürlich verknüpft sich bei ihr die Forschung nach der Strasse mit der über die überlieferten Stationennamen. Ueberall sonst haben wir es lediglich zu tun mit Combinationen aus erhaltenen Ueberresten und örtlichen Ueberlieferungen in Urkunden wie Sagenbüchern oder in Flurnamen oder im Munde der Leute. Dass hier die Tätigkeit Einzelner eine Prüfung herausfordert, liegt in der

1) Vgl. dazu: Paulus, die Römerstrassen mit besondrer Rücksicht auf das Zehntland. Stuttgart 1857.

Natur der Sache; nur ist ebenso natürlich, dass, was ein Einzelner in fünfzig Jahren geleistet, nicht so bald wieder ein Einzelner als Ganzes nachprüfen und ein allgemeines Urteil darüber desshalb nicht so kurzweg gegeben werden kann. Allein darum handelt es sich auch gar nicht. Nichts leichter hier als die Teilung der Arbeit. An der Hand dieser Karte kann Jeder, der sich für die Sache interessiert, in seiner Umgebung an der Forschung Teil nehmen, und ich möchte namentlich unsere Lehrer in den Landstädten ermuntern, nicht bloss in dieser Beziehung, sondern hinsichtlich aller Arten von römischen Altertümern ein Auge auf ihren Bezirk zu haben, nicht bloss zur Kritik, sondern auch zum eigenen Genuss und der eigenen Instruction. War es doch ein Marbacher Präceptor, der im 16. Jahrhundert den Grund zu unsrer Staatssammlung der römischen Altertümer legte. Wenn ich meine eigenen bescheidenen Erfahrungen auf diesem Gebiet namhaft machen soll, so kann ich nicht leugnen, dass mir an manchen Puncten, wie namentlich bei der wichtigen Gegend Unteriflingen, der Charakter des Römischen nicht klar geworden ist, im Allgemeinen aber habe ich erfahren, dass man alle Ursache hat in der Verwerfung einer Angabe der Karte vorsichtig zu sein. Als ein sehr wichtiges Kennzeichen neben andern möchte ich anführen die Richtung von alten Strassen im Verhältniss zu den heutigen Ortschaften, hinsichtlich anderer Kriterien aber verweise ich auf die kleine Schrift des Herrn Paulus über die Römerstrassen. Eine Eigentümlichkeit dieses Grenzlands, und gerade bei dem oben angenommenen Charakter des Strassennetzes doppelt auffallend, ist das gänzliche Fehlen der Meilenzeiger; allein welchen Grund dies auch haben mag, das, was die Ueberreste der Strassen selbst bezeugen, kann dadurch nicht umgestossen werden. Hinsichtlich der aus diesem Strassensystem zu ziehenden Consequenzen bin ich allerdings andrer Ansicht als Hr. Paulus. Dieser entnimmt daraus die Vorstellung von einer bedeutenden Culturentwicklung, einer starken Bevölkerung und eines lebendigen Verkehrs; betrachtet man dagegen, wie oben gesagt, dieses Strassennetz als ein militärisches Werk, das entstand weil andere Kräfte als die der Staatsverwaltung nicht in genügendem Masse vorhanden waren, um die erforderlichen Communicationen herzustellen, so ergibt sich das Gegenteil, oder man wird wenigstens die Vorsicht anwenden, die Strassen für sich zu behandeln und über den Stand der Cultur nach andern Quellen sich umzusehen.

Um solche zu finden, müssen wir der Geschichte der Besitznahme und Behauptung dieses Landes näher treten und werden dann auch den richtigen Gesichtspunct für die Verteilung und Bedeutung der Niederlassungen gewinnen. Den Angelpunct unter den für die Romanisierung dieses Landes verwendbaren Notizen bietet die Stelle des Tacitus Germ. 29 über die decumates agri. Darnach gehörte im J. 98 das Land in aller Form zum Reiche, wurde als Teil einer Provinz gehalten, es war bereits durch einen Limes, d. h. jedenfalls eine fortlaufende Grenzwehr, vom freien Germanien getrennt, während vorher nur unter dem wenig genügenden Schutz benachbarter rückwärts liegender römischer Garnisonen waghalsige Leute aus Gallien sich in dem damals herrenlosen Lande niedergelassen hatten. Aus früherer Zeit haben wir nur indirecte Zeugnisse. Wir wissen dass, nachdem die Römer im J. 15 Rhätien in Besitz genommen und Tiberius bis zu den Donauquellen vorgegangen war, die Markomannen, die dort gesessen, unter Marbods Führung nach Böhmen auswanderten. Dies die Ursache wesshalb das Land, wie Tacitus sagt, dubiae possessionis geworden war; der Ausdruck ist bezeichnend, es ist nicht ge-

sagt 'menschenleer', sondern nur herrenlos. Von der von den Markomannen unterjochten frühern keltischen Bevölkerung muss ein Teil geblieben sein, wenigstens so stark um die keltischen Ortsnamen, die wir hier beinahe durchaus finden, zu begründen oder zu behaupten. Den Charakter der dubia possessio aber finde ich darin ausgeprägt, dass nirgends hier ein Völkerschaftsname auftritt. Ueberall in der Nachbarschaft haben sich, wie weiterhin in Gallien, die Namen der früheren keltischen oder germanischen Volksgenossenschaften auch unter den Römern erhalten, in der Augusta Rauracorum, civitas Nemetum u. dgl.: hier ist es nicht der Fall; eine keltische Volksgenossenschaft war schon durch die Markomannen aufgehoben worden. Der levissimus quisque Gallorum, der aus römisch-keltischem Land mit einem Anflug römischer Cultur herüberzog, kam also zu Stammverwandten. Für ein Vordringen der römischen Provinzialverwaltung bis zur oberen Donau könnte neben der Notiz von Tiberius Vordringen zu den Quellen, die übrigens nicht viel besagen will, Juliomagus sprechen, der Ort der peutinger'schen Karte, 33 Meilen von Windisch; indess kann ich dies nicht auf römische Occupation durch einen julischen Kaiser deuten. Solche römisch-keltische Zwitterbildungen, wie sonst auch Juliobona, Juliobriga vorkommen, sind nicht officiell gemacht worden, sondern von der Bevölkerung gebildet, in diesem Fall vielleicht von zugezogenen Galliern, ehe die römische Verwaltung selbst sich festsetzte. Officiell römisch wäre forum Julii gewesen. Indessen ist es immerhin möglich, dass man allmählich vom Oberrhein her über den südlichen Schwarzwald und zugleich vom Bodensee oder der Schweiz gegen die Donauquellen zu vor der Mitte des ersten Jahrhunderts Boden gewann[1]). Am untern Neckar wurde um diese Zeit jedenfalls bereits das ebene Land besetzt, wie die Ziegel der 21sten Legion in Heidelberg beweisen[2]), sofern diese Legion von Claudius bis zum J. 69 in Mainz lag und nur von Mainz aus nach Heidelberg gekommen sein kann. Von der Schweiz her gehen meines Wissens die nachweisbaren Grenzen der römischen Occupation vor Domitian nicht über Schleitheim hinaus, wo wiederum die Ziegel der 21sten Legion, die nach dem J. 70 kurze Zeit in Windisch stand, Zeugniss ablegen. Für das Herübergehn über die Donau zum obern Neckar gibt erst der Ortsname Arae Flaviae, 28 Meilen von Juliomagus auf der Karte, βωμοὶ Φλαούιοι dès Ptolemäus, einen festen Punct; denn damit ist die Besitznahme des Landes angeknüpft an den germanischen Feldzug des Domitian im J. 84. Was dieser angefangen, wurde durch die Feldzüge Trajans, des Statthalters von Obergermanien, noch vor dem J. 98 v. Ch. vollendet, bis zur Einverleibung des Landes als eines nicht der Grundsteuer, sondern dem Zehnten unterworfenen Provinzialdistricts. Derselbe wurde mit Obergermanien verbunden und erhielt von dort her seine Garnisonen. Wäre nun nach der Besitznahme das Land in der Weise behandelt worden, dass man eine zahlreiche bürgerliche Bevölkerung römischen Rechts hätte bilden wollen, so müssten uns die Inschriften grössere Fortschritte des römischen Bürgerrechts, lateinische Namen in der bürgerlichen Bevölkerung, insbesondere auch Namen von Ulpiern, Aeliern, Aureliern, und eine grössere Anzahl von Municipien geben; nichts von alldem. Es gibt in

---

1) Strabo 7 p. 292 C: ἡμερήσιον δ' ἀπὸ τῆς λίμνης (d. h. vom Bodensee) προελθὼν ὁδὸν εἶδε τὰς τοῦ Ἴστρου πηγάς.

2) Brambach, corp. inscr. Rhen. p. XXXI zu n. 1708. Ders. in „Denkmale der Kunst und Geschichte Badens". Carlsruhe 1867. S. 16.

dieser Beziehung keinen stärkern Contrast als den zwischen der Provinz Dacien und dem Decumatenland. In Dacien, der wenige Jahre nachher occupirten Provinz, finden wir jene Latinisierung in den Namen, wir sehen wie aus den römischen Lagern sich in kurzer Zeit Städte entwickeln und finden die ganze Stufenleiter des municipalen Rechts von der niedersten Form der canabae, des Barackendorfs, bis zur colonia iuris Italici. Trajan verpflanzte aber auch ganze Schaaren von Bewohnern aus dem Reiche nach Dacien, und wie dort, so haben die Römer auch sonst hinlänglich gezeigt, dass, wo sie von oben herab colonisieren wollten, sie es meisterhaft verstanden wie seitdem kein andres Volk. Im Decumatenland liessen sie den Process in den einfachsten Verhältnissen und desshalb langsam vor sich gehen. Als Beweise dafür möchte ich Folgendes anführen. Im ganzen Gebiet diesseits des Schwarzwalds können wir nur zwei civitates, organisierte Bezirke, aufweisen, die civitas Sumalocenne, bezeichnender Weise auch saltus Sumalocennensis genannt, die Waldstadt oder der Waldbezirk, und civitas Alisinensis in Bonfeld unter Heilbronn, bis jetzt nur auf einem einzigen Stein sicher bezeugt und an einem Ort wo auffallenderweise keine Strassen zusammenlaufen. Von Untergemeinden finden wir vici, aber können nur zwei namhaft machen, den vicus Aurelianensis in Oehringen, von Caracalla so benannt, — bei diesem ist auch ein quaestor als Beamter angegeben — und den vicus Murrensis in Benningen, beim Einfluss der Murr in den Neckar; es wird wohl noch andere gegeben haben, aber viele sind es nicht gewesen. Sonst gab es eben einerseits so zu sagen formlose Dörfer oder einzelne Gehöfte, andrerseits Castelle. Ueber die Organisation der Bezirke, speciell das Verhältniss der untergeordneten Niederlassungen zu ihnen und ihre Verteilung unter dieselben, können wir nichts Bestimmtes sagen; aus dem Vorkommen eines decurio oder Gemeinderaths der civitas Sumalocennensis in Köngen könnte man Schlüsse ziehen; allein dies lässt sich auf verschiedene Weise erklären. Von einer bedeutenderen Entwicklung municipalen Lebens aber, dieser Grundlage der Romanisirung, kann unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Die untergeordneten Ortschaften waren sicher zum Teil relativ ansehnlich, aber latinisiert waren sie nicht. Ferner von den datierten Inschriften dieses Teils gehören nur sieben dem zweiten Jahrhundert an, keine fällt vor 140, zwei davon ins Jahr 199, die übrigen datierbaren bis in die Regierung des Gallienus hinein. Darnach haben wir auch das Alter der übrigen zu bemessen. Dies zeigt wiederum ein langsames Fortschreiten in lateinischer Sprache und Sitte. Die Veteranen aus den im Lande liegenden Legionsabteilungen, vollends die aus den Cohorten der Asturier, Hispanier, Britten, Helvetier u. a., die nach vollendeter Dienstzeit hier blieben, hatten nur die Schule des römischen Dienstes durchgemacht und waren nicht geeignet rasche Fortschritte zu begründen. Erst eine zweite oder dritte Generation war ein hoffnungsvolleres Element. Zu ihm gehören die juvenes, die wir an manchen Orten, z. B. in Rottenburg, als Collegien, Kriegervereine organisiert finden. Sie waren wohl ein Landsturm, wie jene ipsorum Raetorum iuventus die bei Tacitus Hist. 2, 68 neben den Raeticae alae cohortesque gegen die Helvetier aufgeboten wurde. Weiter: auch die Besitzverhältnisse wurden nur nach und nach besser, und noch am Anfang des dritten Jahrhunderts lässt sich der eigentümliche Charakter des Decumaten- oder Zehntverhältnisses erkennen. Ich schliesse dies aus einer Pandectenstelle von dem Juristen Paulus, dem Präfectus Prätorio unter Severus Alexander. Da wird folgender Rechtsfall angeführt: L. Titius hat im rechtsrheinischen Germanien — das kann doch in dieser Zeit nur das

Decumatenland bezeichnen — Güter gekauft und eine Anzahlung darauf gemacht. Ehe er den Rest bezahlt stirbt er, und die Verkäufer verlangten ihr Geld vom Erben. Der aber erwidert, das Kaufsobject sei nicht mehr ganz, es seien Teile davon weggenommen worden zu Veteranenansiedlungen. Es erhebt sich nun ein Rechtsstreit darüber, wer den Schaden dieses Zwischenumstands zu tragen habe, der Käufer oder der Verkäufer. Daraus entnehme ich, dass noch in der angegebenen Zeit das Land den Charakter des ager publicus getragen habe; es wurde der Occupation überlassen gegen einen Zehnten, der ohne Zweifel zum Unterhalt der Truppen bestimmt war; in diesem Verhältniss vererbte es sich und wurde Gegenstand des Kaufs und Verkaufs und war auch ungefährdete possessio, so lange zu Assignationen an Veteranen noch freies Land da war, aber die Verwaltung behielt sich immer das Recht vor, es wieder einzuziehen und tat dies da und dort. Ohne Zweifel wird man bei Constituirung einer civitas oder eines vicus der darin bestberechtigten Bevölkerung das Land zu Eigentum gegeben haben, wie es die Veteranen besassen; aber dies gieng dann eben nur im Verhältniss der Bildung solcher municipalen Formen vor sich. Im J. 212 wurde allerdings allen freien Einwohnern des römischen Reichs das Bürgerrecht erteilt, aber in wie fern diese in erster Linie fiscalische Massregel Einfluss auf solche Verhältnisse geübt, vermögen wir nicht zu sagen.

Es wird einleuchten, dass gegenüber den angeführten Tatsachen die Zahl von 600 Wohnplätzen, die wir auf dieser Karte angegeben finden, und wenn wir noch weitere noch nicht erforschte dazu denken, nicht viel beweist, es kommt auf die Qualität derselben an. Ebenso wenig können die Ueberreste einer künstlerischen und gewerblichen Tätigkeit, beziehungsweise das Vorhandensein einer localen Kunst und Industrie, ein ernstlicher Gegenbeweis sein. Ich weiss wohl, dass das treffliche Orpheusmosaik in Rottweil aus Steinen der Gegend gearbeitet ist; ebenso ist was wir an statuarischen Denkmälern haben, mit Ausnahme eines kleinen Marmorkopfes, aus dem Sandstein des Landes gemacht, zum Teil sehr roh, zum Teil mit achtungswerter Anwendung der antiken Kunstformen — ich verweise nur auf die Reihe der Mercurstatuen im Stuttgarter Lapidarium; dazu kommen da und dort Reste von Villen, Badeeinrichtungen und Hypokausten in bürgerlichen Wohnungen. Allein wer wird etwas Besonderes darin finden, dass die römischen Commandanten sich Arbeiter mitbrachten, die ihnen den Schmuck des Lebens, den man sonst im Reiche in Fülle hatte, auch hier, und so weit möglich mit den Mitteln des Landes, schufen und dass von ihnen aus der Sinn dafür, unterstützt durch die Bedürfnisse des Cultus, sich etwas weiter verbreitete?

Die eben gegebene Ausführung gibt uns zugleich die Grundlage für die Stellung der Aufgaben, welche der römischen Altertumsforschung in diesem Lande noch gesetzt sind. In erster Linie gilt es die Aufdeckung der Castelle. Dies ist freilich eine Arbeit die nicht der einzelne leisten kann, sondern zu der ein Zusammenwirken mehrerer beziehungsweise öffentlicher und privater Mittel nöthig ist. Von Castellen ist genauer untersucht und beschrieben das von Oehringen von O. Keller, vermessen und in den Umrissen gezeichnet das von Mainhardt in der Paulus'schen Schrift über den Grenzwall, die übrigen am Limes gelegenen sind signalisiert, aber bis jetzt eben als topographische Puncte. Innerhalb des Landes ist wohl die bedeutendste Ausbeute zu erwarten von dem Castell in Rottweil. Dieses ist seiner allgemeinen Lage nach längst bekannt, aber veranlasst durch den Fund des Orpheus und andrer Reste bei den Hochmauern suchte man dort

eine grössere Stadt und betrachtete das Castell als Nebensache. Das wahre Verhältniss ist das umgekehrte. Ausgrabungen auf dem Boden des alten Lagers aber bieten die beste Aussicht auf Erfolg. Ich bin durch die Güte des Hrn. Eisenbahnbauinspectors Hocheisen, der grosse Verdienste um die Rottweiler Altertümer hat, in die Lage versetzt dies näher zu begründen. Bei dem Bau des dortigen Bahnhofs wurden nicht nur an den Seiten des Lagers verschiedene Nachforschungen gemacht, sondern insbesondere die Lage der Hauptthore festgestellt. Es musste der Neckar verlegt werden gegen die gegenüberliegenden Hügel hin, und da fand man nun in dem alten Lauf des Flusses unter dem neueren Bett eine römische gepflasterte Fuhrt, die sich erwies als in Verbindung stehend mit der Ausfahrtstrasse der porta praetoria. Die Ecken des Castells in der bekannten abgerundeten Form sieht man ganz deutlich, zwei Thore kennt man, daraus lassen sich wenigstens die Stellen, bei denen Nachgrabungen besonders wertvoll wären, aus der bekannten Construction der Castelle finden; denn das Ganze auszugraben ist bei den heutigen Culturverhältnissen allerdings nicht möglich. In zweiter Linie würden weitere Nachforschungen in Rottenburg erwünscht sein. Wir haben dort noch wenig Bedeutenderes — es sind hauptsächlich einige kleinere Inschriften und die Reste der Wasserleitung, die berüchtigten Jaumann'schen Scherben will ich lieber übergehen; die Bedeutung des Platzes erhellt aber auch aus seiner Umgebung, in der nicht bloss die Niedernauer Quelle zählt, sondern auch die sog. Heidenkapelle in Belsen, an der Sie übermorgen vorbeifahren werden. Die Sculpturen daran stammen aus einer Cultstätte am Fuss des Farrenbergs; die gutgearbeiteten Stier- und Widderköpfe sind, wie sich durch Vergleichungen leicht erweisen lässt, die bekannten Figuren der Tauro- und Kriobolienaltäre, und wenn man die Steine aus dem Bau herausziehen könnte, würde man vielleicht noch Reste von Inschriften zu Ehren der Magna deum mater Idaea finden; die übrigen sind roheste Provinzialkunst. Drittens wäre es erwünscht, wenn man in Bonfeld Näheres über die civitas Alisinensis erfahren könnte.

Ich habe vorhin von dem Castell bei Rottweil gesprochen. Dies führt mich auf eine noch unerledigte Aufgabe der Erläuterung der peutinger'schen Tafel. Wie hiess jener Platz? Dass er eine der an der peutinger'schen Strasse gelegenen Stationen war, ist ausser Zweifel, aber welche? Seit Mannert und Leichtlin hat man vorzugsweise die Arae Flaviae dorthin gesetzt, Hr. Paulus dagegen hat aus den Massen der Karte berechnet, dass dorthin Brigobanne gehöre, Arae Flaviae aber in die Nähe von Unteriflingen im Glattthal, an eine Stelle wo, von Wald völlig überwachsen, aber aus Mauerüberresten und Strassenpflaster so wie aus den Erinnerungen in der Gegend eine abgegangene Stadt erwiesen sei; die Flur selbst heisst Rockensberg; daneben hätten wir aber die Flurnamen Vorder- und Hinterara und darin so deutlich wie möglich die Arae. Ich bedaure, dem nicht beistimmen zu können, und es hat vielleicht auch ein gewisses methodisches Interesse, diese Frage in aller Kürze zu erörtern. Ich gebe vollständig zu, dass die Masse der Karte nicht zutreffen, aber diese sind dem Zweifel unterworfen, zumal da hier die Controle der Itinerarien fehlt. Herr Paulus selbst ändert sie an einer andern Stelle. Meine Gründe gegen seine Hypothese sind folgende. Brigobanne kann man nicht von Brega und Brigach trennen, den Quellflüssen der Donau; ferner ist der Ort bei Unteriflingen über dem engen dort tief eingeschnittenen Glattthal unmöglich für ein römisches Castell. Um den Unterschied einer römischen Festung und einer mittelalterlichen Stadt

zu erkennen, ist nichts instructiver als das Verhältniss des Rottweiler Castells zum heutigen Rottweil. Das eine ein treffliches Beispiel für die Vorschrift des Vegez, cavendum ne sit in abruptis ac deviis et difficilis praestetur egressus, weil es eben auch einen offensiven Zweck hat, das andere für die mittelalterliche Vorliebe für die abrupta und devia, und das letztere finden wir nun auch bei der Stelle im Glattthal. Diese ist allerdings ein höchst merkwürdiges Beispiel einer abgegangenen Stadt, allein die Erinnerungen, die ich in der Gegend fand, weisen auf den dreissigjährigen Krieg hin als den Ursprung des Untergangs. Was aber als durchschlagender Grund angeführt wird, der Flurnamen Altara, das kann ich ganz speciell als hinfällig erweisen. Die Flurkarten zeigen neben einander die Namen Vorder- und Hinter-Alteren, dann Saltera und Sattera; allein auf diese will ich mich nicht berufen; denn sie sind für Namensforschung keine urkundlichen Quellen. In den Lagerbüchern dagegen, deren Kenntniss ich dem Hrn. Pfarrer Thuma von Leinstetten verdanke, findet sich allerdings einmal im J. 1750 Altara, daneben aber auf einem andern Blatte aus derselben Zeit Saltara und Saltera, und wenn man weiter zurückgeht, in dem ältesten mir gelieferten Document von 1435 Saltran, sonst durchweg Saltera oder Saltara. Mit den arae Flaviae kann dies nichts zu thun haben. So wollen wir denn mit Leichtlin Arae Flaviae bei Rottweil belassen. Ich halte es ferner aus verschiedenen Gründen für wahrscheinlich, dass von Rottweil die peutinger'sche Strasse auf dem rechten Ufer nach Sumlocenne gieng, aber ein stricter Beweis kann dafür nicht geliefert werden, weil man von den Massen der peutinger'schen Tafel jedenfalls abweichen muss. Nach den uns überlieferten geschichtlichen Notizen war die Gegend zwischen der obern Donau, dem Oberrhein und Main von Gallienus ab bestrittener, zum Teil sogar schon verlorener Boden. Dies ist schon öfter ausgeführt und neuestens auch durch das von Mommsen herausgegebene Provinzialverzeichniss vom J. 297 erwiesen. Hinsichtlich des Verbleibens römischer Culturreste aber möchte ich auf eine Tatsache hinweisen, die mir erst dieser Tage aufstiess. In Fundakten fand ich bei dem Eisenbahnbau von Geisslingen einen Münzfund erwähnt, von Münzen die, wie der Bericht des Technikers lautet, vom J. 69 bis 324 gehen, das heisst wohl, von Vespasian bis Licinius; ferner in der Sammlung von in Cannstadt gefundenen Münzen des verst. Hofraths Veiel, die jetzt in der Stuttgarter Staats-Sammlung ist, finde ich die Reihe gehend bis Constantius. Die in Niedernau gefundenen Münzen gehen sogar bis Valentinian. Ich lasse es dahin gestellt, ob man daraus für ein Verbleiben römischen Volks unter den Alamannen oder für eine zeitweilige Wiederbesetzung von gewissen Plätzen Schlüsse ziehen will, möchte aber bei dieser Gelegenheit den Wunsch anbringen, es sollten doch die Münzfundberichte möglichst genau gegeben und das zusammen Gefundene beisammen gelassen werden, da sich nur so geschichtliche Folgerungen daraus ziehen lassen. Dass aber die römische Cultur nicht völlig untergieng, beweist jedenfalls der Umstand, dass diejenige Getraideart, deren Vorherrschen für dieses Land charakteristisch ist, der Dinkel, auf die Römer zurückgeht.

Den Schluss des Vortrags bildete eine Topographie der an den bedeutendsten württembergischen Eisenbahnlinien gelegenen römischen Niederlassungen zur Orientierung der Mitglieder der Philologen-Versammlung. Da dieser Teil einem speciellen Bedürfniss angepasst war, dürfte auf seinen Abdruck verzichtet werden. Eine geschichtlich begründete

und die politische und militärische Bedeutung der einzelnen Niederlassungen berücksichtigende Topographie des Decumatenlands ist das letzte Ziel, das dem Localforscher für diese Gegenden gesteckt ist.

Der erste Präsident dankt dem Redner für seinen inhaltsreichen Vortrag. Da von keiner Seite über denselben das Wort begehrt wird, so verkündigt er die Tagesordnung für die folgende Sitzung und erklärt die heutige erste für geschlossen.

Nach derselben constituiren sich die verschiedenen Sectionen, worüber s. das Nähere unten.

Zweite allgemeine Sitzung.

Dinstag den 26. Sept. 1876, Morgens 9¼ Uhr.

Der erste Vorsitzende erledigt zuerst allerlei geschäftliche Mitteilungen, wie z. B. dass von der Stuttgarter Theaterintendanz die Aufführung der sophokleischen Antigone nun definitiv auf den nächsten Freitag anberaumt sei, und fordert diejenigen welche daran Teil nehmen möchten zur Einzeichnung in die aufgelegte Liste auf. Vgl. oben S. 13 ff.

Sodann erteilt er das Wort an Gymnasialprofessor Hermann Bender aus Tübingen zu seinem Vortrag über die Tübinger Humanisten des XVI. Jahrhunderts.

Prof. Bender. Als Graf Eberhard im Bart im J. 1477 die Universität Tübingen stiftete, enthielt die Fakultät der Artisten keinen besondern Lehrstuhl für die classischen Studien. Der Grund hievon mochte zunächst darin liegen, dass diese Studien damals in Deutschland noch nicht sehr verbreitet waren; überdiess war Graf Eberhard ein Mann, welcher von allem, was er tat, auch praktischen Nutzen erkennen und ernten wollte. Man zweifelte auch wohl, ob Schwaben überhaupt ein geeigneter Boden für elegante, namentlich poetische Studien sei: im August 1495 schrieb J. Reuchlin an Joannes ex Lupis in Magdeburg:

Semper enim fugiunt Musas Nicer atque Bacena
Et nequit in Suevis vatibus esse locus.

An denselben Reuchlin aber, als an den vertrauten Rath des Grafen Eberhard, hatte schon im October 1494 Herr Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden sich mit der Klage gewendet, dass in Tübingen die humaniora nicht gebührend betrieben werden: Tübingen wäre eine vortreffliche Hochschule, welche den Vergleich selbst mit den italienischen Universitäten aushalten könnte, wenn diesem Mangel abgeholfen wäre; Reuchlin möge doch auf Graf Eberhard in diesem Sinn einwirken; dieser würde dadurch erst recht ein pater patriae werden. Es mag immerhin eine Folge dieser Vorstellungen gewesen sein, dass 1496 oder 97 ein besonderer Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz, d. h. für die humanistischen Studien, errichtet wurde, und in der Tat fand sich auch ein eingeborener Schwabe, welcher ganz geeignet war diesen Stuhl einzunehmen: es war Heinrich Bebel, dessen Auftreten für Tübingen auf diesem Gebiet Epochemachend war: Bebel ist als der erste Tübinger Humanist zu betrachten.

Geboren war Bebel ums Jahr 1472 in dem Dorf Justingen auf der Alp, unweit Ulm, oder in dem zur Pfarre Justingen gehörigen, eine halbe Stunde von demselben ent-

fernten Ingstetten. Obwohl Sohn eines Bauern, besuchte er doch eine lateinische Schule in dem benachbarten Schelklingen; doch wissen wir über seine frühere Jugend nichts näheres. 1492 ist er als fahrender Schüler in Krakau, 94 in Basel; er scheint zwischen beiden Städten wiederholt hin und her gefahren zu sein. In Basel gewann er die Gunst des Domherrn Hartmann von Eptingen: es geschah wohl durch dessen Vermittlung, dass der — übrigens bereits durch Gedichte und durch Herausgabe der Cosmographia des Laurentius Corvinus bekannt gewordene — junge Gelehrte auf den neu errichteten Tübinger Lehrstuhl berufen wurde. Von seinem weiteren Lebensgang sei nur noch bemerkt, dass er 1501 zu Innsbruck vom Kaiser Max I. zum Dichter gekrönt wurde: es war der damalige Bischof von Gurk, nachmalige Erzbischof von Salzburg und Cardinal Matthäus Lang, welcher ihm hiezu verholfen hatte; 1504 gerieth Bebel in eine heftige Fehde mit dem berühmten Humanisten Conrad Celtis wegen der Bemerkung, die er in einer seiner Schriften machte, dass die neueren versificatores veluti Syrenaei scopuli zu fliehen seien: der Streit endigte erst 1508 mit Celtis' Tod. Dass Bebel für einen Anhänger Reuchlin's in dessen Kampfe mit den Kölnern galt, zeigt seine Erwähnung in der Reisebeschreibung des Mag. Phil. Schlauraff in den Epp. obsc. virorum. Mit vielen Gelehrten und hochgestellten Männern stand Bebel in Correspondenz; so mit Hartmann von Eptingen, Matthäus Lang, mit dem württembergischen Kanzler Gregor Lamparter, mit J. Vergenhans-Nauclerus, mit Konrad Peutinger, Ulrich Zasius, mit Reuchlin, mit dem Augsburger Bischof Franz von Zollern u. A. Einen besonders lebhaften Verkehr unterhielt er mit dem gelehrten Propst von Baknang, Jakob von Arlun, sowie mit dem Abt von Zwiefalten, Georg Piscator: häufig fand er sich bei dem letzteren ein, um in der reichen Klosterbibliothek literarische, an der nicht minder reichen Klostertafel gastronomische und sympotische Studien zu machen. Verheirathet war Bebel nicht, ohne desshalb ein Feind des schönen Geschlechts zu sein. Schätze besass er nicht: seine Freunde, sagt er, müssen sich mit papierenen Geschenken begnügen. Sein Todesjahr kann nicht sicher angegeben werden; jedenfalls hat er den Anfang der Reformation nicht mehr erlebt.

Bebel hat gewirkt teils durch zahlreiche Schriften, teils durch Heranbildung von Schülern. Kaum ein Jahr vergieng, ohne dass eine Schrift von ihm erschien; die hiesige Universitätsbibliothek besitzt diese Schriften ziemlich vollständig. Der Sitte der Zeit entsprechend war Bebel auch Dichter: was er machte waren meist Gelegenheitsgedichte, Epitaphien, polemische Gedichte zum Angriff und zur Vertheidigung, nicht selten ist es das weibliche Geschlecht, welches mit Liebe oder mit Aerger behandelt wird. Sind diese kleinen Gedichte, wenn auch ohne poetischen Wert, so doch lesbar, so ist Bebel's grösseres Epos, der Triumphus Veneris, obwohl von den Zeitgenossen bewundert und mit gelehrten Commentarien ausgestattet, doch öde und langweilig und abstossend durch allegorische Künsteleien, durch breite Reden und Beschreibungen, durch geschmacklose Vermengung von christlicher Dogmatik und heidnischer Mythologie. Nicht zu vergessen sind die von Bebel herausgegebenen Facetiae, Schwänke, in leichtem, bisweilen das Mass des Anstands überschreitendem Ton, obwohl dem Propst von Baknang, freilich nur als Badelectüre, gewidmet: seine Popularität in weiteren Kreisen hatte Bebel zumeist diesen Facetiae zu verdanken, jedenfalls aber hatte das Opus sein Renommée nicht, wie Bebel's Biograph, der Geheimrath Zapf, gemeint hat, dadurch dass es viel dazu beitrug die ungesittete Lebensart der damaligen Zeit zu verbessern. Wenn Bebel gleichsam als Gegengewicht

zu diesen Facetiae auch einen liber hymnorum, Lobgesänge auf die Heiligen und die Jungfrau Maria, herausgab, so zeigt sich darin seine Versatilität und Vielseitigkeit. — Wenden wir uns nun aber zu den wissenschaftlichen Leistungen Bebel's, so sehen wir, dass sein Hauptbestreben darauf gieng, Kenntniss und Gebrauch der lateinischen Sprache zu verbessern. Aufs Latein beschränkte er sich, in dem Bewusstsein dass er vom Griechischen zu wenig verstand; er weiss zwar das Griechische vollkommen zu würdigen, er correspondiert 1512 mit dem Ravensburger Humanisten Michael Hummelberger über eine Berufung des damals in Paris lehrenden Hieronymus Aleander — bekannt als päpstlicher Legat auf dem Wormser Reichstag 1521 — nach Tübingen, wo zu diesem Zweck ein besonderer Lehrstuhl fürs Griechische zu errichten wäre; indess die Fragen, welche Bebel an eben diesen Hummelberger sowie an Reuchlin über elementargrammatische Puncte richtet, beweisen allerdings eine richtige Selbsterkenntniss, wenn er sich als tenuiter edoctus in graecis vix elementis bezeichnet. So concentriert er sich denn aufs Latein. Ich brauche nicht näher auszuführen, wie unbrauchbar, wie geradezu geistlos und geistverderbend die damals gebräuchlichen Lehrbücher waren, voran das berüchtigte Doctrinale — so genannt, quia doctrinam alit — des Alex. Gallus, welches seit zwei Jahrhunderten den Schulunterricht beherrschte. So dringt Bebel in einer 1503 gehaltenen Rede de utilitate latinitatis vor allem auf genaue Kenntniss der Grammatik und Rhetorik als des primum instrumentum, dieses aber kann man nur finden bei einem guten Lehrer, die jetzigen freilich sind fast alle nichts wert, bei ihnen ist nur eine latinitas sordida et corruptissima zu finden: daher wird auch ohne Heranbildung guter Lehrer kein Erfolg zu erzielen sein. Aehnlichen Inhalts ist die 1508 gehaltene Rede de necessitate linguae latinae: an die Klage darüber, dass so wenige elegant lateinisch sprechen und schreiben können, knüpft Bebel die Aufforderung dahin zu streben, dass aus der schola Tubingensis wie aus dem trojanischen Pferd lauter praestantissimi viri hervorgehen mögen; das Latein ist nothwendig für alle Künste und Wissenschaften; da es ausschliesslich die gelehrte Sprache ist, wie will man etwas wirken, ohne es elegant handhaben zu können? Jedenfalls sollen die Tübinger Studenten nicht dadurch dass sie elingues et muti seien, die Universität in übles Renommée bringen. — Den Mangel des bisherigen Treibens weist Bebel besonders nach in der weitläufigen Schrift de abusione linguae latinae: namentlich den Schwaben sage man nach, dass sie mit landesüblichem Eigensinn dem guten Latein widerstreben, dass sie gothisch und vandalisch sprechen anstatt lateinisch: es ist das berüchtigte Hechinger Latein, welches schon durch die Aussprache sich verräth, da man z. B. deies für dies, naos für nos sprach. Es kommt aber nicht, wie Manche sagen, allein auf die Gedanken an, auch die Form verdient sorgfältige Pflege; Tradition und Usus selbst der Kirchenväter sind nicht massgebend. Bebel polemisiert gegen falsche Etymologieen und Germanismen, der Schrift ist ein ziemlich langer Antibarbarus beigegeben; er thut sich etwas darauf zu gut, dass er nicht von andern abhängig ist, sondern nach eigenem Urteil und auf Grund eigener Lectüre verfährt. In einer andern Abhandlung de modo bene dicendi et scribendi bekämpft Bebel die herrschende Sucht nach Veraltetem und Ungewöhnlichem, jene Frontonische Meinung, dass Ennius und Pacuv besser seien als Cicero, Vergil und Livius, oder andrerseits die Nachahmung von ganz späten Autoren wie Apulejus: Cicero vielmehr ist der Vater der römischen Sprache, der göttliche Zögling und Meister der Beredsamkeit, doch nicht so als ob er das einzige Muster wäre: Quintilian ist die zweite Leuchte,

Sallust ist der Meister in der Geschichte, Cäsar der eleganteste Autor, auch Livius, Plinius, Curtius, Justin sind gute Vorbilder. Das Ideal des Stils ist eine dem wirklichen Gebrauch entsprechende, doch nicht ganz unstudierte Ausdrucksweise, nicht dunkel, aber auch nicht trivial, nicht abgerissen und hart, aber auch nicht zerfliessend und kraftlos, nicht aufgeblasen und schwülstig, aber auch nicht dürr und trocken. — Die Lectüre der Classiker behandelt er in der Schrift Qui auctores legendi sint novitiis? Vor allem muss man Cicero lesen, die übrigen je nachdem sie ihm ähnlich sind; Terenz ist brauchbar, Plautus aber zu archaistisch; von den Historikern ist Livius am meisten zu empfehlen, mehr als der altertümliche Sallust, daneben auch Cäsar, Justin, Florus; dagegen Seneca und Tacitus sind nur für Vorgeschrittene verständlich; die noch späteren haben keinen reinen Stil, unter den Kirchenvätern ist am besten Lactanz, die späteren Kirchenschriftsteller sind so wenig brauchbar als die neueren Theologen. Noch fleissiger als die Prosaiker muss man die Dichter lesen, vor allem die Epiker: Vergil, Lucan, Silius Italicus; Martial nur mit Vorsicht, wie auch die Satiriker; von den Lyrikern ist Horaz hervorzuheben, welcher übrigens von Bebel verhältnissmässig wenig genannt wird. Die Elegiker passen nicht für die Jugend wegen des Inhalts, die neueren Versmacher sind alle nichts nutz. Besondere Vorschriften gab Bebel über die Abfassung von Briefen, für jene Zeit eine sehr wichtige Fertigkeit; und über die ars versificandi: der Theorie der Metrik und Poetik sind auch Mustergedichte beigegeben. In allen diesen Schriften zeigt Bebel eine reiche Belesenheit in den lateinischen Schriftstellern, ein gesundes, selbständiges Urteil, ein richtiges Verständniss für den eigentümlichen Charakter der römischen Sprache, eine nicht geringe Gewandtheit in der Nachahmung der Classiker. Seine ganze Persönlichkeit erscheint als eine äusserst anregende: kein Wunder, dass seine Wirksamkeit von seinen Zeitgenossen und Schülern hochgepriesen wird: die Tübinger Studierenden — so schreibt Mich. Coccinius — vorher in den Pfuhl der Barbarei versunken, sind durch Bebel zu eleganten Lateinern geworden und überhaupt in jeder Hinsicht cultiviert; wohin sie kommen, überall erkennt man an ihnen die Schule Bebel's. Dieser selbst hat auch nicht versäumt seine Verdienste ins Licht zu stellen: in Briefen und in Versen rühmt er was er für Deutschlands Jugend getan. In der Tat wird er von allen, welche in jener Zeit zu Tübingen als Lernende oder als Lehrer die humanistischen Studien betrieben, unbedingt als der Meister betrachtet. Hervorzuheben sind unter diesen Zeitgenossen folgende Männer, über deren Lebensumstände wir freilich meist nur mangelhaft unterrichtet sind: zunächst Georg Simler aus Wimpfen und Johann Hiltebrand aus Schwezingen, beide vorher als Lehrer — u. A. Melanchthon's — in Pforzheim tätig und um 1510 nach Tübingen berufen. Simler, Schüler von Dringenberg und Reuchlin, gab 1512 eine lateinische Grammatik heraus, welche sich von den vormelanchthonischen Grammatiken wenig unterscheidet; angefügt ist eine Einleitung in die griechische Grammatik, denn Simler hat die Ueberzeugung, dass das Studium des Griechischen durchaus mit dem des Lateinischen verbunden werden müsse. Die Belesenheit Simler's ist nicht gering, sein Stil aber nicht correct; er bedauert aufs höchste Melanchthon's Abgang nach Wittenberg: alle Gelehrten in Tübingen zusammen, meint er, seien nicht gescheid genug um von der Gelehrsamkeit des Scheidenden eine richtige Vorstellung zu haben. Auch Simler's Schüler und Freund, Joh. Hiltebrand, war ein eifriger Verehrer des Griechischen: neben lateinischen und griechischen Vorlesungen hielt er auch hebräische, besonders verdient machte er sich durch sorgfältige Correctur

der im Verlag von Thomas Anshelm erschienenen Schriften; ein grösseres Werk von ihm ist mir nicht bekannt.

Hatten diese beiden Männer schon vor ihrer Uebersiedlung nach Tübingen und somit schon vor ihrer Bekanntschaft mit Bebel eine gewisse wissenschaftliche Bildung gehabt, so hatten letzterem wohl ihre ganze humanistische Bildung zu verdanken: J. Altensteig, Jac. Henrichmann und J. Brassicanus, — um hier abzusehen von Michael Coccinius, eigentlich Köchlin aus Tübingen, welcher zwar ebenfalls ein Schüler Bebel's war, aber nach Italien gieng und dort Kanzler des kaiserlichen Statthalters von Modena, Vitus von Fürst, wurde; er schrieb eine Darstellung der in Italien in den Jahren 1511 und 1512 vorgefallenen politischen Ereignisse. Die drei Erstgenannten waren dagegen als Humanisten literarisch tätig.

Johann Altensteig war geboren zu Mindelheim bei Memmingen, in welchem Jahr, ist nicht bekannt. Er wurde 1502 Magister in Tübingen, war 1507 Decanus artium (d. h. der philosophischen Fakultät) daselbst, war ein Anhänger Bebel's und der von ihm vertretenen Richtung, wurde 1510 von dem Abt Joh. Zinngiesser in das Benediktinerkloster Polling in Bayern als Lehrer des Lateinischen und der Dialektik (Logik) berufen, erhielt, 1511 eine Pfründe, wurde bald darauf Pfarrer in seinem Geburtsort und vom Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, zum Visitator der Diöcese Augsburg ernannt. Zur Reformation nahm er keine entschiedene Stellung ein. Seine Spur verliert sich seit 1518. Altensteig war ein ziemlich fruchtbarer Schriftsteller; ausser theologischen Schriften verfasste er namentlich einen Vocabularius (1508), d. h. eine kurze Erklärung der in den üblichen Grammatiken am häufigsten vorkommenden Wörter, und (1511) eine Anweisung zum Abfassen von Briefen, in welcher die Hauptregeln mit den von Bebel gegebenen übereinstimmen und welcher noch eine Art von Antibarbarus beigegeben ist; unter den verschiedenen Arten von Briefen werden von dem Verfasser, welcher damals bereits im Kloster Polling sich befand, auch epistolae amatoriae genannt, wobei sichtlich Vergil Aen. IV. benützt ist; ob Altensteig bei seinen Visitationsreisen auf Einhaltung der von ihm aufgestellten Regeln gesehen habe, wird nirgends gesagt. Altensteig zeigt übrigens ein selbständiges Urteil und ein gesundes Formgefühl: er versichert, dass er eine absolute Auctorität in sprachlichen Dingen nicht anerkenne, selbst ein Sct. Hieronymus und Sct. Augustinus seien nicht ohne weiteres die Muster der Latinität. Der Vocabularius ist eingeführt von Bebel, welchen Altensteig selbst als seinen Lehrer bezeichnet: Bebel rühmt dass, im Gegensatz zu der hergebrachten scholastischen Methode, alles aus den alten Schriftstellern selbst geschöpft sei. Zu Bebel's Triumphus Veneris schrieb A. einen sehr weitläufigen Commentar, welchen er dem Abt Zinngiesser widmete.

Bebel hat keine systematische lateinische Grammatik geschrieben, dagegen wurde eine solche verfasst von Jakob Henrichmann und von Joh. Brassicanus. Der erstere, J. Henrichmann, war gebürtig aus Sindelfingen und bezog die Universität Tübingen 1497; er wurde 1500 magister philosophiae. Er bezeichnet sich als Schüler Bebel's und widmete diesem auch seine 1506 herausgegebenen Institutiones grammaticae, welche eine Reihe von Auflagen erlebten. Henrichmann bemerkt, dass er von Bebel veranlasst worden sei die Vorträge herauszugeben, welche er seit vier Jahren gehalten habe: somit würde seine Thätigkeit als Lehrer 1502 begonnen haben. 1508 scheint er Tübingen verlassen zu haben; er wurde später Rath des Bischofs von Augsburg und erreichte ein Alter von

fast hundert Jahren. In seiner Polemik tritt er sehr entschieden auf: dieselbe wimmelt von asini, ranae coaxantes u. dergl., die Behauptungen seiner Gegner sind ihm nicht so viel wert als gallinarum urina und stercus columbae. — Johann Brassicanus ist ohne Zweifel identisch mit Joh. Koel = Brassicanus aus Constanz, welcher nach M. Crusius 1493 auf die Universität Tübingen kam; er wird dann als paedotriba (Schullehrer) in Urach, später in Tübingen bezeichnet; seine lateinische Grammatik erschien ebenfalls 1506. Er wurde nach Bebel's Tod dessen Nachfolger für die Poesie; über seine späteren Schicksale habe ich nichts mit Sicherheit ermitteln können.

Diese Grammatiken waren freilich noch sehr ungenügend und in mehr als einer Beziehung unwissenschaftlich. Es ist z. B. bei der Declination und Conjugation noch keine Ahnung vorhanden, dass Stamm- und Bildungssilben zu unterscheiden sind, die Erklärung der Formen ist eine durchaus äusserliche, die Ausführungen über Genus, Casus, Tempus sind ohne alles Princip; hic haec hoc wird als Artikel verwendet, es erscheint noch ein besondrer Optativ, Brassican hat in der Declination einen Casus septimus, nämlich den Ablativ ohne Präposition; die grosse Zahl der Regeln ist verwirrend, vollends die Syntax ist äusserst dürftig. Brassican's Grammatik ist die weitläufigere und hat manches Unrichtige nicht mehr was bei Henrichmann sich findet, andrerseits sind auch seine Zusätze und Erweiterungen nicht immer Verbesserungen. Dennoch darf man diesen Männern das Zeugniss nicht versagen, dass sie nicht nur die Erbärmlichkeit der bisher gebrauchten Lehrbücher und die Verkehrtheit der üblichen Unterrichtsmethode richtig erkannt, sondern dass sie auch einen nicht unerheblichen Schritt über das vorhandene hinausgetan haben; freilich waren es eben nur Anfänge des Bessern.

Es war noch während der vollen Wirksamkeit Bebel's, dass am 7. Sept. 1512 der 15jährige Phil. Melanchthon in Tübingen inscribiert wurde, wo er auch am 25. Jan. 1514 die Magisterwürde empfieng. Anfangs zugleich lernend und lehrend — er hörte noch Vorlesungen bei Bebel und Brassican — ragte er doch bald durch Geist und Wissen über alle andern Vertreter des Humanismus zu Tübingen und anderwärts hinaus. Er wurde bald am Contubernium, der Bursa (im jetzigen Klinikum), als Aristoteliker angestellt; er las zumeist über Grammatik und Rhetorik, erklärte namentlich Vergil und Terenz, 1516 erschien seine Ausgabe des Ter. mit Bestimmung des Metrums; nach Bebel's Tod übernahm er auch das Fach der Geschichte und Beredsamkeit, während die Poesie an Brassican übergieng, und las über Cicero's rhetorische Schriften und über Livius. Für das Griechische war noch kein besonderer Lehrstuhl errichtet, Melanchthon aber beschäftigte sich doch eifrig damit: schon 1514 ist der nachmalige Reutlinger Reformator Aulber sein Schüler in der griechischen Grammatik, mit Oekolampadius las Melanchthon den Hesiod, es bildete sich um ihn eine griechische Gesellschaft, zu welcher ausser den Genannten noch der nachmalige Kanzler des Herzogs Ulrich von Württemberg, Joh. Knoder von Rottenburg, der gelehrte Buchdrucker Joh. Secerius, der Uebersetzer der orphischen Hymnen, Caspar Kurrer, gehörten. Melanchthon selbst übersetzte Manches aus dem Griechischen, besonders aus Aristoteles und Plutarch, er arbeitete zugleich an seiner griechischen Grammatik und an einem griechischen Lexikon, welches jedoch nie erschienen ist, wie denn auch die Ausgabe des Aristoteles, mit welcher er und seine Schüler sich beschäftigten, wegen Mangels an Handschriften nicht zu Stande kam; dafür wurden die Lehrbücher der Dialektik, Rhetorik, Ethik, Politik sämmtlich im Anschluss an Aristoteles

ausgearbeitet, ohne welchen, wie Melanchthon sagt, eine richtige Methode des Lehrens und Lernens nicht möglich ist. Melanchthon war damals im besten Wirken und Schaffen, diese humanistische Tätigkeit war sein eigentlicher Beruf, es war eine Lust wie er alles weckte und belebte: schmerzlich hat er später bedauert, dass jene heitere, fruchtbare Zeit vorübergegangen, dass die Unruhe und Noth der Zeiten seine Studien zurückgedrängt und eingeschüchtert haben und ihm den frohen Lebensmut raubten. — Neben diesen Studien war Melanchthon auch thätig bei der Beaufsichtigung und Correctur der Schriften, welche in der (1516 nach Hagenau verlegten) Druckerei des Thomas Anshelm zu Tübingen erschienen; besonders wurde, wie J. Camerarius bemerkt, die Weltchronik des Joh. Nauclerus erst durch Melanchthon brauchbar und geniessbar gemacht. Seine Vielseitigkeit bewies er dadurch dass er auch die astronomischen Vorlesungen des berühmten Joh. Stöffler, des älteren Landsmanns von Bebel, sowie juridische und medicinische Vorlesungen besuchte. Indessen war doch seine äussere Stellung eine unbefriedigende: war die Artistenfakultät überhaupt den andern Fakultäten nicht gleichgestellt, so hatte Melanchthon speciell als Lehrer am Contubernium einen förmlichen Elementarunterricht im Lateinischen zu erteilen; so gern er sonst inmitten seiner schwäbischen Freunde ist, er fühlt sich doch wie in einem ergastulum, welches ihm zur Qual wird, er möchte wohl lieber in einer Höhle wie Heraklit sich verbergen als dieses geschäftige Nichtstun fortsetzen. Er hatte schon zwei Einladungen, nach Ingolstadt und nach Leipzig, abgelehnt; als aber durch Vermittlung Reuchlin's der Ruf des Kurfürsten von Sachsen an ihn ergieng, widerstand er nicht mehr: kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland, hatte ihm Reuchlin vorgestellt; am 25. August 1518 wurde er als Lektor der griechischen Sprache in Wittenberg installiert. Kurz vorher, 1517, war Bebel gestorben, und längere Zeit fand sich kein bleibender Ersatz für diese beiden Männer. Zwar kam 1521 Reuchlin nach Tübingen, um griechische und hebräische Sprache zu lehren, sein Ruf zog auch schon viele Studierende herbei, aber seine Tage waren gezählt, er starb schon 30. Juni 1522 zu Stuttgart. Zwar wurde 1523 der obengenannte Caspar Kurrer als Lehrer des Griechischen auf ein Jahr angenommen, es ist aber von seiner Wirksamkeit nichts bekannt. Die Unruhen, welche nun durch die Vertreibung des Herzogs Ulrich und die Einsetzung einer östreichischen Regierung über Württemberg kamen, die kirchlichen Wirren und Streitigkeiten, der Bauernkrieg konnten nur hemmend auf die Studien wirken. Ein halbes Jahrhundert lang ist die humanistische Wissenschaft fast nur durch Männer vertreten, von welchen man jetzt nicht viel mehr kennt als die Namen. Nur vorübergehend war das Auftreten des trefflichen Joachim Camerarius: er wurde 1535 von Herzog Ulrich durch Melanchthon's Vermittlung von Nürnberg her als Lehrer des Griechischen berufen; über seine Wirksamkeit aber, namentlich wie weit er, der vertraute Freund Melanchthon's, die Beziehungen zwischen den württembergischen und den sächsischen Schulen und Schulordnungen gefördert hat, ist bei dem Mangel einer eingehenden Biographie nichts genaueres bekannt; er hat sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, in Tübingen nicht recht wohl gefühlt; abgesehen von Krankheiten machte er dieselbe Erfahrung wie Melanchthon: sie haben mich, schreibt er 1539, zum Schulrektor gemacht, etwas lästigeres hätte man mir nicht antun können; er findet, dass die Nation der Schwaben ἄμουσος ist, sie war vielleicht früher einmal der Kultur nicht abgewandt, ist aber jetzt ganz verwildert, wahrscheinlich durch den langen Krieg und allerlei Unruhen. Er klagt darüber, dass seine Bestrebungen keine Anerkennung und Unterstützung finden;

nicht freiwillig, schreibt er 1542 von Leipzig aus, sondern gezwungen habe ich Tübingen verlassen. Er siedelte nach Leipzig über im Jahr 1541.

Das Verzeichniss der philosophischen Fakultät weist um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eine Reihe von Vertretern der humanistischen Wissenschaft auf: nur einige Namen will ich hervorheben. 1537 wurde von Wittenberg her der Schüler des Camerarius und Melanchthon und Freund Luther's, Matthäus Garbitius, ein geborner Illyrier, Verwandter des Streittheologen Flacius, berufen; er lehrte die griechische Sprache und erklärte eine Reihe griechischer Schriftsteller; es wird besonders von ihm gerühmt, dass er die Realien berücksichtigt habe; er starb 1559. Ein gründlicher Kenner der classischen Sprachen war auch Melchior Volmar Rufus (Roth) aus Rottweil, welcher in Paris Studien gemacht hatte, in Paris und Orleans Lehrer gewesen war und, obwohl eigentlich Jurist, Vorlesungen über lateinische und griechische Sprache hielt. Eine besondere Hervorhebung scheint mir — um von Anderen nichts zu sagen — Michael Toxites (oder Toxita) zu verdienen. Dieser nennt sich Rhaetus Sterzingensis, war also wohl entweder, wie der Nomenclator philologorum angibt, aus Störzing in Graubünden oder aus Sterzing in Tirol; er studierte in Strassburg bei Sturm, gab mehrere Vorlesungen Sturm's heraus, wie z. B. über die Rhetorica ad Herennium, war auch Pfalzgraf und gekrönter Dichter und wurde 1558 von Herzog Christoph von Württemberg zum Pädagogarchen des Herzogtums berufen; seine Ansichten über den Unterricht stellte er zusammen in einer Consultatio de emendandis recteque instituendis literarum ludis; das auf der hiesigen Universitätsbibliothek befindliche Exemplar enthält eine eigenhändige Dedication des Verfassers an M. Crusius. Das Ideal des Toxites ist die Schule Sturm's; wenn man daher die ratio Sturmiana kennt, so kennt man auch die ratio des Toxites. Die genannte Schrift zeigt eine gründliche classische Bildung und gesunden praktischen Sinn; der Stil ist elegant zu nennen. Auf die grosse Württembergische Schulordnung von 1559 hat Toxites jedenfalls wesentlich eingewirkt; es ist wohl hauptsächlich sein Werk, dass dieselbe ganz im Sturm'schen Geiste eingerichtet wurde. Ob dieser Toxites, welcher auch ein allegorisches Gedicht unter dem Titel παίδευσις προτρεπτική an König Eduard VI von England richtete, derselbe ist, welcher später als Polyater, d. h. wohl Stadtarzt, von Hagenau erscheint und ein vorzugsweise zum Verständniss der Kunstausdrücke des Theophrastus Paracelsus dienendes Onomasticum philosophicum medicum synonymum veröffentlichte, kann ich nicht bestimmt sagen, es scheint mir aber wahrscheinlich zu sein.

Die Namen der eben Genannten und die einiger Anderen, welche in der Santa casa heiligen Registern begraben liegen, sind im Allgemeinen wenig bekannt; dagegen erscheinen im letzten Drittel des Jahrhunderts zwei Männer, welche das allgemeine Interesse in höherem Grad auf sich gezogen haben: Martin Crusius und Nicodemus Frischlin. Jedermann kennt das umfassende Werk von Strauss über Frischlin: ich will nicht untersuchen, ob nicht der Biograph dem zwar höchst talentvollen, vielseitig gebildeten, aber doch innerlich zerfahrenen Frischlin etwas zu viel Ehre angetan hat; so viel scheint mir doch sicher, dass er Lob und Tadel zwischen Frischlin und seinem Gegner nicht immer unparteiisch verteilt hat. Hier muss ich mich aber damit begnügen in der Kürze anzugeben, was für philologische Fragen es waren, um die es sich in dem bellum grammaticale der beiden gehandelt hat.

Martin Crusius, eig. Kraus, war geboren in dem Nürnbergischen Dorfe Grebern

als Sohn eines evangelischen Predigers 1526; er besuchte die Schule zu Ulm, begab sich mit Unterstützung des Ulmer Senats nach Strassburg, wo er unter Sturm am 16. April 1547 als der erste eine griechische Rede öffentlich hielt, ein Akt, auf den er sich nicht wenig zu gute tut, war dann Informator zweier Adeligen und wurde 1554 Rector der Schule zu Memmingen, von wo er 1559 als Lehrer des Lateinischen, Griechischen und der Rhetorik nach Tübingen berufen wurde; er starb 1607. — Nicodemus Frischlin war 1547 zu Balingen geboren, wurde schon 1568 Professor in der philosophischen Fakultät zu Tübingen, gieng, hauptsächlich in Folge seiner mannigfachen Händel, 1582 als Rektor nach Laibach, wo er bis 1586 blieb, hielt sich dann an verschiedenen Orten unstet auf, wurde im Frühjahr 1590 auf Befehl des Herzogs Ludwig von Württemberg auf Hohen-Urach gefangen gesetzt und fand bei einem Fluchtversuch in der Nacht vom 29. zum 30. November 1590 seinen Tod.

Es kann kein Zweifel sein, dass von den beiden Gegnern Frischlin der weit geistvollere war. Schon das Porträt des Crusius zeigt unverkennbar den Vertreter einer steifen, pedantischen, dabei eitlen und selbstbewussten Schulgelehrsamkeit; er war in der Tat ein sehr gelehrter Mann, namentlich besass er einen wahrhaft erstaunlichen Fleiss; seine Schriften sind zahlreich und umfassend: allein die Annales Suevici sind zwei gewaltige Foliobände; ausser dem Gedruckten hat er noch viel Handschriftliches hinterlassen; aber obgleich ein Gelehrter, war er doch nicht der Mann, um auf irgend einem Gebiet neue Bahnen zu eröffnen, in allem Wesentlichen bewegt er sich in den überlieferten Geleisen, seine Schriften sind Stoffsammlungen, sie enthalten ein reiches Material, aber man vermisst darin principielle Anschauungen, die geistige Durchdringung und Beherrschung; die Annalen sind, wenn irgend ein Werk, eine rudis indigestaque moles, sie geben Zeugniss von unglaublichem Fleiss, von eherner Ausdauer: — er versichert, dass er seine annales suevici immer stehend, niemals sitzend und mit einer und derselben Feder geschrieben habe; — ferner von antiquarischem Interesse, von grossem Eifer in Aufspürung von Quellen und Zusammenscharrung von Notizen, aber auch von gänzlichem Mangel an tieferer historischer Auffassung und an selbständiger Kritik; es ist eine rein äusserliche annalistische Aneinanderreihung der heterogensten Notizen. Ernst nahm es Crusius sicherlich mit seinen Studien, aber Pedant durch und durch, eifersüchtig auf seine akademische Stellung, eitel auf seinen literarischen Ruhm, konnte er es nicht ertragen, wenn Andere neue, die seinige durchkreuzende Bahnen einschlugen. Da Frischlin dies tat, und zwar rücksichtslos, mit Lärm und Getös, dabei mit einer Fülle von Geist und Witz tat, und da er wirklich mit richtigem Blick viele Mängel des Ueberlieferten aufdeckte, so konnte der Zwist nicht ausbleiben, welcher erst mit dem tragischen Untergang des äusserlich weniger solid Situirten endigte. Die Polemik, welche beide Männer mit stets zunehmender Erbitterung, zuletzt in einem, namentlich auf Seiten Frischlin's, die Grenze des Anstands weit überschreitenden Tone, führten, ist teils eine wissenschaftliche, teils eine persönliche; nur über die wissenschaftlichen Punkte will ich noch Einiges bemerken; das philologische Interesse, welches die Beiden erregen, knüpft sich an an das bellum grammaticale, dessen Urkunden wir in einer Reihe von Streitschriften finden.

Sein erstes grammatisches Werk, puerilis in lingua latina institutio, verfasste Crusius für die Schule zu Memmingen 1556. Es zerfällt in 5 Teile, deren jeder für eine Classe bestimmt ist; je der folgende Teil ist die weitere Ausführung des vorhergehenden.

Die Classeneinteilung und der Lehrplan, welche zu Grund gelegt sind, sind der Schule Sturm's nachgebildet. Es erscheinen in dieser Grammatik grossenteils die althergebrachten Irrtümer und Verkehrtheiten, wie wir sie in den älteren Werken Brassican's u. A. finden. Ich hebe diejenigen Punkte hervor, gegen welche Frischlin mit Recht und mit Erfolg seine Polemik gerichtet hat. Das Pronomen hic erscheint als Artikel, von einer Unterscheidung des Stammes und der Bildungssilben ist in der Declination und Conjugation keine Rede, alle Flexionsvorgänge beruhen auf äusserlicher Zusammensetzung, das „anstatt" spielt eine grosse Rolle. Da es an principiellen Gesichtspunkten fehlt, so ist eine Unzahl einzelner Regeln gegeben, welche von ebensovielen Ausnahmen begleitet sind. In der Declination ist dem Ablativ stets a, in der Conjugation dem Subjunctiv stets cum beigesetzt und damit ein selbständiges Auftreten des Conjunctivs geleugnet; es wird noch ein besondrer Optativ statuirt, nemlich der Subjunctiv mit vorgesetztem utinam, ebenso wird ein besondrer Modus potentialis sowie 5 Haupttempora angenommen; es werden viele falsche Formen angegeben, wie amantote, ens, essendi, suntote; das Pronomen hat 4 Declinationen, welche lediglich nach den Endungen von Genetiv und Dativ unterschieden werden, Ortsbezeichnungen wie Roma werden unter die Adverbien gerechnet; es findet sich noch die althergebrachte Unterscheidung einer rectio a fronte und a tergo; die Wortbildung und Ableitung ist ganz äusserlich gehandhabt, scriba kommt von scribo durch Verwandlung von o in a, die Adjective und Substantive regieren einen Accusativ oder Ablativ intercedente praepositione u. s. f. Dazu kommt noch eine nomenclatura rerum, eine Sammlung von etwa 1400 Wörtern, welche man im täglichen Leben gebraucht; es werden darunter alle möglichen alltäglichen Bedürfnisse aufgeführt, sämmtliche Arten von Würsten haben genaue lateinische Bezeichnungen, die zehnjährigen Schüler lernen einen ausführlichen Wörterschatz de puerperio, Einrichtung und Gerätschaften des Hauses, bis hinaus aufs kleinste Appartement, sind genau angegeben. — Im Jahr 1562, nachdem Crusius nach Tübingen berufen worden war, folgte seine Grammatica graeca cum latina congruens. Der scholastische Charakter zeigt sich gleich in einer Bemerkung über das Alpha: effertur haec litera maiore hiatu oris quam ceterae, ut moneamur Deum os homini ad disciplinas percipiendas aperuisse; recte ergo primo loco ponitur. Wir finden da — um nur weniges einzelne anzuführen — das Relativ bezeichnet als articulus postpositivus, das Nomen hat 7 genera, Declinationen gibt es 10, nemlich 5 einfache und 5 contractae, Conjugationen gar 13; beim Conjunctiv steht immer ἐάν, von Wurzel, Stamm u. dgl. ist keine Rede, die Ableitung der Tempora ist rein äusserlich, aor. II aus Imperf. durch Verkürzung u. dgl.; ebenso in der Wortbildung: πρᾶγμα kommt von πέπραγμαι, πρᾶξις von πέπραξαι; die geistreiche Regel von der rectio intercedente praepositione spielt auch hier eine Rolle, Regeln über Regeln mit Ausnahmen über Ausnahmen. Ein besondres Verdienst glaubt Crusius sich um die Aufhellung der Bedeutung von ἄν erworben zu haben: durch 15jähriges Studium hat er herausgebracht, dass ἄν die Fiction bedeutet. Crusius selbst hat sich viel darauf zu gut getan, dass er hauptsächlich das Studium des Griechischen gefördert habe; er erklärte eine Reihe griechischer Schriftsteller, den Thukydides, Sophokles, mehrere Redner, besonders auch den Homer (als caeci auctoris caecus interpres, wie Frischlin spottet) und die Batrachomyomachie; der grosse Hörsaal in der Bursa wurde nach diesen Vorlesungen der homerische genannt und musste vergrössert werden, — freilich, wie Frischlin zu beweisen sucht, nicht wegen des Zudrangs zu Crusius; er empfieng häufig.

Besuche von Griechen, von welchen er, wie er oft erwähnt, Vieles profitierte für die Kenntniss der vulgaris lingua graeca; er unterhielt einen eifrigen Briefwechsel mit den hohen und höchsten Würdenträgern der griechischen Kirche in Constantinopel, um diese für eine Vereinigung mit der protestantischen Kirche zu gewinnen; er war tätig bei der Uebersetzung der Augsburger Confession, welche die Tübinger Theologen dem Patriarchen Jeremias II übersandten; kleinere griechische Gedichte im elegischen Metrum finden sich in ziemlicher Zahl in seinen wissenschaftlichen Schriften zerstreut. In der Tat liegt auf diesem Gebiet sein Hauptverdienst. Sieht man freilich seine Arbeiten näher an, so wird der Respekt ziemlich stark abgekühlt.

Man kann die Grammatiken des Crusius kaum als einen Fortschritt bezeichnen; bei sehr grosser Belesenheit und unendlichem Sammelfleiss fehlt es an jedem tieferen Eingehen in die Gesetze der Sprache. Vergleichen wir die griechische Grammatik des Crusius mit der Melanchthon's, so hat letztere jedenfalls den Vorzug der Kürze und Durchsichtigkeit, im Einzelnen ist Crusius nicht weiter gekommen, ja während Crusius 10 Declinationen und 13 Conjugationen hat, begnügt sich Melanchthon mit 5 Decl. und 3 Conj.

Frischlin's lateinische Grammatik erschien 1585; auf dem Titel ist gesagt, es seien über 600 Irrthümer alter und neuer Grammatiker und unzählige Solöcismen entfernt; das Vorbild des Verfassers sei der grosse Scaliger gewesen, das Werk zeichne sich vor den bisherigen Grammatiken aus durch Kürze, durch Reducierung der Regeln, durch Zurückgehen auf den echten klassischen Sprachgebrauch und durch Weglassung des nicht Notwendigen. Frischlin's Grammatik ist etwa halb so gross als die des Crusius, sie zeigt ein entschiedenes Streben nach Methode, nach einheitlichen Gesichtspunkten, nach systematischer Entwicklung, die Beispiele sind treffend gewählt und zeugen von reicher Belesenheit; im Einzelnen ist wirklich Vieles verbessert; ausser den oben aufgeführten Verkehrtheiten des Crusius wird besonders die Annahme von Verba communia und impersonalia bekämpft; auch die Frage, ob mea bei interest acc. ntr. plur. sei, wie Frischlin will, oder abl. fem. sing., was Crusius behauptet, wird weitläufig behandelt. Frischlin's Grammatik bezeichnet in der Tat einen Fortschritt; dass sie frei von Fehlern sei, ist damit natürlich nicht gesagt, die Fassung der Regeln ist auch hier noch meist eine äusserliche, die Ausnahmen spielen noch eine grosse Rolle, die Anordnung in Frage und Antwort hat etwas Steifes, namentlich die Syntax ist noch in vielen Punkten mangelhaft, obwohl auch hier Manches verbessert ist, wie denn Frischlin z. B. die sinnlose rectio a fronte und a tergo und die rectio praepositione intercedente nicht mehr hat. Hätte die Not und der Druck der äusseren Verhältnisse nicht Frischlin's Wirksamkeit gehemmt und hätte der Sturz von der Mauer Hohen-Urachs nicht seinem Leben schon in seinem 44sten Jahre ein Ende gemacht, so würde er unter den bedeutenderen Philologen jener Zeit eine Stelle gefunden haben; ein Mann voll Geist, sprühend von Witz, dabei von umfassendem Wissen, voll Initiative, voll neuer Ideen, getrieben von unruhigem Drang zu schaffen und zu wirken. Sein Antipode Crusius dagegen erinnert mit seinem ganzen Wesen an die scholastische Verknöcherung, welche am Schlusse des 16ten Jahrhunderts auf dem theologischen und kirchlichen Gebiet eintrat: neue Ideen hat er nicht, er ist pedantisch conservativ und glaubt seinen Beruf zu erfüllen, wenn er mit Bienenfleiss Alles, was wissenswerth und wissbar ist, in mächtigen Folianten aufhäuft. Bei solchem Wesen war es ein besondres Unglück für ihn dass er gerade einen Frischlin zum Gegner hatte, und vielleicht noch

mehr, dass dieser Gegner an Strauss einen Biographen gefunden hat, welcher doch zum Voraus dem privilegierten Universitätsprofessor zum Mindesten nicht günstig gestimmt war.

Crusius starb 1607: sein Tod fällt schon hinaus über den Zeitraum welchen ich für diesen Vortrag abgegrenzt habe. Die kurze Uebersicht wird gezeigt haben, dass die Universität Tübingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens Namhaftes beigetragen hat zum Emporblühen der humanistischen Studien, dass aber auch Fortgang und Entwicklung dieser Studien während des 16ten Jahrhunderts ein Spiegelbild ist von der Wandlung welche sich fast auf allen Gebieten, in der Theologie wie in der Poesie, in Kirche und Schule, im bürgerlichen und politischen Leben allmählich vollzogen hat.

Der erste Vorsitzende dankt dem Redner für seinen anziehenden Vortrag und fragt ob Jemand darüber das Wort begehre. Es meldet sich dazu Professor Bursian aus München.

Prof. Bursian aus München. Gestatten Sie mir, m. H., an den soeben gehörten interessanten Vortrag eine kurze Mitteilung anzuknüpfen, welche mir für diesen Ort und diese Gelegenheit besonders geeignet zu sein scheint. Sie betrifft eine Reliquie von Nicodemus Frischlin: ein, soviel ich habe ersehen können, unediertes Gedicht desselben, von welchem ich durch meinen verehrten Freund, Herrn Director Halm, Kenntniss erhalten habe und das mir nicht unwert zu sein scheint auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt ein schöngebundenes Exemplar der Frischlin'schen Ausgabe des Kallimachos vom Jahre 1577, welches Frischlin seinem Landesherrn und Gönner, dem Herzog Ludwig von Württemberg, für seine Privatbibliothek dediciert hat. Auf dem Vorsetzblatte steht folgende eigenhändige Widmung Frischlin's:

In Callimachum, illustrissimi et optimi principis ac domini, D. Ludovici Ducis Vuirtembergici et Teccii, Comitis Montpeligardi etc. D. sui cl. Bibliothecae a se consecratum, Epigramma Autoris.

Hunc ego dum nuper pluteum perlustro librorum
Quatuor accepi, principe dante, scyphos.
Egregios, Deus alme, scyphos memorabile munus:
Quo maiestatem res data dantis habet.
Vina illinc quotiens sitientibus haurio labris:
It totiens versus vena benigna mei.
Nunc tres aurifabrum similes mihi cudere iussi,
Vt numerus nostris congruat iste libris.
Nam septem feci nostro de Principe libros:
Quis celebro illustris federa casta tori.
Sint septem et calices; nam sic cuiusque libelli
Versiculis summam quisque duobus habet.
At quia nil habeo, tibi quod Ludovice rependam,
O dux, o populi cura salusque tui,
Hunc tibi Callimachum, Philadelphi regis amicum,
Dono: tuos inter quem tueare libros.
Sic te caelipotens tueatur ametque vicissim:
Vt possis doctos semper amare viros.

Nec te poeniteat nostris favisse Camenis:
Carmen amat quisquis carmine digna facit.

Tubing. 6 Calend. April. 77.
C. T. subjectiss.
cliens

Nicodemus Frischlinus, P. L. Professor Tubingensis: Domus Vuirtembergicae Poeta proprius: Primus a Rudolpho II. Rom. Imp. August. insignibus Poetarum in Comitiis Ratisponensibus inauguratus.

Dass Frischlin von Herzog Ludwig bei Gelegenheit der Hochzeit desselben vier kleine silberne Becherlein erhalten hatte, hat schon Strauss in seiner trefflichen Biographie Frischlin's (Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, Frankfurt a. M. 1856. S. 93) aus einem im Württembergischen Staatsarchive erhaltenen Briefe Fr.'s an des Herzogs Kammersecretär Melchior Jäger vom 22. Oct. 1585 entnommen; die von Strauss dabei geäusserte Vermutung, dass diese Becher das Geschenk für die am Feste selbst überreichten beiden Elegien gewesen seien, wird durch die Eingangsverse unseres Gedichts widerlegt, aus denen wir vielmehr schliessen müssen, dass eine von Frischlin vorgenommene Revision der Privatbibliothek des Herzogs die Veranlassung zu diesem Geschenke gegeben hat. Aus unserem Gedicht erfahren wir nun ferner, dass Frischlin sich zu den vier vom Herzoge erhaltenen Bechern noch drei weitere durch einen Goldschmied anfertigen liess, damit die Zahl der Becher der Zahl der Bücher gleichkomme, welche die von Fr. verfasste poetische Beschreibung der Hochzeit des Herzogs umfasste (vgl. Strauss a. a. O. S. 83 ff.), sowie dass er auf jedem dieser 7 Becher eine kurze Angabe des Inhalts je eines jener 7 Bücher in je zwei Versen eingraben liess.

Da auf die Frage des ersten Präsidenten sich Niemand weiter zum Worte meldet, so ersucht derselbe Herrn Hofrat Stark aus Heidelberg nunmehr seinen angekündigten Vortrag über die Ahnenbilder des Appius Claudius im Tempel der Bellona zu halten.

Hofrat Stark. Verehrte Versammlung! Die Untersuchung, deren Resultate ich die Ehre habe im Folgenden Ihnen mitzuteilen, war zunächst nur bestimmt in der archäologischen Sektion vorgetragen zu werden; die freundliche Zuvorkommenheit, das gütige Vertrauen des Präsidium hat derselben einen Platz in der allgemeinen Versammlung angewiesen, und vielleicht darf ich hoffen auch ein allgemeineres Interesse für den speziellen Gegenstand zu erwecken, indem derselbe allerdings dazu angetan ist, den innigen und notwendigen Verein philologischer, historischer und archäologischer Betrachtungen recht klar zu stellen, und auf die Fruchtbarkeit solcher Arbeiten, die auf den Grenzgebieten des Literarischen und Monumentalen liegen, meine jüngeren Fachgenossen hinzuweisen.

Wir gehen sofort in die Mitte der Sache selbst hinein, um allgemeinere Betrachtungen an geeigneter Stelle einzufügen oder an den Schluss zu verlegen.

Plinius der Aeltere knüpft bekanntlich seine wichtigen kunsthistorischen Excerpte und Bemerkungen an die für die bildenden Künste verwendeten Materialien an. Nachdem

er im 33. und 34. Buche der Naturalis historia die Metalle abgehandelt, sowohl die edlen wie dann die gemeinen, aber wichtigsten, wie Kupfer und Eisen, sowie deren Mischung und Verwendung in der Medicin und den technischen Werkstätten, wendet er sich im 35. Buche den Erdarten (terrae ipsius genera lapidumque) zu, welche Griechen, oft einzeln in besonderen Büchern, bearbeitet haben; er will sich der Kürze befleissigen, ohne etwas Notwendiges oder zur Sache Gehöriges (aut naturale) zu übergehen. Er hat bei den Metallen schon verschiedentlich von den Farbenpigmenten gehandelt. Jetzt soll quae restant de pictura im Zusammenhang bei den Erdarten vorgetragen werden. Er spricht zuerst von der Würde einer bereits absterbenden Kunst (de dignitate artis morientis). Er nennt sie eine ars quondam nobilis, damals als sie von Königen und Völkern gesucht ward, und eine alios nobilitans, welche sie würdigte der Nachwelt treu zu überliefern; jetzt ist sie aber gänzlich von Marmorarten verdrängt, selbst von Gold. „Jetzt malen sie mit Incrustationen, mit den eingelegten Marmortafeln förmlich in den Stein." Dieser Luxus habe mit Claudius' Herrschaft besonders begonnen, sei unter Nero gestiegen.

Mit der ihm eigenthümlichen, energischen Kürze, fast orakelhaften Bedeutsamkeit des gewählten Ausdruckes, mit der lebhaften Empfindung für den Untergang des altrömischen Wesens und des Eintrittes einer kosmopolitischen Genusswelt, erklärt er: „Die Portraitkunst, wodurch die Gestalten in vollster Aehnlichkeit auf Jahrhunderte sich erhielten, ist jetzt ganz erstorben (in totum exolevit). Statt der Portraitbilder werden bronzene Medaillons aufgestellt (aerei clypei), Silbergesichter, es werden, ohne den Unterschied der Körperbildung zu beachten, die Köpfe der Statuen vertauscht, worüber schon lange witzige Gedichte existieren. So will man nun den Stoff beachtet wissen, meist viel mehr als die Persönlichkeiten. Man flickt Gemäldegallerien zusammen aus alten Tafelbildern, man verehrt fremde Portraits, man legt nur Wert auf den Preis, damit dann der Erbe komme und diese zerbreche, mit dem Stricke sie herabziehe und hinaustue. Daher bleibt kein lebendiges Bild des Einzelnen, man hinterlässt nur Bilder seines Geldbeutels, nicht seine eigenen (imagines pecuniae, non suas). Man schmückt ebenso die Ringschulen und seine privaten Turnplätze mit Athletenstatuen, Epikurgesichter thut man in sein Schlafzimmer und schleppt sie bei sich herum, das thuen die am eifrigsten welche nicht einmal im Leben bekannt sein wollen (qui se ne viventes quidem nosci volunt). „Ja, so ist es," sagt er, „die Kunst hat die Thatenlosigkeit (desidia) verderbt, und weil es keine Bilder des Geistes mehr gibt, werden auch die der Körper vernachlässigt."

Dem gegenüber stellt er die Weise der alten Zeit (aliter apud majores): „Anders war es in dem Atrium der Vorfahren, nicht Statuen auswärtiger Meister sah man allda, nicht Erz- oder Marmorstatuen — nein in Wachs ausgeprägte Gesichter (cera expressi vultus); sie wurden verteilt in einzelne Schränkchen (armaria), damit es Bilder gäbe welche begleiten die von dem ganzen Geschlecht gefeierten Begräbnisse, und immer war, wenn Einer gestorben war, der ganze Haufe, das ganze Volk seiner Familie zugegen. Die Verzweigungen des Stammbaums (stemmata) liefen auseinander zu den gemalten Bildern, die Hausarchive füllten sich an mit den Codices, also Tafeln, den Urkunden und Zeugnissen der während der Amtsführung ausgeführten Taten. Und andere Bilder gewaltiger Geister waren draussen an den Thoren der Häuser in den dort angehefteten Beutestücken der Feinde, welche auch der Käufer nicht ablösen durfte. Auch selbst wenn die Herren wechselten, triumphierten die Häuser. Das war ein gewaltiger Stachel, wenn die Kranz-

gesimse täglich einem unkriegerischen Herrn zum Vorwurf machten, er trete in einen fremden Triumph.“ Plinius weist auf eine Rede des Messala hin in Bezug auf das Einschieben eines fremden Bildes in sein Geschlecht; „eine ähnliche Veranlassung erpresste dem Messala als Greis jene Bücher welche er über die Familie abfasste, als er am Atrium des Scipio Pomponianus vorübergieng und sah wie durch Adoption die Salvittones sich einschlichen in den Namen der Scipionen. Aber die Messalen in Ehren, es sei zu sagen verstattet, auch berühmter Männer Ahnenbilder zu erlügen, darin lag doch eine Liebe zur Tüchtigkeit, und es war weit ehrenhafter als zu verdienen dass Niemand die seinigen zu besitzen wünschte.“

Nun kommt Plinius zu einer andern modernen Erfindung (novicium inventum), welche also eine Fortsetzung bildete dazu dass man seine Ringplätze mit fremden Statuen schmückte: „Man stiftet Portraitbilder (icones) aus Gold, Silber, oder doch aus Erz in Bibliotheken von denjenigen deren meisterliche Geister an derselben Stätte reden. Ja, man bildet daher auch solche welche nicht existieren, und es schafft die Sehnsucht nicht überlieferte Gesichter, wie es beim Homer der Fall ist (pariuntque desideria non traditos vultus sicut in Homero evenit). Es gibt kein grösseres Zeichen der Glückseligkeit, als dass immer Alle wissen wollen, wie Einer ausgesehen hat. Das ist eine Erfindung des Asinius Pollio bei der Stiftung einer Bibliothek für das Volk, er hat erst die Geister grosser Männer zu einer Sache des Gemeinwohles gemacht (ingenia hominum rem publicam fecit).“ Ob nicht schon früher in Alexandrien oder Pergamum diese Sitte war, wagt Plinius nicht zu bestimmen. Für die einstige Liebe zu den imagines zeugt die Schrift des Atticus de imaginibus, zeugt die überaus wohlthätige Erfindung des Varro, seine zahlreichen Bücher über berühmte Männer mit 700 Portraits zu verzieren. War doch Varro dadurch Urheber eines selbst für Götter beneidenswerten Geschenkes, indem er nicht allein den Abgebildeten Unsterblichkeit verlieh, sondern sie auch so in alle Lande versandte, sodass sie wie Götter allgegenwärtig sein konnten.

Nun heisst es weiter — und ich bitte meine Zuhörer dies wohl zu beachten — er führt Atticus, er führt Varro auf und fährt nun fort: et hoc quidem alienis ille praestitit. Suorum clupeos[1]) in sacro vel publico dicare privatim primus instituit, ut reperio, Appius Claudius qui consul cum P. Servilio fuit anno urbis CCLVIIII. posuit enim in Bellonae aede majores suos placuitque in excelso spectari et titulos honorum legi, decora res, utique si liberorum turba parvulis imaginibus ceu nidum aliquem subolis pariter ostendat, quales clupeos nemo non gaudens favensque adspicit. Post eum M. Aemilius collega in consulatu Quinti Lutatii non in basilica modo Aemilia verum et domi suae posuit, id quoque Martio exemplo. Plinius fügt hinzu: „Schon in den Schilden, mit denen vor Troja gekämpft wurde, waren Portraits oft enthalten, sie hiessen daher clupei von γλύφειν, nicht, wie die verkehrte Subtilität der Grammatiker meinte, von cluere.“ Als Neues wird nun weiter von Plinius berichtet: poni et ex auro factitavere et clupeos et imagines secumque in castris vexere. „Einen solchen Portraitschild des Hasdrubal fand in dem eroberten Lager Marcius

1) So liest Detlefsen, dessen Text ich folge, obgleich die besten Handschriften hier wie oben clipei oder clypei haben, blos um jener grammatischen künstlichen, von einem Verfasser von Büchern dubii sermonis aufgebrachten Distinktion willen, die die Handschriften nicht anerkennen und welche von Charisius mit Recht verworfen wird (Charis. Art. gramm. I in Grammat. lat. ed. H. Keil I. p. 77). Dass als der Verf. jener Bücher Plinius gemeint war ist nur Conjectur von Fabricius.

der Rächer der Scipionen in Spanien im Jahr 212 v. Chr., und dieser Schild befand sich dann über der Thüre des Capitolinischen Jupitertempels bis zu dessen erstem Brande. So gross war aber die Sorglosigkeit der Vorfahren in diesen Dingen, dass unter dem Consulat des L. Manlius und Quintus Fulvius im Jahr 575 a. u. c. (179 v. Chr.) M. Aufidius bei Uebernahme der Fürsorge für das Capitol erst die Senatoren belehren musste, es seien nur silberne Schilde, welche als goldene einige Lustren hindurch bisher überwiesen worden waren."

Wir haben, V. A., den Zusammenhang der ganzen Stelle vorlegen müssen, weil schon durch den Zusammenhang auf die einzelnen Tatsachen ein sehr bestimmtes Licht fällt. Es ist durchaus festzuhalten: Plinius entwickelt den grossen Gegensatz der früheren Pflege der Malerei und besonders der Portraitmalerei in Rom, und die Ersetzung derselben durch andere Darstellungsmittel und andere Gegenstände; ausdrücklich werden als moderne Darstellungsmittel die aerei clypei, die Broncemedaillons, oft mit silbernen Gesichtern versehen, genannt. In Bezug auf die Gegenstände spielen die Gegensätze eine Rolle, die Portraitköpfe alter Familienväter, alte Ahnenbilder also, und die Statuen von Athleten und die Bildnisse fremder Philosophen u. dergl. Im Uebergang zwischen beiden Gegensätzen liegt nun eine Neuerung, die Plinius näher anführt, die Aufstellung von Portraitbildern berühmter und einheimischer Männer in Bibliotheken, zweitens die Sammlung von Portraits in illustrirten Werken, dann aber drittens die Gruppierung von clypei, d. h. von Portraitmedaillons der Vorfahren, und zwar zunächst an öffentlichen Orten, und zwar so, dass den Vater die Portraits der Kinder umgeben, wie wir in der Zeit der Renaissance gern in den Rahmen grösserer Bilder Rundbilder mit berühmten Bildnissen, um eine Madonna wohl auch Engelköpfe angebracht finden, und hier werden zwei Männer als Neuerer genannt, Appius Claudius und Marcus Aemilius Lepidus. Also zuerst Appius Claudius, der die Bilder der Vorfahren im Tempel der Bellona öffentlich so aufstellte. Plinius fügt hinzu: ut reperio, wie ich es in meinen Quellen finde. Wo fand er diese Nachricht? Wahrscheinlich bei jenem Valerius Messala, den er eben angeführt, in dessen Schrift über die römischen Familien. Es wird das Consulat des Appius Claudius näher bestimmt durch seine Collegenschaft mit Publius Servilius, hinzugefügt wird noch weiter das Jahr 259 nach Erbauung der Stadt, das wäre 495 v. Chr. Auch zu dem zweiten von Plinius genannten Neuerer, Aemilius Lepidus, wird sein College Lutatius Catulus angegeben, aber nicht die Jahreszahl.

In den Fasten, deren vielfache Verwirrung für das erste Jahrhundert der Republik nicht allein heutzutage feststeht, sondern ausdrücklich von Livius beklagt wird, finden wir für das Jahr nach der Schlacht am See Regillus, also für 259 a. u. c. das Consulat des Appius Claudius Sabinus Regillensis und P. Servilius Priscus Structus bei Liv. II 21. 23., Dionys. Halicarnass. VI 23, Valer. Max. IX 3. 6. angeführt. Es ist dies derselbe Appius Claudius oder Atta Clausus, der, der besten Tradition nach, erst neun Jahre vorher 504 v. Chr. aus Regillum im Sabinerlande nach Rom übersiedelte, mit einer grossen Clientenschaar, und in die patrizischen Gentes aufgenommen ward, derselbe nach welchem die Tribus Claudia jenseit des Flüsschen Anio genannt ist, derselbe Claudius der durchaus als Stifter der Gens Claudia auch von den Kaisern Tiberius und Claudius verehrt wurde. Sein Stolz, seine strenge Handhabung der Schuldgesetze werden im Gegensatze zu dem volksfreundlichen Servilius mit beredten Worten und in glühenden Farben von Livius und Dionysius uns vorgeführt; es ist die Zeit der höchsten Gefahr der jungen Republik im Volskerkriege, die Zeit aber auch der glücklichen Einnahme der mächtigen Suessa Pometia.

Nun, m. H., dass dieser princeps gentis als solcher genannt wird, der seine Ahnenbilder, d. h. also die Portraits seiner im Sabinerland einst lebenden Vorfahren, die Rom gar nichts angiengen, zuerst im Tempel aufgestellt habe, der sie also vorher im eigenen Hause lange als Wachsbilder besessen haben musste, das ist doch ein innerer Widerspruch. Sein Bild erschien vielmehr überall als das des Princeps der Gens Claudia. Wenn nun seine Ahnenbilder bereits als öffentlich geweiht wohlbekannt waren, wie kam es denn, dass diese nicht vor ihm bei den Leichenbegängnissen aufgeführt wurden? Und Tacitus (Annal. IX, 9.) berichtet vom Leichenzug des Sohnes des Tiberius, von Drusus: „funus imaginum pompa maxime inlustre fuit, cum origo Juliae gentis Aeneas omnesque Albanorum reges et conditor urbis Romulus, post Sabina nobilitas Attus Clausus ceteraeque Claudiorum effigies longo ordine spectarentur. Hätte nur irgendwo in Rom eine Reihe von ältesten Claudiermedaillons aus der Sabinerzeit existiert, sie würden in diesem Leichenzug ebenso gut wie Aeneas und die Albanerkönige aufgeführt worden sein.

Nun aber weiter: eine Stiftung von diesen Bildern im Tempel der Bellona aus dem Jahre 495 v. Chr. ist ein voller historischer Widerspruch; wir kennen die Gelobung des einzigen Tempels der Bellona in Rom 200 Jahre später, und zwar, wie wir sehen werden, durch einen späteren Claudius. Bellona oder Duellona ist durchaus keine uralte, italische Göttin, wenn sie auch als Gemahlin oder Schwester des Mars bezeichnet wird.[1]) Die Gemahlin des Mars im sabinischen Cultus hiess durchweg Nerio oder Neriene. Diese erscheint später aber antiquiert durch jene jüngere hellenistische und zugleich verstandesmässig entwickelte Figur der Bellona, die mit Virtus und Victoria zunächst zusammengehört. Soweit der wirkliche Dienst der Bellona geschildert wird, zeigt er sich als einen ekstatischen, mit asiatischem Wesen versetzten; da sind es Priester, die mit ihrem eigenen Blute, nicht mit fremdem, Opfer bringen, ihre Schulter zerfetzen, mit beiden Händen blank gezogene Schwerter führen, laufen, vorwärtsstürmen, rasen (Lactant. I 21. 16.), da gibt es eine fanatische Prophetin, welche nicht Feuer nicht Geisel scheut (Tibull. Eleg. I 6. 143). Wir werden im weiteren Verlaufe allerdings auf die wichtige Epoche der Umgestaltung des Bellonadienstes durch direkt kleinasiatischen, kappadokischen Einfluss näher hinzuweisen haben. Ein ganz ähnlicher Process vollzieht sich hier wie bei dem Dienst der Magna Mater, der auch zunächst wesentlich griechisch, erst später specifisch phrygisch auftritt.

Und welche Tempelgebäude gab es überhaupt damals in Rom? Einhundertundsiebzig Jahre lang kannte Rom gar keine Götterbilder, einzig der Tempel der Diana auf dem Aventin und der des Jupiter auf dem Capitol reichen in ihrer Gründung in die Königszeit zurück, ein kleiner Tempel des Merkur wird in jenem Jahre 495 v. Chr. als gestiftet genannt und dabei die Gründung einer Kaufmannsgilde, Collegium mercatorum, erwähnt. Zwei andere Tempel, einer des Castor und Pollux und einer der Ceres, sind den Ueberlieferungen nach damals gelobt worden, ihre Geschichte unterliegt aber noch einer genauen kritischen Prüfung. Nirgends findet sich irgend eine andere Spur eines Tempels der Bellona als jenes nahe dem Marsfeld auf den damaligen, vor der Stadt ge-

---

1) Die getrennte Behandlung der römischen und asiatischen Bellona bei Preller, Röm. Mythol. S. 611 f. 734, ist keine glückliche.

legenen Wiesen der Quintier oder Flaminier. Hier nun gar sich einen reich geschmückten Tempel zu denken widerspricht ganz den damaligen Zuständen Roms.

Von einer Portraitbildung in der römischen Kunst jener Zeit kann überhaupt nicht die Rede sein, in Griechenland sind damals die ersten Portraitstatuen gebildet worden, aber durchaus heroischer Art, die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton und einzelne wenige Athleten; wahre Portraits historischer Art sind in Hellas länger vor den Zeiten Alexanders des Grossen, vor der des Lysippos und Lysistratos nicht gebildet worden; die Statue des Aristoteles ist die erste vollkommene Portraitstatue. Alle früheren trefflichen Portraitstatuen sind idealisiert, nach bestimmten Typen geformt.

Nun aber weiter: selbst einmal die Existenz von Portraitbildungen jener Zeit zugegeben, Rundbilder mit Portraitreliefs gab es noch lange nicht[1]). Es ist ein wunderlicher Irrtum des Plinius Schilde mit Portraitköpfen in die trojanische Zeit zurückzuschieben. Nirgends unter den Hunderten von griechischen Vasenbildungen, welche Schildzeichen aufweisen, ist ein Schild mit Portraitkopf anzutreffen. Das einzige, öfter wohl citierte, angebliche Beispiel eines solchen, bei Aristoteles in dem Scholion zu Pindar (Isthm. VI 18.), ist der an dem Fest der Hyakinthien ausgestellte Panzer, nicht Schild, des Timomachos (θώραξ auch ὅπλον genannt), enthielt ausserdem nichts weniger als sein Bild. Die εἰκόνες γραπταὶ ἐν ὅπλῳ oder ὅπλα εἰκονικά sind durchaus eine in später hellenistischer Zeit beliebte Weise der Darstellung und werden in kleinasiatischen Städten als solche, im letzten Jahrhundert v. Chr. als beliebt bezeugt.

Und nun noch mehr! Diese Portraitmedaillons von Bronce sind doch selbst erst eine grosse Neuerung gegenüber den gemalten Wachsbildern der Ahnen. Aber wer weiss überhaupt etwas Sicheres von der Existenz solcher Wachsbilder vor den Sextisch-Licinischen Gesetzen, vor der Bildung der Nobilität d. h. eines Amtsadels, also frühstens vor dem Jahre 366 v. Chr.? Man kann sich also gar nicht ausdenken, Plinius habe mit Ernst bei den sabinischen Ahnen des Claudius an deren imagines mit tituli honorum, an ihre republikanischen Würden gedacht, deren Verzeichniss man in jener Zeit nachlesen konnte.

Nun also trotzdem dass treffliche Forscher wie Becker, Schwegler und Preller die Tradition unbeanstandet gelassen haben[2]), die innere Ungereimtheit der chronologischen Angaben leuchtet unmittelbar ein. Wir gehen nun einen Schritt weiter, der am nächsten zu liegen und alle Schwierigkeiten zu heben scheint, nur nicht den Irrtum des Plinius als solchen erklärt, und wir sagen es hier gleich, nicht den Zusammenhang der Stelle richtig erwägt. Man hat ohne Weiteres — und Männer wie Mommsen, Urlichs, Ihne u. A. haben es getan[3]) — erklärt: der Appius Claudius welcher die Portraitmedaillons

---

1) Vgl. meine Arbeit: „Drei Metallmedaillons rheinischen Fundorts und die Entwicklung der Medaillonform im Alterthum überhaupt", in Jahrbb. d. Vereins v. Alterthumsfreunden im Rheinland. LVIII. S. 1—56. Mit 4 Tafeln. Die ganze Frage ist in den meisten verdienstlichen Arbeiten über altrömische Kunst, in Detlefsen, de arte Romanorum antiquissima. I. II. Glückstadt 1867. 1868 und von Urlichs, die Malerei in Rom vor Caesars Dictatur. Würzburg 1876, nicht behandelt worden.

2) Becker, Röm. Alterth. I S. 606; Schwegler, Röm. Geschichte II 1. S. 58. Note 5; Preller, Röm. Mythol. S. 611.

3) Mommsen, Röm. Gesch. I 446 f., Röm. Forsch. I S. 310; C. I. Lat. I p. 278; Röm. Staatsrecht I S. 366. Note 1; Urlichs in der Anmerkung zur Stelle des Plinius (Chrestom. Plin. S. 337); Ihne, Röm. Gesch. I S. 472. Note 11.

stiftete ist kein Anderer als der Gelober und Erbauer des Tempels der Bellona, der grosse Censor Appius Claudius Caecus, Consul zum ersten Mal im Jahr 307 v. Chr., dann zum zweiten Mal 296, beide Male zusammen mit L. Volumnius Flamma Violens. Es war in der Zeit des sog. dritten Samniterkrieges, inmitten jener hartnäckigen, für Rom's Stellung in Italien entscheidenden Kämpfe mit den Nachbarvölkern, dass Appius Claudius sich mit seinem Heere den Etruskern gegenüber befand, die durch Gallier und Umbrer noch verstärkt waren, während sein College L. Volumnius den Samniten gegenüber stand. Die Eifersucht, der Zwiespalt zwischen den Consuln war gross, der dem Appius Claudius zu Hülfe eilende Volumnius wird zunächst unfreundlich empfangen und mit seiner Hülfeleistung abgewiesen; dann aber erzwingt die Not und die drängenden Bitten der Offiziere und des Heeres ihr Zusammenwirken. Männer, so verschieden wie sie nur irgend zu denken sind: Appius Claudius, der gewaltige Redner und Volksführer, der Förderer aller grossen wirtschaftlichen Unternehmungen, der sich auf die Gunst des niederen Teiles des Volkes, der arbeitenden Klasse, stützt, aber kein irgend bedeutender Feldherr, und nun Volumnius, das Bild der wahren römischen Tapferkeit, wenig beredt, aber auf das tüchtige und energische Handeln angelegt (strenue facere, im Gegensatz zu scite loqui). Die Feinde greifen an, es kommt zum harten, unentschiedenen Treffen, es heisst nun, Appius Claudius habe im entscheidenden Augenblick, unter den vordersten Fähnlein, die Hände zum Himmel erhoben und laut gebetet: „Bellona, wenn du uns heute den Sieg verleihst, gelobe ich dir dagegen einen Tempel (Bellona, si hodie nobis victoriam duis, ast ego templum tibi voveo)". Wie von dem Stachel der Göttin getrieben, eilt er vorwärts, der Tapferkeit seines Collegen gleichkommend, das feindliche Lager wird gestürmt, Volumnius trägt mit eigener Hand die Standarte in die Thore hinein, Appius entflammt die Soldaten mit beredten Worten, preisend die Bellona Victrix. Und so brechen die Soldaten unaufhaltsam über Graben und Wall ein.

Wann dies Gelübde ausgeführt worden ist, wissen wir nicht genau, entschieden in den drei folgenden Jahren nicht, da Livius nichts davon bis zum Schlusse des zehnten Buches vermeldet. Aus Ovid's Fasten VI 202 ff. ergibt sich dass der 3. Juni als Weihetag des Tempels der Bellona gefeiert ward, und Appius als Stifter (auctor) genannt ward; ausdrücklich wird hier er in besonderer Eigenschaft genannt, als derjenige welcher, hoch bejahrt und blind, durch seine Rede im Senat, in Gegenwart des Gesandten des Königs Pyrrhus, des Kineas, den Frieden mit diesem verhinderte. Eine Rede bekanntlich, deren wesentliche Teile wir noch heute besitzen. Es geschah dies 279 v. Chr., 17 Jahre nach dem zweiten Consulat des Claudius. Auch das interessante Elogium auf Appius Claudius Caecus, auf der Inschrift von Arezzo[1]), fügt unter den Taten desselben als die letzte hinzu die Erbauung des Tempels der Bellona. Dass in der Tat, zur Erinnerung der Nachwelt, der Tempel der Bellona und der Krieg mit Pyrrhus eng verknüpft waren, ergibt sich auch noch daraus dass die Kriegssäule, Columna bellica, in dem kleinen, an den Circus des Flaminius angrenzenden Tempelhofe, von welcher die blutige Lanze bei der feierlichen Kriegserklärung von einem Fetialen in das fremde Land, das der Perigrinen, geschleudert ward, ausdrücklich auf den Pyrrhuskrieg bezogen wird. Einen Soldaten des Pyrrhus, heisst es, den man im Kriege gefangen, zwang man, ein kleines Stück Feld

1) Pigh., Annal. ad ann. 561 a. u. c. I p. 400; Mommsen, C. I. Lat. I p. 278. n. XXVIII.

in den Flaminischen Wiesen zu kaufen, um so immer ausseritalisches Land vor den Thoren Rom's bei Kriegserklärungen bereit zu haben[1]). Ovid sagt a. a. O. 205 ff.:

Prospicit a templo summum brevis area circum.
est ibi non parvae parva columna notae,
hinc solet hasta manu, belli praenuntia, mitti,
in regem et gentes cum placet arma capi.

Dieser rex selbst ist doch wohl zunächst kein anderer als König Pyrrhus; wir werden geneigt sein die berühmte Sitzung des Senates mit Kineas nicht in der Curia am Forum, sondern ausserhalb des Stadtbereiches, gerade hier im Senaculum, bei dem Tempel der Bellona[2]), gehalten zu denken, derjenigen Oertlichkeit in welcher später der Senat überhaupt fremde Gesandte der im Krieg sich befindlichen Fürsten anzuhören pflegte. Dieses Gebot überhaupt, Pyrrhus möge zuvor aus Italien weichen ehe mit ihm in Frieden verhandelt werden könne, ist fortan der von den Römern hier zuerst öffentlich proclamirte Grundsatz, der italische Boden dürfe von keinem fremden Eroberer fortan betreten werden.

Mommsen sucht psychologisch die Stiftung des Tempels der Bellona durch Appius Claudius zu erklären (Röm. Forsch. I S. 303). „Wenn er der Bellona einen Tempel erbaute, so huldigt bekanntlich der Mensch derjenigen Gottheit am Eifrigsten, die ihn verschmäht." Wir werden zu dieser bedenklichen Erklärung nicht greifen. An und für sich ist gegen die Erzählung des Livius schwer ein besonderer Zweifel gerechtfertigt. Bellona ist nicht die Göttin des Krieges überhaupt, sondern speziell der entflammten Kriegswut, jener dämonischen Macht, die dem Menschen die volle Besonnenheit raubt, aber Wunder der Tapferkeit vollbringt; und dann ist diese Bellona entschieden nicht eine altitalische Gottheit, wie wir schon sahen, wenn wir auch als möglich zugeben dass das sabinische Geschlecht der Claudii, in welcher der Beiname Nero seit alter Zeit existiert, zur oben genannten Nerio, dem weiblichen Gegenbilde von Mars, alte Cultusbeziehungen haben mochte und diese auf die jüngere Gestalt der Bellona übergiengen. Diese Bellona des Jahres 296 ist eine mit altitalischem Cultus verschmolzene, hellenistische Gottheit, die griechische Enyo (daher der Tempel bei den Griechen durchaus τὸ Ἐνυεῖον genannt wird). Denken wir doch daran, dass im J. 300 die lex Ogulnia die höchsten Priestertümer den Plebejern zugänglich machte, dass auf Appius Betrieb der Dienst des Hercules aus einem Gentildienst zu einem Staatscultus mit griechischem ritus umgewandelt ward, dass im J. 294 der erste Tempel der Venus, und zwar Venus Myrtea, am Circus maximus erbaut ward, bei der ein wesentlich griechischer Cultus unverkennbar ist; dass im J. 291 v. Chr. die wichtige Uebertragung des Asklepiosdienstes von Epidauros auf die Tiberinsel stattfindet, dass im J. 293 zuerst in den ludi Romani die griechische Sitte der Erteilung der Palme und die Bekränzung der Zuschauer eingeführt ward[3]). Also ist es gewiss nicht verwunderlich

1) Serv. Verg. Aen. IX. 53, dazu Becker, Röm. Alterth. I S. 607; Preller, Röm. Mythol. S. 223; Marquardt, Fortsetz. von Becker R. A. IV S. 388; Lange, R. A. I², S. 329.

2) Fest. ed. M. p. 347: senaculum tertium citra aedem Bellonae.

3) Zum Herculesdienst s. Preller, Röm. Mythol. S. 640 ff. bez. S. 651; zu dem der Venus Preller, a. a. O. S. 385 f.; Marquardt, R. A. IV S. 320; Stark, Ber. d. K. S. Ges. d. Wissensch. hist. phil. Kl. 1860, S. 61; zu Asklepios Preller, a. a. O. S. 606 ff., Marquardt IV S. 321. Zu Palme und Kranz Liv. X 47.

wenn Appius Claudius, der Neuerer, der den Handwerkern und Freigelassenen, unter denen die Griechen eine so grosse Rolle spielten, nun auch einer wesentlich griechischen Kriegsgöttin ein Heiligtum stiftet. Und er stiftet es auf einer Stelle ausserhalb der Stadt, auf den prata Flaminia, dem nachherigen Circus Flaminius, wo der rechte Sitz der Zusammenkünfte in Freude und Ernst des niederen Volkes war, wo die ludi plebeji gehalten werden, nahe dem Apolloheiligtum, wie dem der unterirdischen Gottheiten, nahe zugleich dem Altar des Mars.

Derselbe Appius Claudius Caecus muss es gewesen sein, — das ist heute als ganz sicher vorgetragene Ansicht — welcher die Bilder seiner Vorfahren zuerst in Erzmedaillen hoch am Tempel der Bellona aufgehängt hat, mit allen Inschriften der von ihnen bekleideten Ehrenstellen. Der Schein ist zunächst dafür, die Annahme recht bestechend, und doch nicht stichhaltig.

Eine Schwierigkeit fühlt allerdings Mommsen sofort heraus, jedoch er sucht ihr im Aufwerfen gleich auch zu begegnen, indem er folgendermassen sich äussert (Röm. Forsch. I S. 360): „er wolle die falschen Farben, mit denen das Bild des Claudius übermalt ist, auch kennen lernen; ich rechne nicht", sagt er, „dahin, dass der Erbauer des Tempels der Bellona in demselben die Schildbilder seiner Vorfahren, mit dem Verzeichniss der von einem Jeden bekleideten curulischen Aemter, aufstellte. Der Adelsstolz verträgt sich sehr wohl mit der Periklesrolle, und auch Caesar hat bei aller Demagogie seiner Abstammung von der Frau Venus sich gerühmt." Dass dieser Vergleich nicht zutreffend ist und die Ziele eines Caesar ganz andere waren als die eines Appius Claudius, dass seine Stellung zum Venuskult und Venusmythus nicht zu vergleichen ist mit einer solchen Stiftung nüchterner historischer Ahnenschilder im Tempel, liegt auf der Hand. Gewiss verträgt sich ein kräftiger Ahnenstolz noch mit der Rolle eines Appius Claudius, etwas Anderes ist aber eine so durchgreifende Neuerung, ein Heraustreten aus der guten Haussitte der römischen Adelsgeschlechter in jener Zeit der höchsten sittlichen Entwicklung des Volkes; ein Prunken, möchte man sagen, mit der ganzen Sippe der Vorfahren an geheiligter Stelle. Der einen Tempel Dedicierende wird ja in der Inschrift desselben feierlich nach Name, Amt und Abstammung genannt; gewiss eignet sich ein solches Verfahren, wie es dem Appius Claudius zugeschrieben wird, viel mehr für einen Nachkommen des Stifters selbst, der das Bedürfniss fühlt an ihn die Reihe der weiteren Schützer bis auf seine eigene Person anzuknüpfen.

Wir müssen aber ferner noch sagen, eine solche Stiftung von Portraitmedaillons, und zwar zum Teil so complicierter Art, wie sie Plinius schildert, um das Jahr 300 v. Chr. entspricht nicht der Geschichte der Kunst in Rom, nicht der Entwickelung der Sitte der imagines majorum. Ich sage zuerst der Geschichte der Kunst: gerade um die Zeit 300 v. Chr. ist die Zeit des ersten Aufblühens einer Art römischer Nationalkunst, des historischen Portraits, die Lebenszeit römischer Maler, wie eines Fabius Pictor, eines Pacuvius, die Zeit von welcher Plinius eben als einer in ihrer Kunstübung ganz vergangenen spricht. Alles was wir von sicheren Nachrichten über bildende Kunst in Rom finden gehört eben in diese Zeit; ausdrücklich ist die Erzbildnerei erst von den Göttern auf die Menschen in ihrer Darstellung übergegangen[1]), und Plinius sagt selbst (XXXIV 34):

1) Plin. N. H. XXXIV. 15: transit et a diis ad hominum statuas atque imagines multis modis.

„Hölzerne und thönerne Götterbilder wurden in den römischen Tempeln gestiftet bis zur Unterwerfung Asien's, von wo der Luxus begann", also gerade ein Jahrhundert später. Gerade im Jahre 295 v. Chr. wurden eherne Schwellen im Tempel des Jupiter Capitolinus erst gelegt, d. h. also die Bronzebekleidung der Umfassungen der grossen Hauptthürme hergestellt, gerade da die Wölfin mit den zwei Knaben vor der Casa Romuli aufgestellt, jenes berühmte, hoch altertümliche Erzgebilde, das wir noch heute zu besitzen glauben. Und da soll bereits eine Fülle von Medaillons, mit genauen Portraits früherer Jahrhunderte modelliert, gegossen, aufgehängt worden sein? Gewiss ein voller Widerspruch mit den obigen und sonstigen Nachrichten.

Aber zweitens widerspricht die Annahme auch der Sitte des sogenannten Jus imaginum. Wir müssen noch einmal ausdrücklich constatieren, dass über die Sextisch-Licinischen Gesetze hinauf kein Zeugniss von einer solchen Sitte redet. Polybios berichtet dagegen um 150 v. Chr., also ein und ein halb Jahrhundert nach jenem Consulat des Appius Claudius, von dieser Sitte, als einer eigentümlichen und in höchster Ehre zu Rom stehenden[1]).

Es mag wenigstens darauf hingewiesen werden, dass ein Zusammenhang dieser Wachsmasken, dieser costümierten Todtenbilder bei den feierlichen Familienaufzügen doch wohl Hand in Hand gieng mit der Entwicklung scenischer Darstellung, des aus Etrurien herüber genommenen theatralischen Apparates. Von dem Jahr 364 v. Chr. heisst es ja: ludi scenici primum instituti. Und weiter zwei einzelne Tatsachen werden unerklärlich, wenn bereits 295 v. Chr. solche Metallmedaillons in grösserer Zahl aufgestellt waren: das Eine berichtet Plinius selbst einige Sätze weiter, dass nämlich ein goldenes Bildnissschild des Hasdrubal 212 v. Chr. im carthagischen Lager erbeutet und von Marcius über den Eingang des Jupitertempels geweiht, und als einzigartiges, den Namen clypeus Marcius getragen habe. Wenn damals schon seit 80 Jahren clypei Claudii mit den Portraits derselben in einem Tempel angebracht waren, wäre die Merkwürdigkeit der Sache selbst und der Beiname Marcius unerklärlich, der nicht seinem eigenen Portrait, sondern einem von ihm erbeuteten gegeben ward.

Ferner würde es wohl als ein äusserstes von Ehrenerweisungen für den gestorbenen Scipio Africanus Major betrachtet worden sein, dass sein Bildniss in der Tempel-Cella des Jupiter O. M. aufgestellt ward, welches, so oft es irgend eine Trauerfeierlichkeit für die Gens Cornelia abzuhalten gibt, von dort geholt wird, und dass ihm ganz allein das Capitol als sein Atrium dient[2]), wenn mehr als ein Jahrhundert früher ganze Ahnenreihen der Claudier ihre Bildnisse im Tempel der Bellona hatten!

Nein, wir dürfen bei dem Censor Appius Claudius Caecus nicht stehen bleiben, wir müssen weiter abwärts suchen, und da kehre ich zunächst einfach zur Stelle des Plinius zurück, um das Richtige zu finden. Das Eine bleibt mir an derselben unantastbar: Plinius fand in seinen Quellen das Consulatsjahr eines Appius Claudius durch den Col-

---

1) Mommsen sowohl (Röm. Staatsalterth. I S. 358 ff.) wie Lange (Röm. Alterth. II S. 5 ff.) geben sich Mühe, die Sitte als altpatricisch zu erweisen, bedenken aber nicht den einfachen Stand der plastischen Kunst in Rom vor dem 4. Jahrhundert. Die Auseinandersetzung von Becker (R. A. II 1. S. 220 ff.) ist heute noch durch nichts erschüttert.

2) Valer. Max. VIII 15, 1: imaginem in cella Jovis Opt. Max. positam habet, quae quotiescunque munus aliquod Corneliae genti celebrandum est, inde petitur unique illi instar atrii Capitolium est.

legen näher bezeichnet; es ist rein willkürlich, die Worte cum P. Servilio als Erfindung des Plinius zu bezeichnen, so gut wie bei dem nachfolgenden Aemilius Lepidus kein Mensch den dabei genannten Lutatius Catulus antasten wird. Das ausgerechnete Jahr seit Erbauung Rom's mag von Plinius irrtümlich beigefügt sein, aus falscher Voraussetzung, oder ist, wie ich vielmehr glaube, eine falsche, gelehrte Glosse zu Plinius[1]). Nun, gibt es denn nur einen einzigen Appius Claudius mit der Collegenschaft des P. Servilius, jenen aus der Anfangszeit der Republik? Freilich existiert ein Zweiter: Appius Claudius Pulcher, C. f. C. n., war Consul mit Publius Servilius Vatia, später Isauricus genannt, im Jahr 675 a. u. c. oder 79 v. Chr., und nun, meine Herren, wer war denn sein Nachfolger? M. Aemilius, Q. f. M. n. Lepidus und Lutatius Catulus, also genau dieselben Männer die Plinius mit den Worten post eum auf den Claudius folgen lässt. Jetzt gewinnen auch die Worte: post eum erst ihre volle Kraft, während es in der Tat mehr als verwunderlich war, zwischen dem ersten Anfänger einer Sitte und dem Fortsetzer und Erweiterer einen Zeitraum von 400 Jahren oder selbst nur von 200 Jahren mit post eum zu bezeichnen.

Alle anderen weiteren Bedenken für die Sache selbst sind damit weggefallen, im Gegenteil, gerade die Sullanische Zeit, dieser anerkannte grosse Wendepunkt im inneren Leben Rom's und seines Luxus, ist die geeignete für die Umgestaltung alter Familiensitte. Und weiter nun passt die Plinianische Erzählung ganz in den Zusammenhang, sie fügt sich ein in die Reihe jener Neuerungen eines Asinius Pollio und Marcus Terentius Varro. Aber, fragen wir weiter, war in der Sullanischen Zeit irgend Veranlassung zu solch einer Ausschmückung des Tempels der Bellona, oder zur prunkenden Aeusserung der Claudischen Ansprüche auf solchen Tempel? Allerdings ja, lautet die Antwort. Die Bedeutung des Bellonaglaubens ist für Sulla eine sehr grosse gewesen. Plutarch (V. Sullae C. 9) erzählt uns: als derselbe im Jahre 88 im Begriff stand als Consul nach Asien mit dem Heere abzugehen und, plötzlich durch die Gesetzvorschläge des P. Sulpicius bewogen von Campanien nach Rom mit demselben zurückzukehren und dort die Marianische Partei mit Waffengewalt zu vernichten, da erscheint ihm im Traume eine Göttin welche zu ehren die Römer von den Cappadociern lernten, mag sie eine Selene, Athene oder Enyo sein. Diese, so glaubte Sulla zu sehen, stand über ihm und händigte ihm einen Blitz ein, nannte jeden seiner Feinde einzeln und hiess ihn sie mit dem Blitze zu treffen: die aber fielen durch seinen Wurf und verschwanden. Da bekam Sulla volles Vertrauen, erzählte den Hergang seinem Mitconsul und führte sofort das Heer gegen Rom. Schonungslos lässt er Strasse für Strasse die Bewaffneten vordringen und Feuer in die anliegenden Häuser werfen, ja er selbst ergriff eine brennende Fackel und schreitet mit ihr seinen Leuten voran; unter Feuer und Flammen dringt er so auf das Forum. Wer erkennt ihn hier nicht, den Liebling der furchtbaren Bellona, der Göttin mit Fackel und Geissel? Gerade hier bei Sulla, der eben seinen Siegeslauf gegen den mächtigen König von Cappadocien, den Mithridates, beginnt, ist diese Bellona des Römers ganz identisch mit dem Bild jener orientalischen Gottheit.

Wir hören ferner, dass unter den verschiedenen Prodigien in dem Sullanischen Krieg eines besonders im Tempel der Bellona stattfand: ein Sperling kommt herein-

1) Eine einfache Verschreibung von CDLXXVIIII in CCLVIIII ist schwerlich anzunehmen.

geflogen mit einer Cikade im Schnabel und zerreisst sie in zwei Hälften; dies ward auf die Zerreissung des Volkes gedeutet.

Nun aber, als Sulla im Jahr 82 v. Chr. als Sieger vom Orient zurückgekehrt, nach der furchtbaren Zerstörung von Präneste, und nach der Besiegung des Samniten Felsinus vor Rom stand, da war er es der den Senat heraus berief in den Tempel der Bellona und dort ihnen die furchtbare Strafpredigt hielt, während Tausende des wehrlosen Volkes, Schuldige und Unschuldige, vor dem Tempel im Circus des Flaminius hingemordet wurden. Das Angstgeschrei der Tausende drang in die Senatsversammlung, doch Sulla sprach: „Ruhig, es sind nur einige Widerspänstige, die abgestraft werden", und alsbald begann das Strafgericht der Proscriptionen über die Senatoren selbst. Man kann wohl vermuten, dass Sulla eben so sehr die Reinigung und Wiederherstellung des Circus Flaminius vornehmen liess, als dass er das Heiligtum der Bellona mit neuem Glanze umgab. Nun wissen wir ausdrücklich aus Ovid, dass dem Tempel der Bellona gegenüber ein Tempel des Hercules Custos errichtet ward, und zwar unter Sulla's Autorität. Wir wissen aus den handschriftlich erhaltenen Fasten, dass zu dem Festtag der Bellona am 3. Juni am 4. ein neuer Festtag des Hercules Custos und der Bellona hinzukam[1]). Hercules ist überhaupt ein Lieblingsgott des Sulla, ihm hat er ein Zehntel der ganzen Beute geweiht vom mithridatischen Feldzug. Es liegt nun ganz in der Weise des Sulla, dass er, der Restaurator der alten Aristokratie, einem Claudier, einem Nachkommen des Stifters, die Ehre überlässt den Bellonatempel neu mit Schmuck zu versehen und das neue Fest zu weihen. Und nun war ja ein solcher Claudier in seiner nächsten Nähe, sein eifrigster Parteigänger Appius Claudius Pulcher, Sohn und Enkel eines Cajus. Das ganze Leben desselben erweist seinen streng aristokratischen Charakter, er war für Cicero der wahre vir nobilissimus, im Gegensatz zu seinem entarteten Sohne Clodius. Er war Prätor im Jahre 89, feierte die curulischen Spiele erst später, nach dem Tode seines Vaters, und entfernte streng alle Sklaven aus den Reihen der Zuschauer, er gieng in's Exil auf eine Anklage eines marianischen Volkstribuns. Als Sulla im Jahre 80 den Entschluss fasste, von dem politischen Schauplatz abzutreten, und seine Dictatur niederlegte, nimmt er das ihm doch angetragene Amt eines Consul nicht an, sondern ernannte einfach Appius Claudius Pulcher und P. Servilius zu Consuln; gewiss der grösste Beweis von Vertrauen, den er diesen geben konnte. Das ist also das Jahr in dem dieser Appius Claudius die clypei seiner Vorfahren mit allen Ehreninschriften in dem mit neuem Glanze umgebenen Tempel der Bellona aufgestellt hat.

Wir sind am Schluss unserer Betrachtung. Merkwürdige Ironie des Schicksals: der Claudier stellt zuerst öffentlich an einem heiligen Ort seine Ahnenbilder in der modernen Form der Medaillons auf, dessen eigener Sohn seinen Adelsbrief zerreisst, um sich von einem Plebejer adoptieren zu lassen und als homo novus eine Rolle zu spielen!

War aber jene Stiftung, und zwar in derjenigen Kunstform die zur Lieblingsform der hellenistisch-römischen Kunst ward, in einem Tempel einmal geschehen, so lag es nun für einen Aemilius Lepidus, seinen Nachfolger, nahe, in der von seinem Geschlecht gestifteten Basilica Aemilia dasselbe zu thun und selbst in seinem eigenen Atrium an

1) Merkel ad Ovid. Trist. ll. p. LVII: III Non. — festum Bellonae. II Non. Bellonae C. festum bellone et Herculis E. dedicatio templi Herculis r. festum bellone, templum factum Herculis b.

Stelle der altmodischen Wachsbilder glänzende Bronzemedaillons seiner Vorfahren zu setzen. Fortan schwindet gleichzeitig mit dem altrömischen Geist und seinem Atrium auch mehr und mehr die alte Sitte der Stammbäume und Wachsbilder, und Bronzemedaillons oder ganze Statuen treten an ihre Stelle in rein dekorativer Bedeutung. Und wir haben somit, abgesehen von der überraschend einfachen und zutreffenden Erklärung der Stelle, einen weitern, sichern Beitrag zur Erkenntniss jener entscheidenden Epoche des römischen Culturlebens in Sullanischer Zeit.

Meine Herren! Sie sehen an unseren modernsten Bauten der Renaissance mit Vorliebe hervorragende Medaillonköpfe berühmter Männer angebracht, meist ohne geringste Beziehung zu den Bewohnern, oft ohne irgend ein Princip in der Auswahl. Wir ahmen darin die Menschen des 16. Jahrhunderts nach; da liebte es der italienische Nobile, dann auch der deutsche Fürst, an der Prachtfaçade seines Hauses die Medaillons römischer Staatsmänner, auch römischer Kaiser zu setzen. Bei uns im Schloss zu Heidelberg hat Otto Heinrich an seinem Prachtbau solche eingefügt, die von Numa Pompilius bis Kaiser Otho reichen, darin anknüpfend an den eigenen Stamm. Nun, die Menschen der Renaissance haben dies der Römerzeit abgelernt, und ein Claudier, ein Glied der stolzesten römischen Familie, hat dies zuerst an einem Prachtbau seiner Familie, an dem Tempel der furchtbaren Bellona, gethan.

Auf die Anfrage des ersten Präsidenten meldet sich zum Worte Professor Dr. Christ aus München.

Professor Dr. Christ. Es ist schwer, so plötzlich zu urteilen über eine Stelle die mit so viel Geist zu deuten der Versuch gemacht worden ist. Die vorgebrachten Gründe haben auf mich vollständig überzeugend gewirkt, in der Hauptsache, darin dass Appius Claudius Cos. 79 v. Chr. der richtige ist. Aber etwas zu weit dürfte der Herr Vorredner gegangen sein darin dass er die Errichtung des Tempels der Bellona in dieselbe Zeit versetzt. Es ist nicht notwendig dieselbe Zeitbestimmung auf Erbauung des Tempels und Anbringung der Ahnenbilder zu beziehen. Die Nachricht über den Tempel der Bellona findet sich in den fasti des Ovid, es wird dort der Tag angegeben, an dem der Tempel errichtet worden ist. In den fasti bezieht sich aber Ovid auf Varro, so dass die Angabe eine grosse Autorität besässe; wenn aber nicht Ovid, sondern höchst wahrscheinlich sein Autor M. Terentius Varro, der in der Geschichte seiner Stadt wie kein anderer erfahren ist, so genau und bestimmt den Tag angibt, und bestimmt auch den der Appier bezeichnet der den Tempel erbaut hat, so muss man sich eben dieser Angabe beugen. Ich glaube aber nicht, dass man so weit zu gehen braucht, um auch die mit soviel Scharfsinn gegebene Datierung des Appius mit dieser Sache zu vermengen.

Hofrath Stark: Ich freue mich, dass ich mit dem Hrn. Vorredner ganz einig bin. Ich habe ausdrücklich gesagt, dass die aedes Bellonae 295 a. Chr. gelobt und dann errichtet worden ist, und zwar im Krieg mit Pyrrhus, dass der Tempel wird vollendet worden sein in dieser Zeit, weiter dass in den fasti Venusini der 3. Juni als der Tag der Erbauung und der 4. Juni als zweiter Festtag der Bellona und des Hercules Custos angegeben sei; endlich wäre es unwahrscheinlich, dass der eigentliche Stifter schon seine majores hineingesetzt hätte, aber dass der Nachkomme es gethan hat, dafür spricht die Sache selbst.

Prof. Hertz aus Breslau: Vielleicht ist hier weniger ein Irrtum des Plinius als durch eine paläographisch sehr leicht zu erklärende Nachlässigkeit eine Lücke.

Dieselbe würde dann ungefähr in folgender Weise zu ergänzen sein: Appius Claudius, qui consul cum [L. Volumnio fuit a. u. 447 et 458, prognatus ab eo Appio Claudio] qui consul cum P. Servilio fuit a. u. 259. Doch steht dieser Annahme die schwer zu motivierende Weitläufigkeit des Ausdrucks entgegen, und ich möchte diese Bemerkung daher nur als einen augenblicklichen Einfall betrachtet wissen, der keinen Anspruch auf endgültige Entscheidung der Frage erhebt.

Hofrath Stark: Die Frage bedarf der Erwägung, ob man eine grosse Lücke anzunehmen hat oder ob die Zahl ein Fehler ist von einem Abschreiber oder eine Glosse zu Plinius oder ein Irrtum von ihm selbst. Ich kann mich in der Annahme der Glosse selbst getäuscht haben, aber bin der Annahme einer Lücke nicht geneigt.

Da Niemand weiter das Wort über diesen Gegenstand zu ergreifen wünscht, so dankt der erste Präsident dem Redner für die vielfache Anregung die er gegeben, und erteilt das Wort an Hrn. Julius Klaiber, Professor am Real-Gymnasium in Stuttgart, zu seinem Vortrag über die hohe Karlsschule.

Prof. Klaiber. Wenn Sie vor hundert Jahren in die Gegenden gekommen wären durch welche still und friedlich der Neckar zieht, so hätten Sie in dem dreimal kleineren Ländchen eine pädagogische Merkwürdigkeit vorgefunden, an der Sie unmöglich hätten vorübergehen können. Die höchste Berühmtheit des damaligen Herzogtums, fast seine einzige, war jene „Militärakademie", welche Herzog Karl Eugen vor wenigen Jahren auf der Solitude gegründet und vor Kurzem nach Stuttgart verlegt hatte. Jeder Fremde besuchte sie, und einer so illustren Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner würde sich's unzweifelhaft der Herzog selbst zur besonderen Ehre gemacht haben, persönlich als Führer durch seine Lieblingsschöpfung zu dienen. Mit dem raschen Schritt, der ihm eigen war, wäre er Ihnen durch die weiten Höfe, die langen Gänge, die riesigen Schlafsäle vorangeschritten und hätte Sie wohlgefällig auf die „Propreté" in Haltung der Betten, der Bücherbretter, der Arbeitsplätze hingewiesen; mit dem leuchtendsten Blick seines herrlich klaren Auges aber hätte er Ihnen sodann in dem für die Unterrichtszwecke vorbehaltenen Flügel des umfangreichen Gebäudes die unabsehbare Flucht der Lehrsäle geöffnet und Ihnen kurz und scharf, wie es seine Art war, den Organismus des Unterrichtes geschildert. Und hätte sich's nun eben gefügt, dass Sie zu den grossen Prüfungen gekommen wären, die er alljährlich mehrere Wochen lang in allen Fächern und auf allen Stufen unter seiner persönlichen Aufsicht abhalten liess, und deren Abschluss die berühmte Preisverteilung bildete, wie hätten Sie gestaunt, in den Räumen einer Unterrichtsanstalt den ganzen Pomp eines fürstlichen Hofhalts mit den höchsten Würdenträgern des Landes und den Ambassadeuren der fremden Mächte sich entfalten und Serenissimus selbst, von einem Gefolge umgeben wie es sonst nur bei den höchsten Staatsactionen üblich ist, eigenhändig vom Throne herab die Preise verteilen zu sehen! Gewiss, Sie hätten gedacht was der Begleiter des Kaisers Joseph in die Worte fasste, dass nie, so lange die Welt steht, eine Schule dermassen von dem Brillantlicht fürstlicher Huld umstrahlt gewesen sei, wie diese.

War es damals vorzugsweise der äussere Glanz der die Augen der Welt auf die Karlsschule lenkte, so ist sie seitdem jedem Deutschen bekannt und bedeutend geworden als die Bildungsstätte jenes erlesenen Geistes, den unser Herz in allen Wendungen seines Lebens, ganz besonders aber in seinen Jugendtagen, mit innig teilnehmender Liebe begleitet. In der Tat, wenn die Karlsschule nichts weiter aufzuweisen hätte, als was

sie an Schiller getan, es wäre Ruhmestitel genug für eine Anstalt, die noch vor Ablauf ihres ersten Vierteljahrhunderts ihrem Stifter im Tode gefolgt ist. Denn eben damit hat sie bereits ihren glorreichen Anteil an der Gestaltung des modernen Gedankenlebens gewonnen. Aber neben Friedrich Schiller finden wir ja auch jenen „Napoleon der Intelligenz", jenen gewaltig umfassenden Organisator und Gesetzgeber der Naturgeschichte, jenen Georg Cuvier unter den Schülern, den dankbaren Schülern der Akademie, und neben Cuvier einen Dannecker, einen Schick, Wächter, Koch, Hetsch, Zumsteeg, und wie sie alle heissen die berühmten Künstler der Karlsschule, und neben diesen wieder eine lange und nicht mehr im Einzelnen aufzuführende Reihe von geschätzten Namen aus allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, und eine viel längere noch von verdienten Feldherren und Staatsmännern und hervorragenden Persönlichkeiten in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes weit über die Grenzen des württembergischem Landes hinaus. Und nimmt man zu dieser Fülle und Vielseitigkeit der Erfolge noch die bekannte Tatsache, dass wer einmal der Karlsschule angehört hatte, sein Leben lang ein „Karlsschüler" hiess und sich selbst mit Stolz als „Karlsschüler" bezeichnete, und dass mit diesem Namen im Sinne der Zeitgenossen sich eine bestimmte Vorstellung von einer eigenartigen Form der höheren Geistesbildung und feineren Lebensrichtung verband, — nimmt man das alles zusammen, so wird man es wohl verstehen, wie ein Schwabe, der eine Freude hat an seinem Heimatland, den Wunsch hegen konnte, den besonderen Eigentümlichkeiten nachzugehen, welche die Ursache dieser Erfolge sein mochten.

Unbefriedigt von dem mangelhaften Aufschluss, der über diese Seite der berühmten Anstalt in den bisherigen Darstellungen zu finden war, habe ich das weitschichtige Actenmaterial, soweit es noch im Besitz des königlichen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart sich befindet, einer prüfenden Durchsicht unterworfen und die Ergebnisse dieser Studien im Säcularjahr von Schillers Eintritt in die Karlsschule (1873) in einem Programm des Stuttgarter Realgymnasiums zusammengestellt. Wenn ich nun trotzdem in der Lage bin, Ihre Aufmerksamkeit für denselben Gegenstand in Anspruch zu nehmen, so muss ich die Verantwortung für diese Kühnheit ganz auf unser hohes Präsidium hinüberwälzen, das, vermutlich in der richtigen Annahme dass Schulprogramme wenige Leser finden, gerade diesen Gegenstand als einen den verehrten Gästen von Auswärts erwünschten angesehen und mit jener wohlwollenden Energie, der gegenüber schüchterne Bedenken verhallen, sofort dem Programm der Versammlung einverleibt hat. Ich werde es versuchen Ihnen, abgelöst vom Gang der Einzeluntersuchung, eben nur die leitenden Gedanken zu entwickeln, die der in mannichfacher Hinsicht durchaus eigentümlichen Organisation des Unterrichtes zu Grunde liegen.

Die äussere Geschichte der Karlsschule ist bald erzählt. Denken Sie sich an den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, jenes denkwürdigen Jahrzehnts das auch bei uns eine so gewaltige Umwälzung in den überlieferten Anschauungen heraufzuführen bestimmt war. Allenthalben eine mächtige Gährung der Geister, die, wie man weiss, vorzugsweise diese obersten Spitzen der Gesellschaft, die Leiter der Staaten ergriffen hat. Reformen, humanitäre Bestrebungen, philosophische Tendenzen, wie sie selbst sich nennen, sind an der Tagesordnung, und Rousseau's Emil gibt ihnen die besondere Richtung auf die Erziehung, den Unterricht. Nun denken Sie sich einen geistreichen, von Lebensgefühl und Schaffensdrang sprudelnden Fürsten, der auf eine Reihe wilder und schlimmer Jahre nicht ohne Beschämung zurückblickt und jetzt, auf der Höhe der Kraft stehend,

nach einer würdigeren Beschäftigung für seinen rastlos beweglichen Geist sucht. Ein äusserer Anlass führt ihn auf die Rousseau'sche Bahn: die Theuerung des Jahres 1770 bestimmt ihn eine Anzahl armer Soldatenknaben auf seine Kosten erziehen und für die Bedürfnisse seiner Hofhaltung heranbilden zu lassen. Die Sache macht ihm Freude, und die Beobachtung der keimenden Seelenkräfte, Anfangs vielleicht nur eine Befriedigung seiner fürstlichen Laune, wird ihm in vollem Ernste lieb und immer lieber. Da tritt mit einemmale gross und leuchtend ein Gedanke vor seine Seele, der, durch frühere Eindrücke und Vorstellungen mächtig verstärkt, ihn nicht wieder freigibt, der Gedanke, die Ausbildung der mannichfaltigen Kräfte, welche der Staat zu seinem Dienste bedarf, in die eigene Hand zu nehmen — gewiss, ein Gedanke so ganz im Geiste jener Zeit, dass man sich fast verwundern möchte, wie von den anderen Vertretern des aufgeklärten Absolutismus keiner diese geistreiche Consequenz des Systemes irgendwie gezogen hat. Musste es schon vom höchsten Vorteil für den Monarchen sein, die geeigneten Persönlichkeiten für die Bedürfnisse des Dienstes von Grund aus zu kennen und wiederum für die begabten Naturen die ihrer Eigenkraft entsprechendste Verwendung mit Sicherheit bestimmen zu können, so war doch noch durchschlagender der andere Gesichtspunct, dass nun hier die Möglichkeit geboten war, die künftigen Organe des fürstlichen Willens von allem Anfang an in den eigenen Grundsätzen und Anschauungen zu erziehen und sie genau mit dem gewünschten Inhalt zu erfüllen.

Man fühlt, welchen Reiz diese Idee für eine Natur wie Karl Eugen haben musste: mehr geistreich als gründlich, und nicht ohne einen Anflug von überspringender Genialität, hatte er einen merkwürdig feinfühligen Instinkt für die sich vorbereitenden Geistesströmungen welche in den Dienst seiner Idee gezogen werden sollten, und den Mann, der so oft durch sein Machtwort Einöden zu üppigen Paradiesen umgezaubert hatte, mochte es doppelt gelüsten, nun auch einmal auf dem Felde des Geistes seine Schöpferkraft zu erproben. Denn neu sollte alles werden; ein neues Gefäss für den neuen Geist wollte er haben; die Landesuniversität, deren wissenschaftlichen Betrieb er bei einem langen, den Betheiligten viel zu langen Besuch aufs Genaueste geprüft und als geistlosen Formalismus erkannt hatte, liess er zum Voraus ausser aller Berechnung: es wäre verlorene Mühe, äusserte er, den jungen Wein in die alten Schläuche giessen zu wollen.

Das Erste ist nun dass er sich die geeigneten Organe für die Verwirklichung seiner Idee sucht, und die Art wie er dies tut ist durchaus bezeichnend: er befiehlt dem theologischen Stift in Tübingen, ihm eine Anzahl der Ersten aus den beiden ältesten Promotionen auf die Solitude zu schicken, er lässt sie prüfen und prüft sie selbst, alle zusammen und jeden besonders in seinem Kabinet, und was seine Wahl bestimmt, ist nicht das Mass der Kenntnisse, sondern vor allem der Eindruck der Persönlichkeit. Er hat hier, wie auch in der Folge, fast immer richtig gegriffen und erreicht was er wollte. Indem er den Grundstock seiner Lehrer aus dem Stande nahm, der seit Jahrhunderten der ehrwürdige Träger der Gelehrsamkeit im Lande war, verschaffte er seiner jungen Schöpfung die Tradition der altbewährten württembergischen Schule, und indem er sie unmittelbar von den Universitätsstudien weg noch im jugendlichen Alter in seine Nähe zog, gewann er die bildsamsten Persönlichkeiten für die Ausführung seiner von dieser Tradition so weit abbiegenden Entwürfe. Gerade diesen ersten Lehrern aber, und unter ihnen besonders dem Lieblingslehrer Schillers und aller der grossen Karlsschüler, dem

trefflichen Abel, der, von Herderschen Geiste angehaucht, schon in diesen frühen Jahren etwas von der Würde eines Priesters der Wissenschaft in sich trug, ihnen hatte es die Karlsschule zu verdanken, dass sie auf dem Gebiete des Unterrichts — um den es sich hier immer allein handelt — nie in jene masslosen Excentricitäten verfallen ist, die der Zeit so nahe lagen.

Nun ist es vom höchsten Interesse, den fürstlichen Pädagogen bei der Arbeit zu verfolgen, die er so kernfrisch und willenskräftig anfasst, wie er mit seinem jugendlichen Generalstab die ersten Grundlinien des grossen Werkes zieht, wie im Verlauf immer mehr sich diese und jene Erweiterung des Planes ganz wie von selbst ergibt, wie in Folge davon der Kampf mit einer Menge sich aufthürmender Hindernisse, mit der Finanznot, dem Einspruch der Stände, der Landesuniversität, mit hundert andern Dingen sich abspinnt, wie trotz alledem während einer Reihe von Jahren frisch drauf los experimentiert wird und der Uebereifer Missgriffe erzeugt, zum Teil von bedenklicher Art, wie aber der Herzog niemals sich scheut eine falsche Massregel zurückzunehmen, unter Umständen auch eine ganze Organisation, wenn sie sich als verfehlt erweist, von Grund aus umzugestalten, und wie so am Ende nach zehnjähriger Arbeit (etwa 1782) durch Irrtum und Wahrheit hindurch auf seltsamen Zickzackwegen diejenige Gliederung der Anstalt erreicht wird, welche von da an im Wesentlichen unverändert geblieben ist bis zu ihrem Ende, das dem Ableben des Herzogs im Jahr 1793 rasch auf dem Fusse folgte.

Allein, so belehrend und anziehend in seiner Art dieses Schauspiel eines grossartigen Werdens ist, die Zeit gebietet mir mich auf die vollendete Organisation zu beschränken.

Und hier tritt uns nun ein höchst merkwürdiges pädagogisches Gebilde entgegen, wie wohl kaum ein zweites irgendwann und irgendwo gewesen sein dürfte, ein wunderbar zusammengesetzter Organismus, eine Welt im Kleinen: alle die Anstalten, welche das gesteigerte Bedürfniss der Neuzeit in immer weiter gehender Teilung der Arbeit eine um die andere hervorgetrieben hat, finden wir dort zu einer Zeit, welche die einzelnen Formen selbständig zum Teil noch gar nicht kannte, in dem weiten Rahmen derselben Anstalt vereinigt: wie die Karlsschule hinsichtlich der künftigen Berufsbestimmung ihrer Zöglinge gerade so gut dem herzoglichen Hofbedienten und dem Ballettänzer zur Vorbildung zu dienen hat, wie dem künftigen General und Minister, so ist die Anstalt an und für sich auf der unteren Stufe zugleich Volksschule, Bürgerschule, Realanstalt, Realgymnasium, Gymnasium, und auf der höheren Stufe nicht blos Universität mit allen Facultäten (auch einer kameralistischen), ausser der theologischen, sondern daneben höhere Handelsschule, Kriegsakademie, Theaterschule für Schauspiel, Oper und Ballet, und Kunstakademie für Architekten, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Musiker aller Arten, und jede von diesen so weit auseinander liegenden Functionen will sie in der höchsten, der damaligen Zeit überhaupt nur erreichbaren Vollkommenheit in sich darstellen.

Versteht es sich nun von selbst, dass innerhalb dieses Mikrokosmus natürliche Scheidungen und Gruppierungen sich ergaben, welche, wie im Unterricht so auch in der socialen Stellung der Schüler und ihrem gegenseitigen Verhältniss hervortraten, wie denn namentlich alle diejenigen Elemente, welche in der seltsam gemischten Abteilung der „Künstler“ zusammengeworfen waren, trotz der persönlichen Vorliebe des Herzogs für die Kunst, entschieden zu den nieder gehaltenen gehörten, so wurde doch von Seiten der Anstalt selbst auf dieses räumliche Zusammensein der später Getrennten und ihre mannich-

fache Verflechtung und Berührung der allergrösste Wert gelegt. „Egale Cultur“ in seinem Staate hielt der Herzog für eine der wichtigsten Forderungen der Staatsraison; denn nichts, sagte er, trenne so sehr als ungleichartige Bildung. Und in einer der officiellen Festreden wird als ein besonderer Ruhm der Anstalt betont, dass alle diejenigen, welche dereinst in den verschiedensten Stellungen für die bürgerliche Gesellschaft von Einfluss sein werden, in demselben Geist und nach übereinstimmenden Normen gebildet werden und auch in den akademischen Jahren noch durch ihr Zusammenwohnen in fruchtbarer Berührung stehen. „Welcher Umlauf von Kenntnissen“, ruft der Redner aus, „welcher Austausch von Gedanken, welches schnelle aber unmerkbare Hinübergleiten der Begriffe aus dieser oder jener Wissenschaft und Kunst in die Ideenmasse des Jünglings! Welche Keime für ganz neue künftige Begriffe!“

Im Grossen und Ganzen wird man nicht umhin können, diesem Lobe beizustimmen, das natürlich wesentlich auf dem Charakter der Karlsschule als Convict und Internat beruht, und insbesondere wird man den offenen Sinn für die feineren Formen der Bildung und eine ästhetische Lebensauffassung, der so oft an den aus ihr hervorgegangenen Staatsmännern gerühmt wird, aus dieser Quelle abzuleiten geneigt sein.

Sie stellt, wenn auch in mangelhafter Ausführung, doch im Grunde einen wirklich grossartig angelegten Organismus in sich dar, der bei durchgängiger, bis ins Einzelnste fortgeführter Gliederung und Individualisierung der besonderen Bildungsbedürfnisse mit bemerkenswerter Consequenz den einheitlichen Grundgedanken einer allen gemeinsamen Bildungsnorm festhält. Für alles was der Staat, die bürgerliche Gesellschaft fordert, soll sie vorbereiten; die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der socialen Zwecke und Bedürfnisse ist in der vielgestaltigen Anlage ihres Unterrichtsplanes abgespiegelt; aber über all dem Unterscheidenden und Trennenden steht die gemeinsame Idee der humanen Bildung. Gewiss, schon dieser eine Gesichtspunct macht die Karlsschule, trotz vieler Unvollkommenheiten im Einzelnen, zu einer hochinteressanten Erscheinung in der Geschichte der Pädagogik.

Sehen wir nun genauer zu, welcher Art die Bildung war welche die Karlsschule bot, so finden wir auf der unteren und mittleren Stufe des Unterrichts, welche hiefür von besonderer Bedeutung sind, den vollsten Gegensatz zu der um jene Zeit in Württemberg und anderwärts bestehenden Uebung. Die Karlsschule führt neue Elemente ein, und sie behandelt die alten in völlig neuem Geiste. Sie führt neue Elemente ein: das bezieht sich zunächst auf die „Realien“, Geschichte, Naturkunde, höhere Mathematik, Physik und so weiter, welche die alte Schule nicht oder nur in durchaus ungenügendem Masse kannte, und die nun in der Karlsschule in einer Ausdehnung und einer Art der Behandlung aufgenommen erscheinen, welche so ziemlich der Praxis von heute entspricht, immer aber so dass das Uebergewicht des classischen Unterrichtes dabei gewahrt bleibt. Sie behandelt andererseits die alten Elemente in völlig neuem Geiste: das bezieht sich vor allem auf den Betrieb der alten Sprachen. Die damals den ganzen Unterricht tyrannisch beherrschende und geradezu in den Mittelpunct gestellte lateinische Composition fehlt auch der Karlsschule nicht, aber sie dient ihr nur als unentbehrliches Hülfsmittel für die Aneignung und Festhaltung der Sprache überhaupt und verliert mit ihrer geringeren Wertschätzung begreiflicherweise auch ihre Sicherheit: das berühmte Perfectum expulsit, mit welchem Schiller seine medicinische Abhandlung geziert hat, ist sicherlich seinen philologischen Lehrern nichts Unerhörtes gewesen, und wenn er eben dort den Genetiv degenerarum

braucht, so wird er ihnen darum noch nicht als entartet erschienen sein. Der leitende Gesichtspunct für den Betrieb des Lateinischen, das noch immer mit der weitaus stärksten Stundenzahl den festen Kern des Lehrplanes ausmacht, ist ausgesprochenermassen nicht Lateinschreiben und Lateinsprechen, sondern geradezu und schlechthin die Einführung in die Gedankenwelt des classischen Altertums, ein Standpunct zu welchem in jener Zeit vielleicht noch keine zweite Anstalt in Deutschland emporgestiegen war. Daher kommt es nun dass die Auswahl der gelesenen Autoren eine weitaus reichere und fruchtbarere ist als irgendwo sonst in Württemberg, und daher kommt es ferner, dass das Griechische, das damals, z. B. auf dem Stuttgarter Gymnasium, nur kümmerlich sein Leben fristete und im Wesentlichen auf das Graecum sacrum beschränkt war, als ganz hervorragendes Bildungselement betont wird, was trotzdem nicht verhindert, dass derselbe Schiller — dessen Ausbildung auf dieser Stufe übrigens, wohlgemerkt, noch in die schwankenden Anfänge der Anstalt fällt — später Uebersetzungen brauchte um die Tragiker zu lesen, und nichts mehr davon zu wissen schien dass er einst einen Preis im Griechischen davongetragen.

Es war eben überhaupt, im reinsten Gegensatz zu der alten Praxis der württembergischen Schule, nicht Akribie und Gründlichkeit was das Bezeichnende der Karlsschule in diesen Fächern ausmacht, eher leider das Gegenteil: aber, was sie vor anderen Anstalten voraus hatte, und was alle ihre Mängel in dieser Richtung für jene Zeit gewaltig überwog, war das Eine, dass sie zuerst auf anregenden Unterricht hielt und das Interesse, die innere Beteiligung ihrer Schüler in Anspruch nahm. In einer Zeit, die noch immer die alten Schriftsteller als Phrasensammlung für die Composition zu verwerten gewohnt war, hat sie es gewagt den geistigen Gehalt aus der antiken Literatur zu ziehen und die eigentliche Wirkung des classischen Unterrichts in den inneren Contact der Schüler mit jenen ewigen Mustern zu setzen.

Dies führt uns auf eines der wesentlichsten Merkmale, durch welche die Karlsschule sich als grundsätzlich neu und eigentümlich erweist: sie erkennt, wie es oft genug in den Festreden ausgesprochen wird, die höchste Aufgabe alles Unterrichtes nicht in der Mitteilung von Kenntnissen, nicht in der blossen Erwerbung des Wissens, sondern in der inneren Erfassung der Persönlichkeit; sie macht Ernst mit dem Begriffe der Bildung. „Kraft wecken in den jungen Leuten!“ Das ist die unablässige, immer und immer wiederholte Mahnung des Herzogs an seine Lehrer; nach diesem Gesichtspunct hat er sie selbst ausgewählt, und aus demselben Grunde ist er sorgsam darauf bedacht ihre Stellung zu den Schülern so günstig als möglich zu gestalten. Mit jener engherzig militärischen Disciplin, die wir alle als den Krebsschaden der Karlsschule kennen, mit jenem hässlichen System kleinlich misstrauischer Ueberwachung, die, wie wir alle wissen, der Gegenstand des erregtesten Hasses der Schüler und zumal der von dem freien Geiste des Unterrichts mächtig gehobenen besseren Schüler ist, mit dem allem haben die Lehrer so gut wie nichts zu tun. Das Einzige was sie mit ihren Schülern verbindet ist das ideale Element der gemeinsamen Freude am Erforschen der Wahrheit; darum sind sie die natürlichen Lieblinge, die geistigen und sittlichen Führer der Jugend, und selten wird eine Anstalt ein so schönes Verhältniss achtungsvoller Liebe zwischen Lehrern und Schülern zeigen, wie es in der Karlsschule geradezu das gewöhnliche war.

Aber demselben Gesichtspuncte innerlicher Ausbildung diente noch eine andere Eigentümlichkeit der Schule, die wohl zu ihren fruchtbarsten Gedanken gehört: in dem

Unterrichtsplane finden wir von den untersten Stufen an in immer steigendem Masse zwischen die Stunden des Unterrichts Stunden der Privatarbeit eingefügt und den einzelnen Fächern zugewiesen, in der Art, dass sie auf der Stufe des Obergymnasiums von der Gesammtheit der Arbeitszeit ein Drittel einnehmen (16 von 48 Stunden), in den akademischen Jahren aber allmählich zum überwiegenden Bestandteil derselben werden. Diese Einrichtung, durch einen vorzüglich durchdachten Stundenplan in der glücklichsten Weise ausgenützt, diente nicht blos den Zwecken der geordneten Vorbereitung und Wiederholung, sondern wurde hauptsächlich zu schriftlichen Ausarbeitungen verwendet, welche teils in einfacher Wiedergabe der Hauptpuncte, teils in freierer Ausführung das im Unterricht Aufgenommene zum Gegenstand oder Ausgangspunct hatten; in der Tat, eine vortreffliche Einrichtung: sie gewährte einen gesunden Wechsel der arbeitenden Geisteskräfte und erregte die Selbsttätigkeit; sie zwang zu intensiverem Aufmerken, und da sich mit dem Gefühl der Beherrschung naturgemäss auch das wissenschaftliche Interesse des Schülers steigerte, erhob sie das Gelernte sicherer zu seinem freien geistigen Eigentum und liess ihn einen bleibenden Schatz von erkannten Wahrheiten und Begriffen sammeln; sie übte frühzeitig sein Gestaltungsvermögen, und indem sie ihn von jung auf gewöhnte selbst zu forschen, selbst zu prüfen, löste sie seine Schreibweise von den Fesseln schwerfälliger Unbehülflichkeit und gab ihm mit der Zeit den fröhlichen Mut, sich aus eigenem Trieb an die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände zu wagen. Und in der Tat, wenn man die Arbeiten der Karlsschüler betrachtet, soweit sie noch vorliegen, sie zeigen bei viel Ueberschwänglichkeit, wie man sie auch von den bekannten Schiller'schen Arbeiten aus jener Zeit her kennt, bei grosser Kühnheit in den Schlüssen und Urteilen, wie sie der Jugend so nahe liegt, doch so viel Bestimmtheit der Anschauung, so viel Umblick nach allen Seiten, so viel Ursprünglichkeit und Eigenart, dass man den Eindruck gewinnt: hier ist kein Anlernen und Einlernen, nichts von Dressur des Geistes gewesen, wie man es nach der militärischen Disciplin wohl glauben könnte, hier war vielmehr ein Erfassen der innersten Persönlichkeit, ein Wecken der Kräfte im Centralpunct des Geistes.

Zeigt sich uns hier schon ein merkwürdiger Versuch, der Zersplitterung des jugendlichen Geistes durch die Fülle disparaten Wissensstoffes entgegenzuwirken, so ist dies noch mehr der Fall bei einer weiteren Besonderheit der Karlsschule, die auf den ersten Blick geradezu befremdend wirkt, die ungewöhnliche Ausdehnung des philosophischen Faches. Es ist gewiss ebenso auffallend als unterrichtend, dass Schiller in seinem sechzehnten Lebensjahr (1775[1]) nicht weniger als fünfzehn Wochenstunden Philosophie gehabt hat (neun Stunden Lection und sechs Stunden für Ausarbeitungen). Späterhin wurde dieses Uebermass dahin ermässigt, dass die beiden auf die philosophische Vorbildung folgenden und der akademischen Stufe vorausgehenden, „philosophischen" Jahresabteilungen neben gleichzeitiger Betonung des Lateinischen und Griechischen acht und zwölf Stunden Philosophie erhalten, auch dies noch eine verwunderliche Erscheinung für das Bewusstsein der Gegenwart, welche die Zulässigkeit des philosophischen Unterrichts auf der Gymnasialstufe überhaupt als offene Frage behandelt.

1) Die Lehrpläne für 1776 und 1777 fehlen leider, aber verschiedene Andeutungen machen wahrscheinlich dass er wenigstens 1776 noch die Philosophie in derselben Ausdehnung gelehrt bekam. Im Jahre 1775 hatte er in diesem Fache den von Tübingen berufenen Professor Bök, später hörte er Philosophie wiederholt bei Abel.

Nun versteht es sich von selbst, dass jene Zeit, die von Kants gewaltigem Werke noch nichts wusste, etwas völlig Anderes unter Philosophie versteht als die Neuzeit, und die Philosophie auf der Karlsschule zumal war, wenigstens nach Abels Behandlung, im Grunde nur eine methodisch geleitete Uebung im raisonnierenden Denken, welche den Stoff aus der Geschichte, der Naturkunde, der Psychologie, der Stellung des Menschen zum Staate und den höheren Aufgaben des Geschlechtes nahm und mit einer encyklopädischen Uebersicht über die philosophischen Disciplinen und ihre hauptsächlichsten Probleme abschloss. Es lässt sich immerhin denken, dass diese einen weiten Spielraum bietende Beschäftigung in der Hand des richtigen Lehrers bei dialektischer Behandlung des Unterrichts und glücklicher Leitung der schriftlichen Ausarbeitungen ein wirksames Mittel werden konnte, um die Geistesbildung der Schüler im höchsten und edelsten Sinn des Wortes zu fördern. Jedenfalls hat die Karlsschule selbst diesem Teil ihres Lehrplanes stets eine fundamentale Bedeutung zugeschrieben, und auch wir werden darin einen interessanten Versuch erkennen, jene Gymnastik des Geistes, welche wir als die wertvollste Frucht einer strengen und tiefdringenden Beschäftigung mit den alten Sprachen anzusehen gewöhnt sind, auf dem directeren Wege von unmittelbaren und eigens dazu angestellten Denkübungen zu gewinnen, für welche der Stoff zugleich mit der bestimmten Absicht gewählt wurde, den Ertrag des sonstigen Unterrichts in der Form von durchdachten Begriffen und dialektisch vermittelten Wahrheiten zu einem wirklichen und dauernden Bestandteil des Innern zu gestalten und die weit auseinander liegenden Wissensstoffe dadurch zu verknüpfen dass sie in die Einheit des persönlichen Bewusstseins aufgenommen würden.

Und dass dies in Wahrheit gelungen ist, dafür haben wir den vollgiltigen Beweis nicht nur an jener Trias grosser Männer, die ihre weltbewegenden Wirkungen eben ihrem philosophischen Geiste verdanken, an Schiller, Kielmeyer, Cuvier, und an so manchen von zweiter Bedeutung, sondern auch an den ausdrücklichen Zeugnissen früherer Karlsschüler, die, wenn sie der Tage ihrer Jugend gedenken, am liebsten bei den Lehrern der Philosophie verweilen, durch die sie den beglückenden Antrieb zum eigenen Forschen und selbsttätigen Regen der Geisteskräfte gewonnen zu haben bekennen.

Der akademischen Stufe jedenfalls leistete dieser Unterricht, der ohne Rücksicht auf specielle Berufszwecke in durchaus freier und idealer Weise die humane Ausbildung zum Ziele nahm, den unschätzbaren Dienst, dass sie Schüler übernehmen durfte welche selbständig zu arbeiten und geordnet zu denken verstanden. Und nachdem einmal die Karlsschule nach vorausgegangenem Missgriff die Scheidung zwischen der akademischen und der sogenannten philosophischen Stufe dahin festgestellt hatte, dass der ganze Umfang der allgemein bildenden Disciplinen den Vorbereitungsjahren zugewiesen war, hat sie auch unerschütterlich an dem Grundsatze festgehalten, dass zu den akademischen Studien nur derjenige übertreten dürfe dessen allgemeine Bildung als in jeder Hinsicht sorgfältig und umfassend begründet sich auswies.

Hier, in dieser bedeutungsvollen Scheidung zwischen Gymnasium und Universität, zwischen den vorbereitenden und den Fachstudien, welche eben auf der Grossartigkeit eines die gesammte Bildung umfassenden einheitlichen Grundplanes beruht, hier ist auch ohne Zweifel eine der wesentlichsten Ursachen jener staunenswerten Erfolge zu suchen, und es war nicht umsonst dass der Blick des Herzogs zu allen Zeiten am sorgsamsten

auf diesem philosophischen Unterrichte ruhte, den er als den Kernpunct seines Planes betrachtete.

Mit diesem Gedanken muss auch ich mich beruhigen, wenn es mir die Zeit nicht mehr gestattet Ihnen noch die Grundsätze der akademischen Stufe zu erörtern. Sehen Sie doch aus dem Bisherigen wenigstens das Eine, dass die Karlsschule nach der Seite des Unterrichts einen gross gedachten und fein gegliederten Organismus zeigt, der, neben manchem Unreifen oder Verkehrten, doch eine Reihe fruchtbarer Gedanken in sich trug und trotz des niedern Standpunctes der disciplinarischen Grundsätze dennoch Bedeutendes gewirkt hat, weil er mit geistvoll einfachen Mitteln den schönen Zweck verfolgte, freie und echte Menschen zu bilden.

Mich aber sollte es von Herzen freuen, wenn es mir gelungen wäre, vor dem Forum einer so erleuchteten Versammlung eine Anstalt, die man noch immer allzu sehr unter dem Schubart'schen Gesichtspuncte der „Sclavenplantage" anzusehen gewohnt ist, als eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte nicht blos unserer pädagogischen Entwickelung, sondern unseres nationalen Geisteslebens überhaupt zu erweisen und Sie zu der Ueberzeugung zu führen, dass Schiller nicht blos trotz der Karlsschule, sondern in recht schönem Masse auch durch die Karlsschule einer der geistigen Führer der Nation geworden ist, dem wir alle, ob Schwaben oder nicht, in liebender Verehrung folgen. (Allgemeiner lebhafter Beifall.)

Der erste Präsident: Meine Herren, durch den wohlverdienten Beifall den Sie dem Herrn Redner spenden erteilen Sie zugleich mir selbst Indemnität für die sanfte Gewalt, die ich allerdings bekennen muss angewendet zu haben, um Ihnen diesen Vortrag zu verschaffen. — Wenn Niemand das Wort begehrt, — so erinnere ich daran dass die Abfahrt auf den Hohenzollern vom Bahnhofe aus präcis 2 Uhr erfolgt, und erkläre die Sitzung für geschlossen.

(Schluss 12 Uhr.)

Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 27. September 1876.

Beginn 10 Uhr 20 Minuten.

Nach Erledigung einiger geschäftlicher Mitteilungen in Bezug auf den nachmittäglichen Ausflug nach Urach sowie die Antigonevorstellung u. dgl. macht der erste Vorsitzende die Mitteilung, dass auf Grund einer Besprechung mit den anwesenden bisherigen Präsidenten zum nächsten Versammlungsorte Wiesbaden vorgeschlagen werde, von wo eine freundliche Einladung angekommen sei, zum ersten Präsidenten aber, da der zunächst in Frage kommende Herr Oberregierungsrath Dr. Firnhaber dem Vernehmen nach leider vermöge seiner Gesundheitsumstände verhindert wäre, den dortigen Gymnasialdirektor Dr. Pähler, mit der Befugniss einen weiteren Präsidenten sich selbst zu wählen. Da sich kein Widerspruch erhebt, so gibt er das Wort an Professor Dr. Dieterici aus Berlin zu seinem Vortrag über „die Theologie des Aristoteles bei den Arabern".

Prof. Dieterici aus Berlin. Meine Herren! Wenn es schon kühn ist dass ein Arabist in dieser classischen Gesellschaft ein Debut versucht, so ist es geradezu verwegen dass derselbe dies unter dem Titel „die Theologie des Aristoteles" zu tun wagt. — Es ist ja allbekannt dass von den beiden Heroen der griechischen Philosophie der Eine, Platon, der Theologus der Welt, Aristoteles aber der Philosophus der Welt geworden. Diesen Ruf erwarb Platon, indem seine Schule von einem On, einem an sich Seienden, wie von einem Urvater des Alls eine Welt reiner Formen construierte, die Stoffwelt aber geringschätzte. Dem zu Folge war es die neoplatonische Lehre, durch welche Origenes dem von Osten her in neuem Glanz erscheinenden Licht, dem Glauben der Christen, die erste und hauptsächlichste Schulung verlieh. — Dagegen construierte Aristoteles, da er die Aisthesis, die sinnliche Wahrnehmung, zu Grunde alles Denkens legte, von den Dingen selbst aus die Welt. Er stieg von der Vielheit der Dinge auf zu der Einheit des Urprincips des Urbewegers und verfolgte somit gerade den entgegengesetzten Weg als die Neoplatoniker, welche von der Einheit des Princips herab die Vielheit der Welt entwickelten. — Sagen denn nicht schon die Alten Πλάτων ἀεὶ φυσιολογῶν θεολογεῖ, Ἀριστοτέλης ἀεὶ θεολογῶν φυσιολογεῖ — Was kommt nun ein Orientalist, der mit seinen Studien so weit abliegt, daher, hier eine neue Weise zu lehren?

M. H. Dass Sie so reden können ist schlimm, schlimmer noch ist es dass Sie Recht haben. Die Theologie des Aristoteles ist eine Arbeit späterer Zeit, und Aristoteles musste sich einen solchen sehr nach Neoplatonismus schmeckenden Unterschub gefallen lassen. Aber verweisen Sie mich nicht ganz von dieser Stelle: auch die pseudoaristotelische Literatur hat ihren Wert. —

Gehen wir an einem Sommertage hinaus in die schönen blühenden Fluren, so umgaukeln uns in schillernden Farben jene bunten Geschöpfe, die als Schmetterlinge und Käfer von Blume zu Blume fliegen; scheint es doch als habe die Natur dieselben in ihrer heiteren Laune geschaffen. Es kommen die rauhen Tage des Herbstes, und sie sind geschwunden, bis die Sonne des Frühlings neue hervorruft. —

Jahrhunderte, ja Jahrtausende sind dahingegangen, dass man von Aristoteles geleitet, in der Naturkunde wähnte jene Gebilde des heiteren Sommertages seien nichts als die Vermählung der Hitze als des Vaters und der Feuchte als der Mutter, eine generatio aequivoca, eine Schöpfung ohne Aeltern seien jene lustigen Schwärmer. Erst nach langem Ringen des Geistes kam der geschärfte Blick des Naturforschers dazu, jenen Spruch zu fällen „omne vivum ex ovo" und zu erkennen, dass das alte Geschlecht Saamen hinterlassen, der im Schoos der Erde oder im dichten Gespinnst verhüllt auf die Sonne des neuen Jahres wartet, um aufzuleben. —

Was will ich mit dem Beispiel? Gehört das hierher? Sind wir etwa eine Gesellschaft von Naturforschern? O ja, es ist das Bild von der Geschichte der Philologie. Hoch und herrlich stehen vor uns die glänzenden Schöpfungen der classischen Zeit des Altertums. — Jenes Ringen nach der Erkenntniss vom Wesen aller Dinge, welches in Aristoteles seinen Abschluss fand, gewann die Wissenschaft der Welt. Schön und gross wiederum ist die Zeit vom Wiedererwachen der Wissenschaft in der neuen Akademie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die uns die Reformation gebar; aber zwischen beiden liegt wohl eine Jahrtausend der Finsterniss. — Jedoch auch in der finsteren Zeit des Mittelalters konnte die Errungenschaft der alten Zeit nicht absolut todt sein, sie

musste leben, es mussten die Schätze der alten Bildung erhalten bleiben. — Zur Ausfüllung der Kluft zwischen der untergegangenen alten Bildung und dem Neuerwachen der Wissenschaften gegen Ende des Mittelalters weist man gewöhnlich auf Rom hin. Gewiss, Rom erhielt das Lateinische als Kirchensprache, die Mönche schrieben vielfach in ihren stillen Zellen Codices der alten Classiker ab, aber von dem Studium der Philosophie, der herrlichsten Blüte der alten classischen Zeit, davon war dort gar wenig zu spüren. Was sollte auch der Geist nach dem Wesen aller Dinge forschen, die Kirche hatte ja alle Geheimnisse endgültig gelöst. —

Es gilt jetzt nach den Fortschritten der arabischen Philologie einen andern Factor in die Rechnung einzustellen, um diese weite dunkle Kluft auszufüllen, d. i. die arabische Wissenschaft. In den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters floh die hehre Gestalt der Bildung, durch die dyophysitischen Streitigkeiten in Byzanz verscheucht, gen Osten zu den Arabern; sie erhielt hier Schutz und Pflege, und von ihnen getragen fand sie in Spanien, dem Griechenland des Mittelalters, eine neue Heimat, um von hier aus neues Leben dem im Dogma festgeschmiedeten Geist zu verleihen, wenn dies auch zunächst im Scholasticismus mit einer Anschmiegung an die Glaubenssatzung geschah. — Wie? höre ich manche rufen, die Araber Pfleger der Bildung, jene Horden die mit dem Schwert in der einen und dem Koran in der andern Hand wie eine Lavaglut über die Stätten der Cultur hinfluteten, welche die Bibliothek von Alexandria verbrannten? — Ja wohl, zwar nicht dieselben, doch schon die nächsten Nachkommen.

Kaum ruhte das Schwert des Fanatismus, welches mit Windeseile Egypten, Syrien, Mesopotamien, Persien, alles Stätten uralter Cultur, dem jungen Glauben unterworfen hatte, als auch schon der Streit des Geistes über die Satzung von der absoluten Vorherbestimmung losbrach. Kann Gott, so war die Frage, den Sünder zur Sünde bestimmen und ihn dann zur ewigen Höllenqual verdammen? Der Koran lehrte wenigstens in den meisten Stellen so, und so glaubte es der Orthodoxe. — Aber ist denn der Koran (mit all seinem Unsinn) uranfänglich vor aller Zeit als das Wort Gottes ewig wie Gott? Erzählt er nicht viele Facta, die also doch vorher geschehen sein müssen, ist er nicht also zeitlich entstanden und somit auch vergänglich und dem Irrthum anheimfallend?

Diesen Streit zwischen der Mutasila und der Orthodoxie, wer sollte ihn lösen? Wir antworten, die aristotelische Wissenschaft, und zwar besonders die Logik dieses Meisters. So hatte sich die Cultur jener Länder an den Horden der Wüste in ihrer Weise gerächt; hatten die Väter in blinder Wut alle Cultur ausrottend die erhabene Gestalt der Bildung gescheucht, so riefen die Nachkommen mit demselben Eifer dieselbe zurück.

Nur griechische Bildung kann uns retten, so hiess es schon im 8. Jahrhundert im Osten, und es bestanden schon unter Harun ar Raschid und al Mamun eine grosse Anzahl von Schulen in allen Hauptstädten des Reichs, die alle Reste der griechischen Bildung wie ein Heiligtum erfassten und ins Arabische übertrugen. Das Organon des Aristoteles ist vielfach arabisch übertragen, hier hatte man den Schlüssel und die Wage des Erkennens, darob kein Zweifel mehr. Der Orthodoxe wie der Ketzer, beide übten sich in dieser Schule, und der Ruf des Aristoteles stieg bis ins Ungemeine.

Die Uebertragungen aus der weiten griechischen Literatur sind aber noch nicht eine Beherrschung der griechischen Wissenschaft, vor allen Dingen bilden sie noch nicht eine systematisch geordnete Anschauung der sinnlichen und geistigen Welt. Hat denn

die Wissenschaft der Griechen keine Antwort auf die Frage der ganzen Menschheit? Woher die Welt, woher das All in seiner bunten Vielheit, die durch ihre Harmonie doch immer wieder auf ein Urprincip hinweist?

Ja wohl, die griechische Philosophie bot eine solche, eine sowohl das Gemüt als den Geist befriedigende; zwar nicht im reinen Aristotelismus, auch nicht im reinen Platonismus, wohl aber in jenem Eklecticismus, der im späteren Griechentum durch die Vereinigung beider grossen Philosophen den Schlüssel der Wahrheit gefunden zu haben glaubte.

Ich habe vor zwei Jahren in Innsbruck die Ehre gehabt vor dieser Versammlung eine wissenschaftlich geordnete Gesammtanschauung der Welt, welche die Philosophen in Basra im 10. Jahrhundert fixierten und die von da aus ihren Weg durch alle Reiche des Islam bis nach Spanien hin fand, darzustellen. Aus einem der Eins entsprechenden Urprincip emanierte die Vernunft als die Zwei und von dieser als die Drei die Weltseele, welche als die eigentliche Weltmeisterin die Form des Stoffs als erste Materie, der Vier in der Zahlenreihe entsprechend, hervorrief; aus diesem idealen Stoff, um mich so auszudrücken, entwickelt sich als fünfte Stufe durch Annahme von Länge, Breite und Tiefe der wirkliche Stoff. Dieser nimmt alsbald die vollendete Form der Allwelt, nach der Sphärentheorie des Ptolemäeus, an und repräsentiert als solcher die Zahl Sechs. Unter der Mondsphäre tritt dann als Sieben die Natur, treten als Acht die Allmütter, die Elemente, und endlich als Neun die Producte Mineral, Pflanze, Thier hervor. (Vgl. Dieterici, Philosophie der Araber I Makrokosmos 162 ff.)

Nach der Lehre der Neopythagoreer war ja das Wesen aller Dinge in der Zahl enthalten, es mussten also auch die Hauptstufen des All durch die Hauptzahlen, d. i. die 9 Einer, repräsentiert sein.

Der Emanatio bis zur Neun trat aber eine Remanatio gegenüber; der Ausströmung entsprach eine Rückströmung, welche allen Wissenschaften die entsprechende Stelle anwies. Mineralogie, Botanik, Zoologie, und da der Mensch als Mittelpunct zwischen der sinnlichen und geistigen Welt den Uebergang zwischen Stoff und Geist vermittelt, ward der Anthropologie, der Entwicklung des Menschen in sinnlicher und geistiger Weise, die grösste Aufmerksamkeit geschenkt.

Es ist mir jetzt gelungen eine Hauptquelle dieser Schule aufzufinden, auf welche jene Philosophen die lauteren Brüder in Basra selbst hinweisen. Es ist dies das Buch „die Theologie des Aristoteles", was sie natürlich jenem Meister alles Wissens zuschreiben; und dies Buch ist nur noch im Arabischen erhalten.

Um Aristoteles als den Inhaber alles Wissens darzustellen, lässt man ihn also reden: „Ich war öfter allein mit meiner Seele, ich streifte meinen Körper ab und ward zur blossen Substanz ohne Körper, ich trat in mein eigenstes Wesen und aus allen Dingen heraus, ich sah in demselben solche Schönheit und solchen Glanz, dass ich darüber bestürzt ward, denn wisse, ich war ein Teil von den Teilen der Welt, und zwar den erhabenen, vortrefflichen, göttlichen. Ich ward wie ein ursprünglich darin Gesetztes und ihr eng Verbundenes."

Wie sich der grosse Meister Aristoteles, dessen Grösse darin beruhte dass er Stoff und Form stets als ein Ganzes betrachtete (die Form = Entelechie des Stoffs), bei dieser echt neoplatonischen, die Form von dem Stoff, die Seele vom Leibe trennenden

Expedition seiner Selbst befand, ist nun freilich seine Sache. Vielleicht befand er sich dabei nicht schlechter als wenn die Commentatoren des Schahnameh ihn mit seinem Schüler Alexander dem Grossen in die Welt der Finsterniss reiten lassen u. drgl. mehr.

Die Theologie des Aristoteles ist nun ein rechtes Zeugniss, wie der spätere griechische Eklecticismus die Wissenschaft behandelte und durch eine enge Verbindung des Neoplatonismus und Aristotelismus alle Fragen zu lösen suchte; die Anlage des Systems fällt hierbei dem Neoplatonismus, die systematische Ausführung und methodische Behandlung der einzelnen Teile aber dem Aristotelismus zu. In der Vorrede heisst es: „Das Ziel dieses Buchs ist die allgemeine Wissenschaft. Wir wollen das Wesen des Herrn erklären. Er ist der Urgrund des Alls, Zeit und Zeitlauf stehen unter ihm, er ist der Grund der Gründe, der Uranfang, denn die Lichtkraft geht von ihm auf die Vernunft aus, dann von ihm durch Vermittlung der Vernunft auf die himmlische Allseele, dann von der Vernunft durch Vermittlung der Allseele auf die Natur, und endlich von der Allseele durch Vermittlung der Natur auf die entstehenden vergehenden Dinge.

Diese Tat findet bei ihm ohne eigne Bewegung statt, dennoch aber geht die Bewegung aller Dinge von ihm aus; sie findet seinetwegen statt; denn alle Mittelursachen bewegen sich ihm zu durch eine Art von Sehnsucht und Abstraction.

Bei der Bewegung erinnern wir an Aristoteles, bei dem der Urbeweger, Gott, zwar bewegt, doch nicht bewegt wird, die Natur bewegt wird und wieder bewegt, der Stoff aber nur bewegt wird.“ — Weiter heisst es: „Wir gedenken der Geistwelt, um ihren Glanz, ihre Hoheit und ihre Schönheit zu zeigen. Die sinnlichen Dinge sind den geistigen (dem εἶδος) zwar ähnlich, doch können sie dieselben wegen ihrer vielen Hüllen nicht wahrhaft darstellen.

Wir beschreiben ferner die himmlische Allseele und beschreiben wie die Vernunftkraft auf sie emaniert. Wir behandeln die Natur unter dem Mondkreis, wie die Himmelskraft auf sie ausgeht, sie dieselbe annimmt und sie ihr ähnlich wird, dieselbe ihre Kraft in den sinnlichen, stofflichen und dichten Dingen offenbart. Wir gedenken ferner des Zustands der vernünftigen Seelen bei ihrem Niedersinken, und der erhabenen Seele, welche sich an die Vorzüge der Vernunft hält, sich aber nicht in die leibliche Begierde versenkt.“

Neben solchen, den Neoplatonismus an der Stirn tragenden Zügen stehen viele dem echten Aristotelismus entspringende; so heisst es: „Es steht bei allen Philosophen fest dass es der Gründe vier giebt. Die Materie (ὕλη), die Form (εἶδος), die schaffende Ursache (τὸ οὗ ἕνεκα) und das Endziel (τὸ τέλος). Diese sind stets zu betrachten und in ihren Accidenzen zu behandeln.“ Ferner: „Die Setzung von den Dassheiten der Erkenntniss ist ein Beweis von den Dassheiten des Endziels.“ (Wir sind hier schon vollständig in der scholastischen Sprache des Mittelalters mit ihrer quiddítas und quoddítas.)

M. H. Das Buch „Die Theologie des Aristoteles“ ist in der gelehrten Welt nichts Neues. Kaum war die junge Wissenschaft von ihrem langen Schlummer in der neuen Akademie Italiens erwacht, als 1519 in Rom eine lateinische Bearbeitung dieses Buchs erschien: Sapientissimi Aristotelis Stagiritae Theologia sive mistica philosophia secundum Aegyptios noviter reperta et in Latinum castigatissime redacta. (Wahrscheinlich waren Gelehrte in Aegypten die Interpreten gewesen.) Das Buch fand grossen Beifall und wurde 1572 noch einmal in Paris von Carpentarius bearbeitet.

Philologisch haben beide Bücher für den Arabisten bei dem jetzigen Standpunkt der arabischen Philologie einen nur geringen Wert, und für echt konnte man das Buch noch im Anfang des 16. Jahrhunderts wohl halten, als man in Aristoteles noch einen Schild für die alte Rechtgläubigkeit zu finden wähnte, im 19. Jahrhundert ist das aber nicht mehr möglich.

In der Berliner Bibliothek, Sammlung Sprenger 741, befindet sich das Manuscript in kleinem Talik geschrieben; es ist revidiert und in Ispahan 1128 d. H. geschrieben, leider aber von den Würmern sehr zerfressen; doch gibt es noch eine Handschrift in Paris und eine in London[1]). M. H. Es ist ein Apokryph von dem ich handelte, aber ein wertvolles für die Culturgeschichte des Mittelalters. Im Anfang steht dass ein Christ dieses Buch des Philosophen Aristoteles im griechischen Uthulugija „die Lehre von dem Herrn" geheissen, welches von Porphyrius dem Tyrer[2]) erklärt sei, (für al Kindi) ins Arabische übertragen habe.

Dies gibt uns einen bedeutenden Fingerzeig für die Zeit und die Wichtigkeit dieses Buchs. Al Kindi war der grosse Philosoph der Araber in der Mitte des 9. Jahrh.[3])

Wir hätten also ein aus der alten Philosophie geschöpftes System, welches die Frage, woher das All, das vielgestaltete und doch harmonische, mit jener Reihe beantwortet: Gott, Vernunft, Seele, Natur, Dinge.

Wir hätten im 10. Jahrhundert eine weiter ausgeführte Darstellung der Entwicklung aus dem einen Uranfang in neun Stufen, den neun Einern entsprechend, und einer Rückkehr von der unendlichen Vielheit zur Einheit durch alle Zonen der Natur und des Geistes.

Endlich finden wir im grossen Maimon im 12. Jahrhundert in Spanien, in jenem die ganze Wissenschaft der damaligen Zeit umfassenden Genie der Juden, eine ganz ähnliche Darstellung von der Entwicklung des All, — in seinem More Nebukim, Führer der Verirrten (herausg. von Munk).

Nur dadurch dass eine philosophische Grundanschauung von der Gesammtheit der geistigen und sinnlichen Welt sich als ein altes Vermächtniss von den beiden Theorien der griechischen Philosophie durch die Jahrhunderte hindurchzog und immer von Neuem zur Lösung jener Urfrage der Menschheit, woher die Welt mit ihrer bunten Vielheit, trieb, war es möglich dass der von der Kirche in Banden gehaltene Geist immer wieder erwachte. Der von den Arabern nie vergessene Aristoteles trieb zu der nüchternen Betrachtung der Dinge an sich, sein Geist drang von Spanien her in die christlichen Gebiete, er bewirkte jenen Aufschwung, der uns die Freiheit des Geistes errang.[4])

M. H. In der Wissenschaft sagt man nicht: Sie sehen was wir können, wir sprechen bescheiden: Sie sehen wie wenig wir wissen. Es ist als stünden wir in der Finsterniss an einem hochwogenden Meer und die Nacht schwebt über den Wassern. Nur einige Lichtstrahlen beginnnen mit Glutpfeilen den Schleier der Nacht zu durchbohren;

---

1) Verf. hofft mit diesen Hülfsmitteln den Text constituiren zu können und das Buch dann mit einer Uebersetzung herauszugeben.

2) Porphyrius ist bekanntlich der Verfasser der Isagoge zu dem Organon.

3) Vgl. Flügel, al Kindi und Loth, al Kindi als Astrolog, in Fleischer, Festschrift.

4) Von Spanien aus ward seit dem 12. Jahrh. besonders seit Averroës der Aristotelismus immer von Neuem belebt.

und wir erkennen einige Wogenkämme, deren Schaum glühend überhaucht wird. Wir sehen gleichsam einen goldenen Faden sich durch finstere Jahrhunderte hindurchziehen; ein griechischer Christ vermittelt in der Theologie des Aristoteles die alte Wissenschaft dem Orient, einige nach Wissenschaft und Sittlichkeit strebende Muslim erheben in den Abhandlungen der lautern Brüder im 10. Jahrh., und ein grosser Jude, der Glanzpunkt seines Jahrhunderts, Maimonides, führt im 12. Jahrh. das Banner des Geistes, dass die Errungenschaft alter griechischer Weisheit nicht vergehe.

M. H. Die Wissenschaft drängt jetzt immer mehr dazu, die Entwickelung des Geistes als ein Ganzes, als eine Kette zu betrachten. Sie vertreten jene grosse Zeit der Blüte im Griechentum, — sei es uns gestattet, in einer bisher fast unbekannten Literatur einzelne Spuren jenes Ringens zu erkennen, das mit immer neuer Kraft den goldnen Kern der geistigen Forschung zu entschälen strebte. —

Da Niemand das Wort zu ergreifen wünscht, so dankt der erste Vorsitzende dem Hrn. Redner für seinen lehrreichen Vortrag und ersucht Hrn. Gymnasialrector Dr. Julius Rieckher aus Heilbronn die Rednerbühne zu besteigen zu seinem Vortrag „über Schliemanns Ausgrabungen."

Rector Dr. Rieckher. Troja's Eroberung durch die Achäer ist der Ausgangspunct der griechischen Geschichte. Von ihr datieren die ältesten Historiker der Griechen. Eben darum schiene es mir eine bodenlose, sich selbst zerstörende Kritik, diesen Ausgangspunct zu leugnen, und vollends desshalb ihn zu leugnen weil man die zerstörte Stadt da wo man sie suchen zu müssen glaubte nicht gefunden hat, — wie es dem verdienten östreichischen Consul v. Hahn in den sechziger Jahren begegnet ist — wäre das Gegenteil von Wissenschaftlichkeit. So sind auch die übrigen Volksepen entstanden, dass die Sage sich irgend eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses bemächtigt, es mit dichterischer Freiheit behandelt, umsponnen und umgeformt hat, niemals aber so dass das Ganze aus dem Nichts geschaffen worden wäre. Da nun aber nach der gewöhnlichen Zeitrechnung nicht volle 100 Jahre später die äolischen Niederlassungen in der Troade gegründet worden sind, so scheint nichts natürlicher als anzunehmen, dass diese äolischen Kolonisten hier eine Stadt schon vorfanden, welche ihre Ansiedlungen nicht dulden wollte, und dass sie, in ihrer Vereinzelung zu schwach um ihr Widerstand zu leisten, sich notgedrungen verbündeten und endlich nach langen vergeblichen Anstrengungen ans Ziel gelangten und die reiche und mächtige Stadt zerstörten. Wir hätten dann in der Sage eine Art historischer Begründung der Ansprüche der äolischen Griechen auf diese Gegenden, als welche schon von ihren Ahnen erobert worden seien, in ähnlicher Weise wie die Ansprüche der Dorer auf den Peloponnes durch ihren Stammvater Herakles begründet wurden, eine Analogie, welche so nahe liegt, dass sie von verschiedenen Seiten schon geltend gemacht worden ist.

Nun weiss aber die Sage auch etwas von einer früheren Zerstörung der Stadt durch Herakles (Ε 640), wie sie auch von einer Zeit weiss da es noch gar keine Ilios gab, Υ 216: (Δάρδανος) κτίσσε δὲ Δαρδανίην ἐπεὶ οὔπω Ἴλιος ἰρὴ
ἐν πεδίῳ πεπόλιστο, πόλις μερόπων ἀνθρώπων,
ἀλλ' ἔθ' ὑπωρείας ᾤκεον πολυπίδακος Ἴδης.

Andererseits kennt aber auch die Sage eine Herrschaft des Aeneas und seines Geschlechts über die Troer nach der Zerstörung der Stadt (Υ 302 ff.). Es muss also in den Zeiten

Homers und der Homeriden ein Königsgeschlecht an der Stelle der alten Ilios seinen Sitz gehabt haben, das mit der alten sagenhaften Herrscherfamilie durch Abstammung zusammenzuhängen wenigstens behauptete. Dies findet eine ganz erwünschte Bestätigung darin, dass noch Herodot in den Bewohnern von Gergis die Nachkommen der alten Troer oder, wie er sie nennt, der Teukrer zu erkennen glaubt.

Dagegen in der eigentlich geschichtlichen Zeit, im 5. und 4. Jahrhundert, finden wir in der Troade ein von äolischen Griechen bewohntes kümmerliches Städtchen Ilion, eine κωμόπολις, auf dem Hügel Hissarlik, am westlichen Ende eines Höhenzugs, der mit einer Erhebung von wenig über 100′, ungefähr eine Wegstunde von der heutigen Küste entfernt, in die Ebene des Mendereh abfällt. Während nun bei den Dichtern von Aeschylus an die entschiedene Tradition herrscht, dass Ilios seit seiner Zerstörung durch die Achäer wüste liege, eine Tradition die auch in einer bekannten Stelle des Redners Lykurgus ihren Wiederhall gefunden, trat Ilion mit dem Anspruch auf, an der Stelle der alten sagenberühmten Stadt zu liegen. Es ist ein wirkliches Verdienst Welckers nachgewiesen zu haben, wie wenig an sich auf diese Behauptung zu geben sei und wie wenig die geschichtlichen Personen, die in naiver Weise aus diesem Glauben heraus handeln, und die Schriftsteller, die ihn weiter erzählen, als eigentliche Zeugen für die Wahrheit der Tatsache angesehen werden können. Erst in der makedonischen Zeit gestalten sich die Verhältnisse für dieses äolische Ilion günstiger: Alexander verleiht den Einwohnern Privilegien, Lysimachus erweitert die Stadt, umgibt sie mit einer Mauer von 2 Stunden Umfang und verpflanzt die Bewohner herabgekommener Ortschaften der Umgebung in dieselbe, um die erweiterten Räume zu bevölkern. Trotzdem aber ist dieses vergrösserte Ilion noch ums Jahr 200 v. Chr. von dürftiger Erscheinung, die Häuser nicht einmal mit Ziegeln gedeckt, und erst als die Römer sich seiner kräftig annahmen, da sie hier ihren Ursprung zu sehen glaubten, blühte es freudiger auf. Zugleich vollzog sich aber nunmehr ein bemerkenswerter Umschwung in den Anschauungen der Ilier: bisher hatten sie sich als die Nachkommen der Zerstörer der alten heiligen Ilios betrachtet, jetzt wollen sie die der Troer sein, denn nur diesem Umstand verdanken sie die römischen Wohltaten. Zweimal sogar ist davon die Rede den Sitz des römischen imperium dorthin zu verlegen, einmal unter Augustus, wovon in den Oden des Horaz noch ein deutlicher Fingerzeig übrig ist, und dann unter Constantin, der aber schliesslich Byzanz vorzog. Allerdings ist der Anspruch der Ilier nicht ganz ohne Widerspruch geblieben: zwar Hellanikus hatte ihn anerkannt, οἷος ἐκείνου θυμός, wie ohne Zweifel bei Strabon mit Anspielung auf Homer zu lesen, d. h. aus Gefälligkeit gegen die Ilier; aber Demetrius von Skepsis, und vor ihm noch Hestiäa aus Alexandria Troas, verlegten die Stätte der alten heiligen Ilios 30 Stadien weiter landeinwärts, in das sog. Ilierdorf. Man kann nun freilich beiden persönliche Motive unterlegen, die Eifersucht der Nachbarschaft auf die Prätensionen Ilions; es können aber auch objective Gründe bei ihnen vorhanden gewesen sein, wenn sie nämlich versuchten, mit dieser Lage der alten Ilios auf Hissarlik das Detail der homerischen Gesänge zu vereinigen und dabei auf Widersprüche stiessen, die sie nicht anders heben zu können glaubten, als wenn sie Ilios selbst verlegten. Solche Widersprüche konnten sich ihnen aber sehr leicht aufdrängen, ohne dass ihr Mittel sie zu heben das richtige war. Denn das Ilierdorf war gewiss nur ein zum Stadtgebiet Ilions gehöriges Dorf, wie O. Keller ganz richtig bemerkt und durch Analoga erläutert.

Ueberhaupt, wir mögen uns die heilige Ilios denken wo wir wollen, auf Hissarlik, auf Balidagh, bei dem Eski Atschekoi der Spratt'schen Karte, so kommen wir über zahllose Verlegenheiten nicht hinaus. Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf die Karte zeigt uns, dass auf diesem ausserordentlich coupierten Terrain so grosse Heeresmassen sich gar nicht in der Weise bewegen konnten wie die Ilias voraussetzt, das Fussvolk nicht, die Wagen noch weniger. Legen wir die heutige Ebene zu Grund, so haben wir ausser dem Wasserlauf des Mendereh, der sie in der Richtung von SO. nach NW. durchschneidet, noch links das Wasser von Bunarbaschi, parallel der Küste des ägäischen Meers, das sich zum Teil in Sümpfe verliert, zum Teil mit dem Mendereh vereinigt, so weit es nicht durch einen Kanal von unbestimmbarem Alter früher in die Beschikabai abgeleitet wurde. Rechts aber haben wir das doppelte Rinnsal des Kalifatli Osmak und des Paschatepe Osmak, die sich oberhalb des Dorfes Kalifatli kurz vor Hissarlik vereinigen; bald aber, beim Dörfchen Kûmkoi, gabelt sich das Rinnsal wieder, und der eine Arm geht als Intepe Osmak, d. h. als Rinne des Ajashügels, nördlich, der andere unter dem alten Namen Kalifatli Osmak nordwestlich und mündet, so weit er sich nicht in Lagunen verliert, in geringer Entfernung östlich vom Mendereh. Ausserdem haben wir noch im Süden aus einem engen Thal den Kimar Su als rechten Nebenfluss des Mendereh, und nördlicher, parallel dem in Hissarlik endigenden Höhenzug, den Dumbrek Su, der ursprünglich sich zwischen Kalifatli und Kûmkoi in das genannte vereinigte Rinnsal ergoss, jetzt aber für gewöhnlich vorher in einem Sumpf stecken bleibt. Nur bei hohem Wasserstand, wo die in der Regel leeren oder nur einen dünnen Wasserfaden enthaltenden Osmaks sich füllen, erreicht der Dumbrek dieses Rinnsal. Dann ist aber auch die ganze Tiefebene in Gefahr überschwemmt zu werden, wie sie es wirklich oft genug wird. Aber auch ausser diesen Wassern finden sich noch vielfach Sümpfe in der heutigen Ebene, die den geringen Raum für die Bewegungen von Heeresmassen noch mehr teilen und verengen. Nehmen wir aber mit Herodot, Strabon, Eckenbrecher, Frick und Anderen an, der untere Teil der Ebene sei erst angeschwemmt, was viel mehr innere Wahrscheinlichkeit hat, schon um dess willen, weil eine der ersten Voraussetzungen der Sage vom troischen Krieg doch das Vorhandensein eines genügend grossen Hafens war, so bessert sich allerdings die Position der Achäer, die alsdann nicht mehr unmittelbar an der Küste auf Lagunen stossen, sondern gleich beim Landen festen Boden unter sich haben. Aber, abgesehen davon dass die Ursachen der Lagunen- und Sumpfbildung bleiben, sind sie noch misslich genug daran, weil ihr Schiffslager durch die Mündung des Mendereh geteilt wird, so dass der Verkehr zwischen den beiden Teilen bei hohem Wasserstand erschwert oder aufgehoben ist. Die grössten Schwierigkeiten macht ferner die antike Benennung der Gewässer. Da der Hauptstrom der heutigen Ebene der Mendereh ist, wie der der antiken der Skamander war, so kann die Gleichsetzung beider um so weniger einem Zweifel unterliegen als der zweite Name im ersten nachzuklingen scheint (wobei freilich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist dass Mendereh eine Wiederholung des Maeander-Mendereh wäre). Dennoch finden Spratt-Forchhammer auf ihrer Karte im Mendereh den Simois des Homer, dagegen den Skamander im Bunarbaschiwasser. Heuer noch hat Forchhammer diese Ansicht verteidigt, aber wir können ihm nicht beistimmen, und bemerken nur noch dass O. Frick, der im Morgenblatt von 1857 noch auf Forchhammers Seite stand, 1876 von der Tatsache spricht dass der Mendereh zu allen Zeiten

der Hauptfluss der Ebene gewesen und darum für den Skamander zu halten sei, womit er uns ohne Zweifel auch erklären will warum er in diesem Punct seine Ansicht geändert habe. Viel schwieriger ist es den Simois unterzubringen, so schwer dass Hercher in den Abhandlungen der Berliner Akademie den Versuch gemacht hat ihn ganz wegzudisputieren, sowohl aus der Welt überhaupt als auch aus der Ilias insbesondere, indem er alle Stellen wo er vorkommt einem Nachdichter zuschreibt. Nun wollen wir die Möglichkeit, dass eine spätere Hand im Homer auch so zu sagen mutwillige Zutaten auf eigene Faust machte, nicht in abstracto leugnen, wie z. B. Ktimene, die Schwester des Odysseus, o 363, einen solchen Eindruck machen kann. Es ist aber doch sehr die Frage, ob die Verwegenheit unbeanstandet so weit gehen konnte dass ein ganzer Fluss mutwillig erfunden und in die Dichtung eingeschwärzt wurde, und ob man das so ruhig hingenommen hätte? Und dies auch zugegeben, und weiter zugegeben dass die folgenden Dichter von Hesiod an sich hätten täuschen lassen und den Simois arglos als Fluss verwertet hätten, wie kommt er dann in die Beschreibungen der Prosaiker, der Geographen, des ortskundigen Demetrius von Skepsis hinein, des einzigen Sterblichen der nach Hercher den Simois mit Augen geschaut? Hercher vermutet, die Bewohner des äolischen Ilion hätten, um ihre Ansprüche zu begründen, einen beliebigen Wasserlauf Simois getauft, und dadurch habe Demetrius sich täuschen lassen. Dabei vergisst er aber offenbar, dass ja Demetrius gerade ein Gegner dieser Ansprüche ist, und übersieht dass die Aeusserungen bei Ptolemäus, bei Plinius und Mela unmöglich aus einer einzigen Quelle stammen können, denn bei Ptolemäus und Mela ist Simois ein selbständiger Fluss mit eigener Mündung, bei Plinius vereinigt er sich mit dem Skamander. Die Wahrheit scheint vielmehr die zu sein, dass der heutige Dumbrek der Simois ist, den man als selbständigen Fluss betrachten kann, wenn man ihn mit dem Intepe Osmak zusammenrechnet. Da aber die genannten Osmaks selbst wieder durch Sümpfe mit dem Skamander oberhalb und unterhalb zusammenhängen, so war auch die andere Betrachtung gerechtfertigt, sämmtliche Osmaks als Gabelungen des Skamanders anzusehen, und dann vereinigt sich der Simois mit dem Skamander, wie dies schon Ε 774 steht: ἦχι ῥοὰς Cιμόεις cυμβάλλετον ἠδὲ Cκάμανδρος. Ausserdem ist Hercher aber noch genötigt mit dem Simois auch den Troer Simoeisios fallen zu lassen, der Δ 473—489 17 Verse füllt, eine Stelle an der auch Herchers Scharfsinn nichts auszusetzen findet. Steht es aber so, so ist umgekehrt auch dieser Simoeisios eine Stütze für den Simois. Ebenso scheint mir Hercher zu rasch mit dem Götternamen des Skamander, dem Xanthos, aufzuräumen, der doch eine ganz ungezwungene Deutung zulässt, und der auch durch Plinius h. n. V 30, 33 geschützt ist, in einer Stelle welche freilich — vermutlich in Folge raschen Excerpierens — in Verwirrung gekommen ist, die aber doch nicht als albernes Gerede abgefertigt zu werden verdient, sondern auf gute Quellen schliessen lässt, wie Forchhammer richtig bemerkt hat.

Ganz auffallend ist die Tatsache dass, so viel auch vom Skamander oder vom Fluss schlechtweg die Rede ist, doch keineswegs fest steht, ob die Heere durch den Fluss getrennt sind oder nicht. Bei der Fahrt des Priamos ins achäische Lager in Ω wird die Furt des Skamander auf dem Rückweg erwähnt, während es auf dem Hinweg nur heisst, er habe die Pferde im Fluss halten und trinken lassen. Die naturgemässe Annahme bleibt aber doch, dass der Dichter von Ω sich den Skamander zwischen der Stadt und

dem Lager gedacht habe. Ebenso wohl auch der Dichter der μάχη παραποτάμιος, welcher Φ die flüchtigen Troer an die Furt kommen und hier die einen zur Stadt fliehen, die anderen in den Fluss gedrängt werden lässt. Dagegen an den drei ersten Schlachttagen ist nirgends angedeutet dass der Fluss passiert werden müsse, wenn auch in Ξ der verwundete Hektor an die Furt gebracht wird: denn diese kommt hier nur in Betracht weil das Wasser hier leicht zugänglich, nicht weil es leicht zu überschreiten ist. Ja noch mehr: in M warnt Polydamas vor Ueberschreitung des Grabens mit den Wagen, weil dies bei einem Rückzug, falls dieser notwendig werden sollte, gefährlich ausfallen könnte, und schlägt dafür vor, die Wagen am Rande des Grabens zurückzulassen und zu Fuss hinüberzugehen. Der Dichter dieser Scene konnte also offenbar nicht daran denken, dass vor Ueberschreitung des Grabens die noch viel grössere Schwierigkeit der Ueberschreitung des Flusses mit den Wagen von den Troern zu überwinden war. Also, schliessen wir, dachte sich ein Teil der Homeriden keinen Fluss zwischen den Heeren, wohl aber die Dichter von Φ und Ω. Auch die oben berührte doppelte Auffassung des Skamander hilft kaum über diese Schwierigkeit hinüber: lag Ilios auf Balidagh, so muss unter allen Umständen der Skamander passiert werden, und zwar am dritten Schlachttag von beiden Heeren je zweimal; lag aber Ilios auf Hissarlik und rechnet man die Osmaks als Gabelungen zum Skamander, so war der Skamander zu überschreiten; betrachtet man aber den Simois als selbständigen Fluss mit eigener Mündung, so war jedesfalls der Simois zu passieren.

Bei dem Lauf um die Mauern aber ist die Stadt sogar ganz in der Ebene oder auf einer isolierten Anhöhe liegend gedacht: weder die steilen Abfälle von Balidagh, noch der Höhenzug an dessen Ende Hissarlik liegt wollen zu diesem Lauf um die Seele des rossebändigenden Hektor stimmen; ja es ist hier sogar ein Fahrweg rings um die Stadt, gleichsam ein antikes Glacis um die Feste, fingiert.

Wir können also Hercher nicht Unrecht geben, wenn er dem Dichter oder den Dichtern die grösste Freiheit in der Behandlung der Localitäten zuschreibt, wenn er von einem idealen Kampfspiel spricht, das eine ebenso ideale Bühne, einen wahren Tanzplatz des Ares, erfordert habe. Aber diese Freiheit im Detail hat doch zur Grundlage eine Totalanschauung der Gegend, die nur in der Gegend selbst erworben werden konnte, eine Totalanschauung die für Ithaka auf bemerkenswerte Weise in der Odyssee fehlt. Dafür berufen wir uns auf Samothrake und den Ida und insbesondere auf das Quellenpaar des Skamander, das wir auch da wieder finden wo es die Anhänger von Balidagh zu erkennen glauben. Aber der Dichter hat das was er mit dem leiblichen Auge geschaut aus der Tiefe seiner poetischen Phantasie heraus umgestaltet, herrlicher und wunderbarer gemacht, und kein Bedenken getragen es dahin zu versetzen wo er es gebrauchen konnte, um den Fall des edlen Troers auch von dieser Seite her zu verherrlichen. Auch daran möchte ich hier erinnern, dass der Bau und das spätere Verschwinden der Mauer in H und M eine bemerkenswerte Sonderstellung in der Ilias einnehmen. Warum werden, fragen wir billig, so viele Flüsse von Poseidon und Apollon in Bewegung gesetzt, damit gerade von Mauer und Graben gar nichts übrig bleibe? und hierauf haben wir keine andere Antwort als die des Aristoteles, dass der Dichter was er geschaffen auch wieder verschwinden lasse, d. h. dass der Dichter hier sich bewusst ist über die alte Sage hinausgegangen zu sein, etwas Wesentliches dazu erfunden zu haben. Eben um nicht

durch den Augenschein widerlegt zu werden, dass der Strand der Troade keine Spur von diesem grossen Werke mehr zeige, bietet der Dichter die Götter selbst auf, um es gänzlich zu vertilgen. Dann aber wird auch der Schluss erlaubt sein, dass die Homeriden sich im übrigen desto treuer an die Sage angeschlossen haben und über ihre grossen und festen Züge nicht hinausgegangen sind.

Die wahre Genesis der Sage aber ist neben dem geschichtlichen Factum der Zerstörung der alten Stadt ohne Zweifel in den vielfach auch von der Seeseite her sichtbaren künstlichen tumuli zu suchen, diesen stummen Zeugen einer grossen Vergangenheit, von denen nicht bloss der engere Kampfplatz, sondern auch seine weitere Umgebung und der thrakische Chersones so voll ist dass, wenn man auch alle bei Homer vorkommenden Denkmäler irgend wo und irgend wie unterbringt, immer noch eine beträchtliche Zahl namenloser übrig bleibt: ein Beweis dass die Ilias nur einen Teil der Gesammtsage enthält, wie dies Frick so treffend auseinander gesetzt hat.

Wenn nun aber die Sache so liegt, dass weder aus den Angaben der Ilias noch aus den Ansprüchen der Bewohner des äolischen Ilion ein sicherer und unanfechtbarer Schluss auf die Lage der heiligen Ilios sich ziehen lässt, so muss schliesslich das Grabscheit entscheiden, res ad rastros redit, und, Dank der Aufopferungsfähigkeit und Ausdauer eines begeisterten Autodidakten, Heinrich Schliemanns, das Grabscheit hat für Hissarlik entschieden. Schliemann hat an verschiedenen Puncten der Troade, wo man die alte Stadt suchen zu dürfen glaubte, auf Balidagh und an der vermuteten Stätte des Ilierdorfs, gegraben und ist bis auf den nackten Felsen hinuntergekommen, ohne etwas Anderes zu finden als Scherben und Stücke der griechischen Zeit von nicht sehr hohem Alter. Dagegen auf Hissarlik hat er 12 und 14 Meter tief graben müssen, um auf den Urboden zu stossen, und während die Reste der griechischen Stadt nirgends mehr als 2 Meter unter die heutige Oberfläche hinunterreichen, glaubte er unter der griechischen Stadt die Trümmer von nicht weniger als vier Städten unterscheiden zu können. Die Beschaffenheit der gefundenen Geräte, Terracotten u. s. w. fand er desto geringer und roher, je näher sie der griechischen Stadt liegen, und desto besser, je tiefer er hinunterkam, ohne dass ein gewisser gemeinsamer, von der griechischen Kunst grundverschiedener Charakter zu verkennen war. Unter den vielen Tausenden von Gegenständen, die er in diesen Schuttmassen traf, war ein einziges Stück von Eisen, ein paar von Blei, ziemlich viele von Bronze, die er irrig für reines Kupfer hielt; einzelnes von Elfenbein, wenn er sich hier nicht getäuscht hat, und von Thierknochen; sehr vieles von verschiedenen Steinarten, die schwerlich alle in der Nähe sich fanden, Marmor, Granit, Diorit, Schiefer, Sandstein, Lava, Feldspat, Kiesel; nicht weniges aus Silber, Elektron und reinem Gold. Am zahlreichsten sind natürlich die Produkte der Töpferkunst, und zwar nicht bloss für das praktische Bedürfniss, sondern auch für den Kultus, darunter viele Idole; diese in den untersten Schichten am unvollkommensten, weiter herauf deutlicher und erkennbarer. In den höheren Schichten aber tritt eine eulenartige Gestalt deutlicher hervor und besonders tragen viele Vasen diese überraschende Form. Schnabel und Augen scheinen deutlich die der Eule zu sein (freilich möchte man sich bessere Abbildungen wünschen!); dazu kommen zwei weibliche Brüste und unter diesen etwas was Schliemann lange für einen kolossal übertriebenen Nabel gehalten, später aber ohne Zweifel richtiger für die weiblichen Genitalien erklärt hat. Zuweilen tritt noch auf beiden Seiten ein senkrecht

hinaufstehender Ansatz dazu, der ebenso wohl an die Flügel des Vogels wie an menschliche Arme erinnern kann; endlich teilweise ein Deckel der Vase, der an einen Helm zu erinnern scheint. Kleine Seitenöffnungen an manchen dieser Vasen deuten auf ihre Bestimmung aufgehängt zu werden, wie denn auch andere in eine Rundung auslaufen, so dass sie sich nicht aufrecht stellen lassen. Wenn nun Schliemann diese Eulengestalten auf die homerische γλαυκῶπις Ἀθήνη bezieht und diese als die Göttin mit dem Eulengesicht deutet: so ist zu erinnern, dass Homer ohne Zweifel von den in der alten Stadt verehrten Göttern nichts weiss, dass seine Troer dieselben Götter verehren wie die Achäer, dass der Athenekult im äolischen Ilion einfach der griechische Kultus war, also wieder mit dem der alten Stadt unmittelbar nichts zu schaffen hatte. Andererseits bietet das Palladium eine gewisse Handhabe dar, auch lässt das Beiwort Ἴλιος ἱρή schwerlich eine andere ungezwungene Deutung zu als auf eine angesehene Kultusstätte. Es wäre also immerhin möglich, wie Keller vermutet hat, dass hier ein phrygischer Kult sich mit einem hellenischen verschmolzen hat, wie dies bei der ephesischen Artemis offen zu Tage liegt. Jedenfalls können wir für Homer keine andere Deutung der γλαυκῶπις zugeben als die eulenäugige. Wohl möglich aber, dass auch hier der Ausgangspunkt eine Kombination menschlicher und thierischer Formen war, wie bei den ägyptischen Göttern; und während bei Homer nur noch das Auge an die Thiergestalt erinnert, wurde schliesslich auch dieses fallen gelassen und dafür die Eule als heiliger Vogel der Göttin beigegeben.

Die dritte der von Schliemann unter dem äolischen Ilion ausgegrabenen Städte nimmt eine Schuttschicht von 7—10 Metern unter der jetzigen Oberfläche ein, und zwar zieht sich eine Schlackenschicht von ½—3 Centimeter Dicke durch den ganzen Berg, ein Beweis dass eine grosse Feuersbrunst diese Stadt zerstört hat. In diesen Ruinen will Schliemann die homerische Ilios wieder erkennen, und wie wir glauben mit Recht. Nur diese Ruinen bieten in dem was sich der Plünderung der Zerstörer und den Unterschlagungen der Arbeiter Schliemanns entzogen hat, eine Ahnung des Reichtums der sagenberühmten Stadt. Was fangen wir nun aber mit der Stadt unterhalb dieser Ilios an und was mit den beiden über ihr liegenden Städten, vorausgesetzt dass Schliemann hier nicht zu viel gesehen, wie Steitz aus Autopsie andeutet? Darauf lässt sich natürlich nur mit einer Vermutung antworten. Es ist denkbar dass sich an dieser Stelle in grauester Vorzeit, auf welche ja doch jedenfalls die ältesten tumuli hinweisen, ein, vielleicht pelasgischer, Stamm niedergelassen, der später einem stärkeren Stamm unterlag, welcher sich an derselben Stelle niederliess, weil er die Vorteile der Lage gerade so würdigte wie die ältesten Ansiedler. Dieses wären die Teukrer des Herodot, die homerischen Troer, welche dem Zusammenwirken der äolischen Griechen unterlagen, deren Ansiedlungen an der Küste von Troas sie verhindern wollten. Die Zerstörung der Stadt war vollständig, aber die Ausrottung der Bewohner war es nicht. Da nun die Griechen sich hier nicht festsetzten, wie die Ruinen selber beweisen, was war natürlicher als dass die kümmerlichen Reste der Troer sich an derselben Stelle wieder niederliessen, und dass sie unangefochten blieben, da sie nicht aggressiv vorgehen konnten und jene Vereinigung der äolischen Griechen sich mittlerweile längst wieder aufgelöst hatte? So scheint sich ganz ungezwungen die Existenz zweier weiteren Städte zwischen der heiligen Ilios und dem äolischen Ilion zu erklären, so auch die Continuität der Kunstübung einerseits und die Verschlechterung der Kunsterzeugnisse nach Stil und Arbeit andererseits. Nachdem

die erste Neugründung wieder erstarkt war, gab es vermutlich Streitigkeiten mit den äolischen Nachbarn, und diese veranlassten die Zerstörung der ersten Neugründung und später ebenso die der zweiten. Nachdem aber die Stadt dreimal von den äolischen Griechen zerstört worden war, scheint man endlich eingesehen zu haben dass auf diesem Weg kein Friede möglich sei, und so erfolgte endlich die Gründung der vierten Stadt, des äolischen Ilion. Dass man aber diese Stadt wieder Ilion nannte, ist das nicht an sich schon ein starker Beweis dafür dass sie an der Stelle der homerischen Ilios lag? Denn welchen Grund konnten jene äolischen Griechen haben, ihrer neuen Stadt den Namen der alten Feindin zu geben, wenn sie nicht an derselben Stelle lag wie diese? Wohl würden wir es verstehen wenn Jahrhunderte nach dem Verschwinden der letzten Troer, nachdem der nationale Hass Zeit gehabt einzuschlafen, eine griechische Stadt sich unberechtigter Weise mit dem Glanz und Namen der alten Ilios geschmückt hätte. Allein nicht damals ist dies geschehen, sondern zu einer Zeit wo man sich des Gegensatzes noch vollkommen bewusst war, denn, wenn wir nicht auf falscher Fährte sind, gerade um einer neuen Troerstadt definitiv ein Ende zu machen, wurde das äolische Ilion gegründet.

Aber auch so bleiben Rätsel genug übrig. So führt uns der von verschiedenen Seiten erbrachte Beweis dass die Schliemann'schen Fünde keineswegs ein unicum seien, dass sie ihre Analoga aus der Stein- und der Bronzezeit fast überall in Europa haben, dass namentlich die Gesichtsurnen zahlreich besonders in Schlesien und Pomerellen ausgegraben werden, wie man andererseits seit 1873 durch Döll weiss dass sie auch auf Cypern aus einer vorgriechischen Periode vorkommen, auf die Tatsache einer uralten, ausserordentlich weit verbreiteten primitiven Kultur, in deren Rayon jetzt auch Troas gehört und deren Ausgangspunkt und Grenzen noch zu ermitteln sind. Andererseits hat François Lénormant darauf hingewiesen, dass die Pelopiden-Denkmäler in Mykene gegenüber von Schliemanns Fünden einen Fortschritt repräsentieren zu dem Jahrhunderte notwendig waren, während doch das Mykenä des Agamemnon unmöglich prächtiger und namentlich nicht civilisierter habe sein können als das Troja des Priamus. Also auch hier ein Fragezeichen, das zu weiterem Forschen und Suchen auffordert.

Schliemann hat bei Franzosen und Engländern weit mehr Beachtung gefunden als bei vielen unserer deutschen Archäologen. Glaube man doch ja nicht dass jene für seine Schrullen und Schwächen, die ja offen zu Tage liegen, blind sind; vielmehr nehmen sie diese hin, als etwas was durch seinen ganzen Bildungsgang entschuldigt ist, und halten sich an das Wesentliche, was er mit seiner Ausdauer und Opferfähigkeit erreicht und geleistet hat. In dieser Beziehung wüsste ich diesen Vortrag nicht besser zu schliessen als mit Lénormants Worten: quant au livre dans lequel Mr. Schliemann a raconté ses fouilles, ceux mêmes qui ne partageront pas toutes les théories de l'auteur, le liront avec grand intérêt. Il est rempli de faits curieux, et surtout il y règne un accent d'enthousiasme et de bonne foi qui commande invinciblement la sympathie pour l'auteur.

Nach Beendigung dieses Vortrags ergreift das Wort

Hofrath Stark aus Heidelberg. Erwarten Sie nicht, m. H., dass ich hier den trojanischen Krieg erneuere oder Anlass dazu gebe. Im Gegenteil, ich kann nur damit beginnen dem verehrten Herrn Vorredner herzlich zu danken für eine Reihe klarer,

scharfer Bemerkungen, die er im ersten Teil seines Vortrags vorgeführt hat. Wer selbst einmal zu Fuss durch die trojanische Ebene gewandert ist, und wer selbst zwischen den Osmaks und dem Mendere hingezogen ist und sich Mühe gegeben hat ein lebendiges klares Bild der Reconstruction der Gegend zu erhalten, wird die Schwierigkeit und Notwendigkeit hievon begriffen und nach Kräften sich selbst auch eine Anschauung zu bilden versucht haben. Ich will, da ich selbst auch in meinen Ausführungen missverstanden worden bin, vor allem darauf hinweisen, dass ich auch den Mendere als Hauptskamander betrachte, dass für mich aber die Quellen bei Bunarbaschi als Nebenbildung erscheinen — und hier bin ich im Einklang mit den Nachrichten des Plinius. Dass sich Flussnamen in eigentümlicher Weise erweitern, dafür müssen wir ganz besonders die Erscheinungen in grossen Flussgebieten vergleichen, z. B. die Erscheinungen des Altrheins und seiner Kanäle und Nebenbetten. Und so dürfen wir uns hier, wo wir einfach mit ungenügender Kenntniss an die Sache herantreten, nicht wundern, wenn uns eigentümliche Rätsel über alte und neuere Flussläufe begegnen werden. Auch ich erkläre Dumbrek für den Simois und habe es auch ausgesprochen in meiner Darlegung dieser Verhältnisse. Ich begreife vollständig, dass der Simois in der Ilias so selten vorkommt und danke dem Herrn Vorredner, dass er uns nachweist wie er in den letzten Büchern erst erscheint; aber ich kann nicht zugeben, dass das ein reines Bild der Phantasie des Dichters sei. Auch für mich hat die Tatsache Gewicht, dass die römische Schilderung der trojanischen Scenerie mit Vorliebe den Simois nennt, weil für die Römer nur auf der Höhe Hissarlik ihr Troja gelegen haben kann; aber auf der andern Seite ist für mich auch Beweis für die ältere Anschauung, dass die älteren Teile der Ilias nur mit dem Skamander zu thun haben: eine interessante Entwicklung der poetischen Schilderung. Dann möchte ich auf einen andern Punct bei dieser Frage hinweisen. Dass überhaupt in der Entwicklung von Mittelpuncten von Landschaften ein Vorwärtsrücken stattfindet, das beweist Augst neben Basel, das beweist der Mittelpunct der Pfalz, welcher von Heidelberg in die Ebene nach Mannheim und Schwetzingen gekommen ist. Und so scheint es mir, dass es gewisse Zeiten gab, wo man auf den Höhen wohnte, wo Herrschersitze auf den Höhen gegeben waren, und dass eine spätere Culturzeit sich auf weiten Ebenen niederlässt; und Jeder der die Gegend von Troja kennt, hat den Eindruck gewonnen, dass auf den Höhen von Balidagh irgend ein Ort lag, der die Ebene beherrschte wie Mykene die Ebene von Argolis, und dass dagegen eine friedlichere Zeit auf den niedereren Höhen von Hissarlik ihren Mittelpunct gefunden hat. Für mich, soweit ich die ältesten Zustände kenne, ist eine griechische oder verwandte Stadt nicht denkbar ohne Akropolis, und wer unbefangen die Ilias liest, dem wird immer die Akra vorschweben; die höchste Erhebung von Hissarlik hat aber nur 110—115′, wo schon die Mauern des Lysimachus auftreten, dann bleibt nach Abzug des Schutts nur eine Erhöhung von 30′ über die grosse weite Ebene, wo die ältesten Zeugnisse einer frühesten Cultur sich finden. Schliemann sagt, er habe Versuche bei Bunarbaschi angestellt, d. h. er hat in den paar Festtagen in der Osterzeit bei Bunarbaschi einige Stiche mit dem Spaten gethan; die einfachen Beschauungen auf Balidagh von Consul Hahn haben zwei interessante Mauerzüge finden lassen, von einer gründlichen Durchsuchung kann dort noch nicht die Rede sein, und in der Tat kam Schliemann mit dem Gedanken in Hissarlik an, Troja zu finden. Er hat eine herrliche Ernte gehalten. Es ist eine schöne Aufgabe ihm nachzugehen. Man hat es mir schwer verdacht, dass ich in seinem Buch die Widersprüche nachgewiesen, und wir Alle

können nur bedauern, dass er die obersten griechischen Schichten zerstört hat: es fanden sich unter denselben merkwürdige Zeugnisse für eine thrako-phrygische Bevölkerung, wenn ich so sagen darf, die in ihrem Goldreichtum ganz einzig sind. Aber weder das skäische Thor noch die Burg des Priamos hat Schliemann wiedergefunden; wenn irgend einer es versuchen will, sich das Thor oder den Palast des Priamos aus seinen Aufnahmen zu construieren, so hielte ich das für das grösste Kunststück einer Restauration. Somit sind mit Schliemann grosse Anfänge gegeben, aber die trojanischen Fragen müssen in umfassenderer Weise aufgefasst werden und die Philologen haben eine grosse Aufgabe: wir haben noch keine Geschichte des trojanischen Landes, noch keine Geschichte der Culte, und wer dort war weiss auch welche Bedeutung die Dünen an der Küste gehabt haben. Wir nehmen dankbar, aber prüfend alles hin, aber die philologische Arbeit beginnt jetzt erst, nicht allein in der Weise wie es schon trefflich geschehen ist, indem man den Entwicklungen des homerischen Gedichtes, sondern auch indem man allem für Auffassung der trojanischen Ebene und ihrer Geschichte Wichtigen genau nachgeht.

Prof. Bursian: Nur ganz wenige Worte. Es ist gewissermassen ein Vorwurf gegen die deutschen Archäologen erhoben worden, dass sie gegenüber den Engländern und Franzosen auf die Schliemann'schen Funde mit Vornehmheit herabgesehen oder sie auch nur ignoriert hätten. Ich möchte diesen Vorwurf ganz bestimmt zurückweisen und sagen: man hat so viel Beachtung den Funden geschenkt als sie verdienen. Er hat Reste von verschiedenen Perioden gefunden, die uns eine primitive Kunsttätigkeit zeigen, und dann einige Werke der schönsten Kunst aus der nachalexandrinischen Zeit; man wird nicht behaupten können, dass man die Metope mit dem aufsteigenden Helios unterschätzt habe, und das ist nur von der deutschen Archäologie hervorgehoben worden; aber auch die ältesten Reste sind zu ihrem richtigen Werte geschätzt worden: es sind Zeugnisse einer handwerklichen Kunstübung, die nicht vereinzelt dasteht. Und das ist der grosse Fehler Schliemanns, dass er seine Funde als Spuren einer trojanischen Cultur aufweisen will; aber wenn man in den einfachsten Linearelementen eine tiefe Symbolik sucht, wenn man in jenen Spinnwirteln die höchsten Ideen der vedischen Gottesverehrung finden will, muss man sich doch auf entschiedenen Widerspruch gefasst machen. Die andern Fragen, wie weit diese Entdeckungen für Topographie und Festlegung der Ueberlieferung der Ilias zu gebrauchen sind, sind mir keine mehr, da ist ebensowenig wie in den Schilderungen der Odyssee irgend welche topographische Fixierung möglich, da ich ebensowenig dem Dichter der Ilias wirkliche Anschauung zuschreiben und den troischen Krieg als historisches Factum betrachten kann, als es der Argonautenzug gewesen ist: dass der Dichter der Ilias je das Land seiner Dichtung mit Augen geschaut habe ist mir bis heute noch nicht erwiesen.

Rector Rieckher: Es wird mir Jeder der sich über die Sache vorher orientiert hat zugeben, dass ich mich möglichst ins Kurze gefasst und von all den Grillen, Schrullen und Schwächen Schliemanns abgesehen habe. Niemand wird mir nachweisen können, dass ich ihm mit dem Skäischen Thor, mit dem Schatz des Priamos das Wort geredet habe: das sind Schwächen, die durch den Bildungsgang des Autodidakten vollkommen entschuldigt sind. Die Sache stellt sich aber nun in Wahrheit so: die Troade zeigt doch deutlich Reste einer alten Stadt; wer nun die Auffassung des troischen Kriegs hat, welche der österreichische Consul Hahn hatte, der an den troischen Krieg nicht mehr glaubte, der hat die Verpflichtung zu erklären, was das für eine Stadt sei; dass sie nicht die Stadt der homerischen Ge-

sänge war, darüber ist kein Streit, und ich erlaube mir im Anschluss daran noch zu bemerken: Schliemann fand keine Akropolis, er fand eine Stadt, die er, wenn er es hoch anschlug, mit 5000 Einwohnern dotieren zu können glaubte. Aber was er gefunden, war die Akropolis, und zu deren Füssen dehnte sich die Stadt aus, und ich bin nicht der Erste der das gesagt hat, Professor Keller in Gratz hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Ausgrabungen unterbrochen sind und nicht vollendet, und wir somit nicht wissen was die Grenzen der alten Stadt waren. Hr. Hofrath Stark hat für die ursprüngliche Höhe von Hissarlik nur 30′ übrig behalten; ich habe noch die mathematische Untugend an mir nach seinen eigenen Prämissen immer noch 50—60′ herauszubringen, und die Akropolis von Athen ist nicht viel höher. Dass die Höhe von Balidagh eine weit dominierende ist hat Frick in seinem frisch und lebendig geschriebenen Aufsatz über seine Reise nach der Troade auf eine ganz vortreffliche Weise gezeigt, und das weiss ich vollkommen zu würdigen. Wenn man da durch vollständigere Ausgrabungen noch eine alte Stadt entdeckt, so würde ich der Erste sein der sich belehren lässt; aber dort ist noch nichts gefunden, und auf Hissarlik ist etwas entdeckt, also muss ich mich desswegen bis auf Weiteres für Hissarlik erklären.

Ich habe meinen Vortrag mit einigen Fragezeichen geschlossen; Niemand kann entfernter von der Ansicht sein als ob wir fertig wären, aber während des Kampfes der Meinungen mag von Zeit zu Zeit ein Ruhepunkt gestattet sein, und ich habe mir erlaubt darzustellen und vorzutragen wie weit die Sache mir bis jetzt gediehen zu sein scheint.

Da Niemand die Debatte weiter spinnen will, so dankt der erste Vorsitzende Hrn. Rector Rieckher für seinen Vortrag und die damit gegebene vielfache Anregung und ersucht Hrn. Dr. Gottlob Egelhaaf, Gymnasiallehrer in Heilbronn, seinen Vortrag zu beginnen über „das Charakterbild des Agesilaos bei E. Curtius."

Dr. G. Egelhaaf: Hochansehnliche Versammlung! Der spartanische König Agesilaos II. gehört zu den Persönlichkeiten, über welche das Urteil in der Geschichte zwischen den Extremen sich bewegt hat. In der Schule dürfte kaum eine Persönlichkeit aus der spartanischen Geschichte populärer sein als er. Die unter dem Namen des Xenophon laufende Lobrede auf ihn, und ihr getreues Echo, Cornelius Nepos, erschöpfen sich in Lobsprüchen; ihnen hat es der König zu verdanken, wenn er eigentlich als ein Typus des lakonischen Wesens erscheint. Zu dieser Auffassung berechtigen seine einfache, schlichte Art, seine Enthaltsamkeit gegenüber von körperlichen Genüssen, seine Unbestechlichkeit, seine unzweifelhafte militärische Befähigung, seine Tapferkeit und Ausdauer in Gefahren, gegenüber welchen sein körperliches Gebrechen, die σκέλους πήρωσις, gar nicht aufkommt, sein körniger Witz, sein schneidiger Patriotismus, der freilich bloss die Rücksicht auf das Wohl Spartas kennt, ihm sogar Recht und Billigkeit, sonst hoch von ihm gehaltene Tugenden, unbedenklich unterordnet. Dazu kommen noch Vorzüge die wir sonst bei Spartanern gerade weniger erwarten: seine Gemütlichkeit, seine Liebe zu den Kindern, mit welchen er wohl auf dem Steckenpferd reitet (Plut. cp. 25) und eine verhältnissmässige Menschlichkeit in der Kriegführung. Diesem Bilde gegenüber, das fast bloss Lichtseiten bietet, haben sich freilich auch sehr abweichende Schilderungen

geltend gemacht. Schon die Hellenika des Xenophon sprechen sich aus Anlass des Sphodriasprocesses (V, 4, 24 und § 25—33) scharf tadelnd über Agesilaos in einem speciellen Falle aus und Plutarchs Darstellung (die überhaupt zu den besten Schriften dieses Autors gehört) hebt cap. 33 als ἔμφυτα αὐτῷ πάθη hervor seine φιλονεικία καὶ φιλοτιμία, seine Rechthaberei und seine Ehrsucht, in welcher ein starker Nepotismus seine Wurzel hatte; und bei den Neueren vollends lautet, abgesehen von der apologetischen Biographie August Buttmanns (1872), das Urteil abfälliger und abfälliger. Um nur die Hauptnamen zu nennen, so nehmen Grote und Hertzberg eine allmähliche Verschlechterung des Königs an, der aus einem panhellenisch gesinnten Manne allmählich zu einem exclusiven Lakonen verknöchert sei. Wenn diese Beiden wesentlich die politische Seite des Königs ins Auge fassen, so geht Curtius noch einen Schritt weiter: bei ihm ist Agesilaos nicht bloss der Mephistopheles welcher Sparta von einer bösen Tat zur andern treibt, er ist auch persönlich ein fühlloser Mann, der (III³ 191) auf seinem akarnanischen Feldzuge „das Zerstörungswerk mit so empörender Rücksichtslosigkeit betreibt, dass er nicht bloss die Jahresernte vernichtet, sondern auch die Fruchtbäume mit der Wurzel aus der Erde reissen lässt.“ Ohne nun den Satz anfechten zu wollen, dass Agesilaos' Verhalten in der thebäischen Frage ein für seinen Ruhm bedenkliches, für sein Vaterland unheilvolles gewesen ist; ohne in Abrede zu ziehen, dass er in letzter Instanz die Schlacht von Leuktra verschuldet hat; ohne, mit einem Wort, eine sogenannte „Rettung“ zu versuchen, glaube ich doch, dass die Curtius'sche Auffassung des Königs in mannichfacher Hinsicht der Berichtigung bedarf. Auf einzelne solche Puncte hinzuweisen ist der Zweck meines Vortrags; dass mir nichts ferner liegt als eine Verkennung des hohen Verdienstes welches Curtius sich auch um die Kenntniss dieser Periode griechischer Geschichte erworben hat, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Ich beginne mit einem Ereigniss das in die ersten Jahre des Königs fällt und das vielfache Deutung und Missdeutung erfahren hat. Als Agesilaos im Frühling 396 seinen Zug nach Asien antrat, da „wollte er vorher in Aulis opfern, wo Agamemnon bei seiner Fahrt nach Troia geopfert hatte,“ wie die einfachste Relation, die Xenophons (IV, 3), lautet; allein er ward übel gestört, da boiotische Reiter erschienen, ihm das Opfer verboten und sogar die Opferstücke vom Altar warfen. Diesen Vorgang nennt Curtius (S. 161) „eine abgeschmackte Komödie“ und spricht die Vermutung aus „dass Lysandros, als die noch eigentlich massgebende Persönlichkeit im Heere, sie befördert habe, um den König von Sparta und mit ihm das Königtum lächerlich zu machen.“ Dieser Auffassung möchte ich eine doppelte Erwägung entgegenstellen. War denn die Sache wirklich bloss eine „abgeschmackte Komödie?“ An sich hatte die Parallele der Perserkriege mit dem troischen sicherlich nichts Ungewönliches; die blosse Tatsache der bekannten äginetischen Bildwerke beweist es, welcher hier diese Parallele eben zu Grunde liegt; man stellte in ihnen zunächst den Kampf zwischen Danaern und Troern dar, aber man meinte den Kampf des eignen Geschlechts gegen die Armada des Xerxes; es ist eine Art Allegorie in der Plastik. Hatte aber der Gedanke an sich nichts Befremdendes, so war auch der Gegensatz des Agesilaos zu Agamemnon in jener Zeit nicht so gross, da Sparta allmächtig in Hellas gebot und die persische Macht durch die Katabasis der 10000 einen moralischen Stoss erlitten hatte. Dass Agesilaos nur 6—8000 Mann bei sich hatte, während Agamemnon über mehr als 100000 verfügt haben sollte, konnte in

einer Zeit nicht ins Gewicht fallen wo man vor spartanischen Truppen immer noch den grössten Respect hatte; die Siege des Iphikrates und Epameinondas hatten die Welt noch nicht belehrt dass auch die Spartaner und ihre Bundesgenossen zu Lande besiegbar waren, und Sphakteria bedeutete einmal keinen Sieg iusta acie, und dann war es eine durch Athens gänzliche Niederlage längst ausgewetzte Scharte. Nein! Agesilaos hatte eine Nachahmung Agamemnons nicht zu scheuen, und sie empfahl sich sogar, um für den Kampf gegen Persien grosse nationale Erinnerungen und damit nationale Sympathien wachzurufen. Die andere Einwendung richtet sich gegen die Marionetten-Rolle welche Curtius dem Agesilaos zuschiebt. Ist es wirklich anzunehmen, dass ein Mann von 40 Jahren, der später eine solche Hartköpfigkeit zeigt, sollte wirklich so lenksam gewesen sein, dass er sich zu einer — dann allerdings war sie es! — Komödie hergab, und so thöricht, dass er sich seiner — nach Curtius — lächerlichen Rolle nicht bewusst geworden wäre? Ich glaube, Agesilaos handelte durchaus nach seinem eigenen Ermessen; und wie wenig er sich in den Hintergrund schieben und als Strohmann behandeln liess, das sollte „der eigentlich massgebende" Lysandros sehr bald bitter empfinden. Ich füge noch hinzu, dass auch Lysandros in Aulis noch nicht den geringsten Grund hatte, auf Agesilaos herabzusehen, dessen Thronbesteigung ja sein Werk war; dass er nach Plut. Lysand. c. 24 erst in Folge jenes in Ephesos erfolgten Conflicts auf Ausführung einer Verfassungsreform zu sinnen anfieng, die ihn allerdings, wie man glaubte, schon früher beschäftigt hatte. So wenig psychologisch mir also der Curtius'sche Standpunct bezüglich des Agesilaos scheint, so wenig oder noch weniger bezüglich des Lysandros; erst als seine Ideen, indirekt durch Agesilaos zu herrschen, gescheitert waren, erst als er an der Fügsamkeit seines αἴτιος verzweifeln musste, konnte er dahin kommen, auch dessen Stellung zu untergraben. In Aulis aber war sein Verhältniss zu dem königlichen Freund, der ihn auf den Schauplatz seiner alten Siege zurückführte, sicherlich noch ein gänzlich ungetrübtes.

Ich gehe zu einem andern, allgemeineren Puncte weiter, den ich in den einleitenden Worten schon kurz berührte: dass Curtius aus Agesilaos einen grausamen Heeresfürsten macht, der eine unerhört barbarische Kriegsführung, wie er sie gegen die Perser gelernt hatte, auch auf die innerhellenischen Kriege übertrug. Ich erwähnte schon dass das Ausreissen der Bäume in Akarnanien von Curtius als etwas besonders Barbarisches, Neues erwähnt wird; und S. 188 ist gesagt: „Agesilaos hauste in der korinthischen Berghalbinsel Peiraion mit wildem Grimme; die Gefangenen wurden zu Sclaven gemacht oder gar ihren Feinden, den Flüchtlingen, zum Tode ausgeliefert." Nun wird hier Niemand anstehen, diese Kriegsweise für eine sehr harte zu erklären; allein was bestritten werden muss ist die Ansicht als ob Agesilaos allein das Verdikt treffe und nicht vielmehr seine ganze Zeit, sein ganzes Volk. Was das Umhauen der Bäume betrifft (Xen. IV 6, 12 ἔκοπτε καὶ ἔκαιε), so hat sich dies der von Curtius so hoch gepriesene Epameinondas ganz ebenso zu Schulden kommen lassen: Xen. VI 5, 30: οἱ Θηβαῖοι, ὅπου στρατοπεδεύοιντο, εὐθὺς ὧν ἔκοπτον δένδρων κατέβαλλον πρὸ τῶν τάξεων ὡς ἐδύναντο πλεῖστα καὶ οὕτως ἐφυλάττοντο. Dass dabei der Zweck der Sicherung des Lagers durch Baumreihen verfolgt wird mindert zwar den barbarischen Eindruck den die Sache zunächst macht etwas, ändert aber an ihren Folgen für ein so zugerichtetes Land nichts; und sicher hätte die Anlegung eines Grabens, was römische Sitte und den Griechen kaum unbekannt war, die nötigen Dienste auch geleistet; und kaum wird sich leugnen lassen, dass die Massregel

neben ihrer militärischen Seite auch zur Schädigung Lakoniens dienen sollte. Wass dann die Behandlung der korinthischen Gefangenen angeht, so verschweigt Curtius, dass die welche getödtet wurden zu den σφαγεῖς (Xen. IV 5, 5.) gehörten, zu jenen korinthischen Jakobinern, welche am Feste der Artemis Eukleia planmässig die angesehensten Freunde Spartas und des Friedens gemeuchelt hatten (Xen. IV 4, 3 ff.). Man darf wohl fragen: in welchem Krieg, auch der modernen Zeit, würden solche Leute verschont worden sein? Dass die andern Alle verkauft wurden erklärt sich teilweise daraus dass ohne Zweifel Viele Hirtensclaven waren (V 1: πάντα τὰ βοσκήματα; der Korinther waren dort in Sicherheit gebracht), teilweise aus der Erbitterung mit welcher dieser ganze Krieg geführt wurde; dass Agesilaos selbst gegenüber von Feinden, welche seinen Siegeslauf in Asien so jäh unterbrochen hatten, wenig zur Milde disponiert war, wird man zwar nicht löblich, aber doch erklärlich finden müssen. Dass Agesilaos sonst nichts weniger als zur Grausamkeit neigte, beweisen die Nachrichten bei Pseudoxenophon im „Agesilaos" I 21, die zu bezweifeln kein Grund vorliegt, dass er nämlich befahl, die Gefangenen im Perserkrieg μὴ ὡς ἀδίκους τιμωρεῖσθαι, ἀλλ' ὡς ἀνθρώπους ὄντας φυλάττειν, und dass er die von den Sclavenhändlern an den Wegen verlassenen kleinen Kinder vor Wölfen und Hunden retten liess und sie älteren Gefangenen zur Verpflegung übergab, was bei einem Spartiaten, dem die Aussetzung von Kindern nichts Ungewontes war, doppelt ins Gewicht fällt. Auch in den Hellenika finden sich noch Züge solcher Menschlichkeit. Im Jahr 377 wollten in Thespiai οἱ φάσκοντες λακωνίζειν ihre Gegner tödten; Agesilaos aber gab das nicht zu, sondern versöhnte beide Parteien, Xen. V 4, 55. Dies wird von Curtius S. 278 einfach übergangen. Dann, nach der Schlacht bei Leuktra, rückt Agesilaos in dem arkadischen Städtchen Eutaia ein, dessen wehrfähige Mannschaft zum arkadischen Aufgebot gestossen war; er tat aber den Greisen, Weibern und Kindern nichts zu Leide, liess keine Plünderung vornehmen, gab alles etwa doch Geraubte zurück und begnügte sich den Ort zu einem spartanischen Waffenplatz zu machen; ἐπῳκοδόμει τὸ τεῖχος αὐτῶν ὅσα ἐδεῖτο. (Xen. VI 5, 12). Curtius verschweigt wieder die Tatsache dass von den Eutaeern οἱ ἐν τῇ στρατευσίμῳ ἡλικίᾳ abgerückt waren; ja er sagt ungefähr das Gegenteil (S. 325—326): „Die Einwohner waren, wie es scheint, noch nicht nach Megalopolis übergesiedelt," was doch auf eine Art Neutralität deuten soll; und er sieht als Motiv nur spartanische Selbstsucht: „Die Eutäer sollten erkennen wie wenig sie Sparta in ihrer Selbständigkeit kränken wolle." Es liesse sich noch darüber streiten ob Aussicht war, die Eutäer damit vom arkadischen Gemeinwesen zu trennen, dem sie sich bereits zur Verfügung gestellt hatten; allein selbst wenn politische Erwägungen in beiden Fällen, bei Thespiai und bei Eutaea, in erster Linie den Agesilaos bestimmten, so war es trotzdem auch vom menschlichen Standpunkt ein Verdienst, dass er die blutige Bahn verliess, in welcher sich die Hellenen in ihren inneren Kriegen, im peloponnesischen wie im korinthischen, seither fast immer bewegt hatten. Zum Mindesten scheint es nicht gerechtfertigt, den Agesilaos rücksichtlich seiner Kriegsführung als unter dem humanitären Durchschnitt seiner Zeit stehend zu betrachten.

Ich komme zum wichtigsten Punct, zur Beurteilung der Politik des Agesilaos überhaupt. Oben ist gesagt worden, dass er bei Curtius geradezu als der Mephisto seiner Vaterstadt erscheint; die Wahrheit dieses Ausspruchs wird aus der Anführung folgender Sätze erhellen. Agesilaos war ein Parteigänger des engherzigsten Lakonismus geworden und hatte keinen andern Gedanken, als den Frieden in diesem Sinne auszubeuten;

und dabei war es ihm nicht um das Vaterland, auch nicht um die Vaterstadt zunächst zu tun, sondern um seine eigene Person; persönliche Eitelkeit, wie sie körperlich Missgestalteten oft in besonderer Stärke eigen ist, war die Triebfeder seiner Anschläge; er hatte keinen andern Ehrgeiz als diejenigen seine Macht fühlen zu lassen welche ihn mit Geringschätzung behandelt hatten (S. 228). Der Angriff auf Mantineia, gibt Curtius S. 231 zu verstehen, ward teilweise unternommen weil die Stadt beim Durchmarsch des Agesilaos schlechte Gesinnung gezeigt hatte (vgl. Hell. IV 5, 18); wenn der König trotzdem das Heer nicht gegen die Stadt führte, so war seine Angabe dass sein Vater Archidamos von Mantineia im dritten messenischen Krieg lebhaft unterstützt worden sei, blosse Ausflucht; sein Hauptgrund war wahrscheinlich der dass er seinen Amtsgenossen Agesipolis kränken und ihm schaden wollte; denn Agesipolis konnte den Auftrag nur widerwillig übernehmen, wegen seiner politischen Grundsätze (über sie vgl. S. 227) und weil ihm etliche Führer der Mantineer vom Vater her befreundet waren (S. 231). Recht im Gegensatze zu Agesilaos verschonte er dann die 600 Demokraten auf Fürbitte seines verbannten Vaters Pausanias (Xen. Hell. V 2, 6 hat ἑξήκοντα οὖσι), ja er stellte sogar seine Krieger an beiden Seiten der Heerstrasse auf, um die Ausziehenden gegen die Rachsucht ihrer eigenen Mitbürger in Schutz zu nehmen (S. 232). Auch in der phliasischen Frage ist er der böse Geist der nicht ruht bis es zur bewaffneten Intervention kommt; wenn die zurückgeführten φυγάδες der Stadt bei der gerichtlichen Feststellung der Besitztitel mit dem Stadtgericht von Phlius nicht zufrieden sind, sondern ein ἴσον δικαστήριον fordern, so war diese Forderung so sehr im Sinne des Agesilaos, dass wir wohl voraussetzen können, sie sei von ihm angeregt (S. 295). In der thebäischen Frage vollends wälzt Curtius alle Verantwortlichkeit auf Agesilaos (S. 242), dessen Hass gegen Theben bekannt ist und auf den als den eigentlichen Urheber des Gewaltstreichs welchen Phöbidas gegen diesen Staat ausführte S. 241 f. hingewiesen ist.

Wir haben schon oben zugegeben, dass allerdings die Schuld des Agesilaos rücksichtlich der Verwicklung mit Theben (von seinem Verhalten im Sphodriasprocess ganz zu geschweigen) eine unbestrittene und um so schwerere ist als die Besetzung der Kadmeia sich weder vom Standpunkt der Sittlichkeit noch der politischen Klugheit rechtfertigen lässt; eine so schnöde Vergewaltigung einer Stadt mit welcher Sparta officiell in Freundschaft lebte und die noch nie seiner Hegemonie juridisch so wie die peloponnesischen Staaten unterstellt gewesen war, musste sich über kurz oder lang schwer rächen. Dass aber Agesilaos eigentlich den Handstreich geplant und Phoibidas nur ihn ausgeführt hat, spricht schon Plut. Ages. c. 24 deutlich aus: ἦν μὲν εὐθὺς ὑπόνοια, Φοιβίδου μὲν ἔργον εἶναι, βούλευμα δὲ Ἀγησιλάου, . . αἱ δὲ ὕστεραι πράξεις ὁμολογουμένην ἐποίησαν τὴν αἰτίαν· Denn Agesilaos πόλεμον ἐξήνεγκε gegen die Thebäer, als sie sich wieder befreit hatten. Allein wenn nun Curtius von diesem hellen Punkte aus alle dunkleren Partieen beleuchten und Agesilaos überall zum alleinigen Hauptsünder stempeln will, so geht er unzweifelhaft über die zulässige Linie erheblich hinaus. Kein Richter würde es billigen, wenn der Staatsanwalt folgendermassen argumentieren wollte: es liegen mehrere Vergehen vor, die eine gewisse Aehnlichkeit unter einander haben; weil nun der Angeklagte in einem Falle überwiesen ist, so sind ihm auch alle anderen ohne Weiteres zur Last zu legen. Die Gleichartigkeit des thebäischen Falles mit dem mantineischen und phliasischen ist übrigens nicht einmal eine absolute; denn Curtius übersieht eben, dass Agesilaos bei

seinem notorischen Hasse gegen die Thebäer diesem gegenüber etwas billigen, ja planen konnte, was ihm gegenüber von andern Staaten möglicher Weise sehr fern lag. Wir müssen offenbar um so vorsichtiger in unseren Combinationen sein, je mangelhafter unsere Quellen sind, während Curtius den Grundsatz befolgt, dass wir unseren Quellen durch Hypothesen nachhelfen dürfen, wenn dieselben nur einigermassen wahrscheinlich klingen. Dass er bei diesem Streben sich bis zur Vergewaltigung der Quellen hat fortreissen lassen, lehrt besonders die Geschichte des einen Falls der hier in Betracht kommt, des mantineischen Krieges. Dieser ist uns am genausten bei Xenophon (Hell. V 2, 1—7) erzählt, dessen Glaubwürdigkeit gerade hier durch kein Indicium in Frage gestellt wird. Dort fehlt jede Hindeutung darauf dass Agesilaos eigentlich den Feldzug herbeigeführt habe; er erscheint als Werk der Lakedämonier überhaupt, welche alle Bundesgenossen strafen wollten, die im korinthischen Kriege τοῖς πολεμίοις εὐμενέστεροι ἦσαν ἢ τῇ Λακεδαίμονι. Ich vermag nicht einzusehen, warum nicht eine solche Erbitterung im Volk gegen Mantineia geherrscht haben soll, dass die Regierung zum Kriege gedrängt wurde, auch ohne dass Agesilaos dabei irgendwie, antreibend oder abwehrend, sich beteiligte. Ja die Tatsache dass Agesilaos das Commando ablehnte spricht eben für seine Neutralität in dieser Sache; dass Curtius seine Ablehnungsgründe für blosse Vorwände ansieht erscheint mir willkürlich, dass er als Hauptmotiv eine Chikane gegen Agesilaos annimmt, noch weit willkürlicher, ja nach dem was Xenophon V 3, 20 über das gute persönliche Verhältniss der Könige sagt geradezu unglaublich. Curtius hat überhaupt ebensoviel Sympathie für Agesipolis wie er gegen Agesilaos voreingenommen ist. Nach ihm lässt Agesilaos nach dem Fall Mantineia's seine Krieger Spalier bilden, um die Demokraten vor ihren Mitbürgern zu sichern. Xen. V 2, 6 erzählt aber: „Sein Vater erwirkte den 60 Demokraten sichern Abzug: καὶ ἀμφοτέρωθεν μὲν τῆς ὁδοῦ ἀρξάμενοι ἀπὸ τῶν πυλῶν ἔχοντες τὰ δόρατα οἱ Λακεδαιμόνιοι ἔσταταν, θεώμενοι τοὺς ἐξιόντας· καὶ μισοῦντες αὐτοὺς ὅμως ἀπείχοντο αὐτῶν ῥᾷον ἢ οἱ βέλτιστοι τῶν Μαντινέων. καὶ τοῦτο μὲν εἰρήσθω μέγα τεκμήριον πειθαρχίας. Wenn aus diesen Worten etwas anderes herausgelesen werden soll als zunächst darin steht, nämlich mehr als ein Beweis für die lakonische Disciplin, und etwa für das ehrenfeste Wesen des Agesipolis, so liegt darin gewiss eher eine Verschärfung der Strafe, dass nämlich die Verbannten gewissermassen moralisch Spiessruthen laufen mussten, als eine Andeutung von einer Massregel zu ihrem Schutze; dass eine solche noch besonders nötig war ist auch nirgends gesagt.

Auch bei der Belagerung von Phlius fehlt jeder Beweis, dass Agesilaos die Restituierten aufhetzte: Xen. V 3, 13 sagt nur: ἦν δὲ οὐ τῷ Ἀγησιλάῳ ἀχθομένῳ ταῦτα (der Krieg). καὶ γὰρ τῷ μὲν πατρὶ αὐτοῦ Ἀρχιδάμῳ ξένοι ἦσαν οἱ περὶ Ποδάνεμον (Führer der Restituierten), ἑαυτῷ δὲ οἱ ἀμφὶ Προκλέα τὸν Ἱππονίκου. Ob daraus dass er seine Gastfreunde unterstützte und Phlius völlig niederwarf, gefolgert werden darf, dass er die (ohnehin gewiss erbitterten) φυγάδες noch zu ihrem Interventionsgesuch in Sparta „anregte" (S. 245), das ist mir mehr als zweifelhaft.

Wenn indessen Agesilaos auch in beiden Fällen eine wichtigere, activere Rolle gespielt hätte als er, namentlich gegenüber von Mantineia, nach unsern Quellen gespielt hat, so stehe ich nicht an zu sagen, dass ich auch dann in das allgemeine Verdammungsurteil über diese Politik nur mit wesentlichen Einschränkungen einstimmen könnte. Den Mantineern gegenüber war meines Dafürhaltens Sparta vollkommen zu strafendem Vorgehen

berechtigt. Es unterliegt auch nach Curtius keinem Zweifel dass die Stadt im korinthischen Krieg sich zu Argos hingeneigt, dass sie über die Niederlage der Amykläer grosse Freude gezeigt hatte (Hell. IV 5, 18), und es ist somit wohl glaublich dass sie ihr vertragsmässiges Contingent bald gar nicht, bald nicht vollzählig gestellt hatte (Xen. Hell. V 2, 2). Dass Sparta verpflichtet gewesen sein sollte, diese Vertragsbrüchigkeit ungeahndet zu lassen, kann ich nicht zugeben; denn, wie Busolt gezeigt hat, wurde durch den Antalkidasfrieden neues Recht nicht in dem Sinn geschaffen, dass auch Symmachien autonomer Staaten dadurch aufgelöst wurden. Sparta blieb Vorort seines Bundes, weil dessen Glieder Teil an der Souveränetät hatten, und hatte als Vorort gewiss ein ius coercendi gegenüber von lässigen Gliedern. Dass es nun aber den Bogen überspannte und Mantineia in 4 oder 5 Gemeinden auflöste, das war freilich ein Unrecht, das nicht zu entschuldigen ist. Auch in dem phliasischen Falle wissen wir durchaus nicht, ob die Restituirten nicht wirklich Grund hatten, mit ihrem Stadtgericht unzufrieden zu sein; gegen die Natur der Verhältnisse läuft die Annahme sicherlich nicht, dass die zeitigen Besitzer den Vertriebenen ihr Gut nicht oder nicht voll zurückgeben wollten; und aus Hell. V 3, 10 scheint hervorzugehen, dass die Demokraten sich Sparta gegenüber sicher fühlten, weil dasselbe in den olynthischen Krieg verwickelt war (ἡ πόλις νομίζουσα ἔξω ὄντος τοῦ Ἀγησιπόλιδος οὐκ ἂν ἐξελθεῖν ἐπ' αὐτοὺς Ἀγησίλαον, οὐδ' ἂν γενέσθαι ὥστε ἅμα ἀμφοτέρους τοὺς βασιλέας ἔξω Σπάρτης εἶναι).

Aber auch die Annahme dass Agesipolis seinem Collegen in allen diesen Fragen eine entschiedene und principielle Opposition gemacht habe, scheint mir nicht völlig so gesichert wie Curtius S. 217—229 annimmt. Er stützt sich für seine Ansicht hauptsächlich auf Hell. V 3, 20: „Ἀγησίλαος . . . οὐχ ἧ τις ἂν ᾤετο ἐφήσθη ὡς ἀντιπάλῳ" (über den Tod des Agesipolis), und besonders auf Diodor XV 19. Dort heisst es: „Zu dieser Zeit (als der Krieg gegen Olynthos in Frage kam) waren die Standpuncte (αἱρέσεις) der spartanischen Könige verschieden. Ἀγησίπολις μὲν γάρ, εἰρηνικὸς ὢν καὶ δίκαιος, ἔτι δὲ καὶ συνέσει διαφέρων, ἔφη δεῖν ἐμμένειν τοῖς ὅρκοις καὶ παρὰ τὰς κοινὰς ξυνθήκας μὴ καταδουλοῦσθαι τοὺς Ἕλληνας· ἀδοξεῖν γὰρ ἀπεφήνατο τὴν Σπάρτην, τοῖς μὲν Πέρσαις ἐκδότους πεποιημένην τοὺς κατὰ τὴν Ἀσίαν Ἕλληνας, αὐτὴν δὲ σκευαζομένην τὰς κατὰ τὴν Ἑλλάδα πόλεις [ἃς] ἐν ταῖς κοιναῖς συνθήκαις ὤμοσαν τηρήσειν αὐτονόμους. ὁ δ' Ἀγησίλαος, ὢν φύσει δραστικός, φιλοπόλεμος ἦν καὶ τῆς τῶν Ἑλλήνων δυναστείας ἀντείχετο." Diese Stelle beweist allerdings, dass die Ansichten der beiden Könige sich haarscharf von einander schieden in der olynthischen Frage, und dass hievon ausgehend auch eine principielle Differenz sich zwischen beiden herausbildete. Aber sollte Curtius wirklich berechtigt sein, diese Differenz auch auf die Fälle mit Mantineia und Phlius zu erstrecken? Darf man die Worte, „um diese Zeit waren die Standpuncte der spartanischen Könige verschieden" so allgemein auslegen? Ich habe den Eindruck dass die Dinge denn doch anders liegen. Die Energie mit welcher Agesipolis gegen Mantineia einschritt und welche Curtius in seiner Darstellung, wie wir gesehen haben, vergeblich abzuschwächen sucht, scheint mir zu beweisen, dass für Agesipolis wie für Agesilaos es ein politisches Dogma war, dass die alte, wolbewährte peloponnesische Symmachie, dieses solideste Product hellenischer Staatsbildung, unter keinen Umständen zerbröckeln durfte, dass also alle Secessionsversuche hintertrieben werden mussten. Allein sein Programm enthielt neben dem positiven Punct, der Erhaltung der peloponnesischen Symmachie, auch einen negativen: er widerstrebte

den Wünschen des Agesilaos, die spartanische Oberherrlichkeit auch auf das übrige Hellas auszudehnen, speciell über Olynthos und Theben, vollends mit solchen Mitteln, wie dies Agesilaos gegenüber von letzterem Staate für gut fand. Er wollte festhalten an den natürlichen Grenzen des Bundes, die zugleich historische waren; Agesilaos glaubte weiter gehen zu sollen, und das ward das Verderben seines Staates, wie der Schiffbruch seiner eigenen Politik. Wie sich Agesipolis in der phliasischen Frage verhielt, die ja weit delikater war als die einfache mantineische, das wissen wir nicht genau; überdies war er ja abwesend, als hier der Kampf losbrach. Ebensowenig können wir sagen, was ihn dazu bewog, selbst das Heer gegen Olynthos anzuführen, obwohl er gegen den Krieg gewesen war. Es ist möglich dass der überwiegende Einfluss seines Collegen ihn in die Rolle drängte, welche Curtius ihm schon vor Mantineia zuweist, in die des widerwilligen Vollstreckers fremder Entwürfe; es ist aber ebenso möglich, und bei seinem persönlichen guten Einvernehmen mit Agesilaos wahrscheinlich, dass er sich die Ausführung des Kriegsplanes ohne Bruch mit seinem Collegen übertragen liess, um, nachdem seine Politik in der Kriegsfrage selbst unterlegen war, sie in der Führung des Krieges und bei Feststellung des Friedens nach Tunlichkeit zur Geltung zu bringen. Allein sein früher Tod setzte seiner ganzen Wirksamkeit ein jähes Ziel; und nun konnte Agesilaos, dessen Einfluss den des Kleombrotos weit überwog, Olynth zum Eintritt in die spartanische Symmachie zwingen und seinem Ziel nach der δυναστεία τῶν Ἑλλήνων immer entschiedener nachstreben. Aber die Saat die er ausstreute, sie reifte nur zum Verderben seines eigenen Werkes; bald erfolgte die Befreiung von Theben und die Katastrophe von Leuktra, durch welche Sparta nicht bloss seine hellenische, sondern auch seine peloponnesische Stellung einbüsste. Es ward geworfen nicht bloss aus der Position die ihm Agesilaos, sondern auch der die ihm, sehe ich recht, Agesipolis angewiesen hatte; und Angesichts dieser Dinge sieht sich selbst der Lakonizont Xenophon zu dem Ausruf gedrungen: dass diese Katastrophe den Satz bestätige ὡς θεοὶ οὔτε τῶν ἀσεβούντων οὔτε τῶν ἀνόσια ποιούντων ἀμελοῦσιν.

Da keines der Mitglieder über den Gegenstand zu sprechen wünscht, so erklärt der erste Präsident, nachdem er die Tagesordnung für den folgenden Tag verkündigt, die Sitzung für geschlossen (12½ Uhr).

Vierte allgemeine Sitzung.

Donnerstag den 28. Sept. 1876. Beginn 10¼ Uhr.

Nach Erledigung von einigem Geschäftlichen hält zuerst Gymnasialdirector Dr. Biehl aus Innsbruck seinen Vortrag über die Materie nach dem Platonischen Timaeus.

Dr. Biehl: Der Platonischen Philosophie ist von jeher das herbe Geschick vielfacher Deutung in besonders hohem Grade zu Teil geworden. Erst in neuerer Zeit glaubte man durch die eingehendsten Studien der Platonischen Werke selbst, sowie namentlich durch eine allseitige Benutzung der kritisch festgestellten Berichte des Aristoteles über die Platonische Lehre, eine sichere Basis zu einer endgültigen Deutung der Platonischen Philosophie gewonnen zu haben. Doch dieser Glaube war eitel. Denn erst in der jüngsten

Zeit sind diese für so sicher gehaltenen Resultate hauptsächlich durch die Schriften Teichmüllers vielfach tief erschüttert, und es ist sogar der Homerischen Frage eine Platonische zur Seite gestellt worden.[1]) Dieser traurige Zustand, in welchem sich das Verständnis der Platonischen Lehre befindet, muss den Verehrer Platons, ja jeden Freund des Altertums, auf das Tiefste verletzen. Zunächst wollte ich nun in diesem Vortrag auf diesen Uebelstand und auf die Notwendigkeit einer baldigen und gründlichen Abhilfe desselben hinweisen, zugleich aber einen kleinen Versuch geben, einen der wichtigsten Grundbegriffe der Platonischen Philosophie, nämlich die Materie, in kurzen Zügen klar zu legen, ohne jedoch irgend welche persönliche Polemik einzuflechten.

Sowohl aus andern Schriften des Platon wie namentlich aus seinem Timaeus ersieht man, dass Platon in erkenntnistheoretischer Beziehung, ferne von jedem skeptischen Anflug, unerschütterlich festhält an dem Glauben, dass die menschliche Erkenntniskraft derart beschaffen sei, dass sie das Seiende erfassen könne, und dass daher von einer etwaigen wesentlichen Verschiedenheit der menschlichen Auffassungsweisen ohne Weiteres auf die Verschiedenheit des Seienden gefolgert werden dürfe.[2]) Und da er nun die Auffassungsweise der sinnlichen Wahrnehmung von der Auffassung durch das begriffliche Denken als wesentlich verschieden erkannt hatte, so mussten ihm auch die denselben entsprechenden Objecte als wesentlich verschieden gelten. Demgemäss unterscheidet er denn auch unter den Objecten das immer Seiende von dem immer Werdenden, das ὂν ἀεί von dem γιγνόμενον ἀεί[3]); von denen das letztere durch die sinnliche Wahrnehmung, das erstere nur durch das begriffliche Denken erfasst werde.[4]) Soweit steht Platon mit seiner Erkenntnistheorie ganz auf dem Sokratischen Standpuncte. Da jedoch Platon in dem sinnlich erscheinenden Sein das begriffliche Sein nirgends vollständig verwirklicht glaubte, so gieng er über den Sokratischen Standpunct, nach welchem das begriffliche Sein seine Wirklichkeit nur in den erscheinenden Dingen habe, hinaus, und verlieh dem begrifflichen Sein Wirklichkeit, getrennt und ausser dem erscheinenden oder sinnlichen Sein. Diese Auffassung der Platonischen Ideenlehre und ihres Ursprunges steht sowohl durch die Schriften des Platon selbst, wie durch die meisterhaft klare und bündige Ueberlieferung des Aristoteles[5]) so fest, dass, mag diese Ansicht des Platon noch so sonderbar erscheinen, und mag er sich auch durch dieselbe in die ärgsten Widersprüche verwickeln, an derselben nicht gerüttelt werden darf. Hatte aber nun Platon einmal dem begrifflichen Sein, also den Gattungen und Arten, Dasein und Wirklichkeit neben und über dem sinnlich Erscheinenden verliehen und ersteres als das eigentlich und wahrhaft Seiende erklärt, so blieb ihm hinsichtlich des einzelnen sinnlichen Seins nichts Anderes übrig, als dasselbe entweder mit Parmenides für blossen Schein zu erklären, oder es als unvollkommenes, nach Raum und Zeit zerteiltes Sein zu betrachten. Und letzteres tat Platon, indem er nach der Aristotelischen Darstellung sich durch das Studium der Heraklitischen Philosophie die Ueberzeugung von dem ewigen Flusse der sinnlichen Dinge angeeignet hatte.[6]) Da nun aber Platon der Welt der Erscheinungen und des Werdenden nicht alle Wirklichkeit absprach, so musste er sich notwendig veranlasst sehen, dieselbe irgendwie zu erklären

1) Die Platonische Frage. Eine Streitschrift gegen Zeller, von Gustav Teichmüller. Gotha 1876. 2) Tim. 51 D. Rep. 477 ff. 3) Tim. 27 D. 4) Tim. 28 A. 5) Metaph. lib. I cap. 6 u. lib. XIII, cap. 4. 6) Aristot. 987ª 32;. 1078ᵇ 12.

und zu begründen. Hier musste nun vor Allem der Begriff des Werdens selbst erklärt und denkbar gemacht werden. Denn gerade die vermeintliche Undenkbarkeit dieses Begriffes hatte viele seiner Vorgänger dahin geführt, die Objectivität des Werdens überhaupt zu leugnen. Indem aber Platon mit dem ganzen Altertum festhielt an dem Satze, dass aus Nichts Nichts werde, so konnte ihm das Werdende nur dasjenige sein, was aus dem noch nicht Seienden in das Seiende übergeht, und das Werden selbst, als Act abstract gedacht, musste ihm daher dieser Uebergang selbst sein. Diesem Begriffe gemäss sind also bei dem Werden folgende notwendige Puncte zu unterscheiden: 1) etwas was in das Sein übergeht, 2) das in welches der Uebergang geschieht, und 3) der Uebergang selbst. Betrachten wir nun den ersten Punct näher, so kann dasjenige, was in das Sein übergeht, entweder ein solches sein, welches schon irgend welche Bestimmtheit hat und bloss seine Bestimmtheit mit einer andern vertauscht, oder es ist ein solches, welches überhaupt noch gar keine Bestimmtheit hat und erst durch das Werden die erste ursprüngliche Bestimmtheit erlangt. Und ein solches absolut Unbestimmtes muss nach der Ueberzeugung des Platon als den s. g. Elementen, d. h. demjenigen was als das erste bestimmte Seiende gilt, zu Grunde liegend angenommen werden[1]), gesetzt auch dass dieses absolut Unbestimmte als solches für sich in seiner Unbestimmtheit nie wirklich existiert hat, sondern immer mit irgend einer elementaren Form behaftet gewesen sein muss. Letzteres lehrt bekanntlich Aristoteles ausdrücklich[2]), und wirft dem Platon, sich an den Wortlaut der Darstellung im Timaeus haltend, vor, dass derselbe eine vorweltliche selbständige Existenz seines unbestimmten, allem bestimmten Sein zu Grunde liegenden Substrates gelehrt habe. Dass dieses aber unmöglich die Ansicht Platons gewesen sein kann, geht auf das Bestimmteste daraus hervor, dass nach Platon die Entstehung der sinnlichen Welt ihren Grund nur in der Güte[3]) des mit der Idee des Guten ohne Zweifel zusammenfallenden Weltbildners hat, diese Güte aber, als der Gottheit wesentlich, ihre Wirksamkeit in der Weltbildung von Ewigkeit an geäussert haben muss. Von einem Weltanfang in der Zeit kann also bei Platon nicht die Rede sein, die Welt ist ihm so ewig wie die Gottheit selbst. Dieses absolut Unbestimmte nun, welches allem bestimmten Sein zu Grunde gelegt werden muss, konnte natürlich Platon nicht anders als negativ oder eben als unbestimmte Grundlage alles bestimmten körperlichen Seins bestimmen. Er nennt es daher ἄμορφον, gestaltlos[4]), und da nur irgendwie bestimmtes Sein vorgestellt oder gedacht werden kann, so nennt er es unsichtbar und überhaupt unwahrnehmbar und undenkbar und behauptet von ihm, es sei nur durch ein uneigentliches Denken erfassbar[5]), was sicherlich nur heissen kann, es könne nicht durch einen bestimmten Begriff gedacht, sondern nur durch Analogie einigermassen denkbar gemacht werden. Er nennt es ferner das alle Körper und alles Werden in sich Aufnehmende[6]), das woraus Alles gebildet werde, und bildlich auch die Mutter und Amme des Werdens.[7]) Merkwürdiger Weise aber gebraucht Platon für sein unbestimmtes Substrat niemals im Timaeus den Ausdruck ὕλη, wohl aber öfter den Ausdruck χώρα, Raum[8]), und dieses hauptsächlich hat Anlass zu einem bis in die neueste Zeit fortdauernden Streit unter den Erklärern Platons gegeben, indem die Einen unter dem körperlichen Substrate des Platon einen körperlichen Stoff, die Andern

---

1) Tim. 48 A. 50 E. 2) Aristot. de gen. et int. 329ᵃ 25ᵃ 13. Phys. 204ᵇ 32. 3) Tim. 29 E. 4) Tim. 50 E. 5) Tim. 51 A, 52 B. 6) Tim. 49 A, 51 A, 53 A. 7) Tim. 51 A, 52 D, 49 A. 8) Tim. 52 A, D.

den blossen leeren Raum verstehen. Ich vermag mir nur die erstere Ansicht anzueignen und will in Folgendem nur kurz einige der hauptsächlichsten Gründe dafür geltend machen. Platon teilt seinem ursprünglichen Substrate alles bestimmten Stoffes an mehreren Stellen vor der Weltbildung eine ungeordnete Bewegung zu.[1]) Nun ist allerdings diese Darstellung insofern mythisch als, wie wir schon früher gesehen haben, unbedingt nicht angenommen werden kann, dass dieses Substrat vor der Weltbildung auch nur einen Moment für sich bestanden habe. Allein so viel geht doch aus dieser Darstellung hervor, dass nach der Ansicht des Platon es wenigstens in der Natur dieses Substrats gelegen haben muss bewegt zu werden. Und hatte dasselbe für Platon diese Eigenschaft, so konnte er es unmöglich als leeren Raum fassen, es musste ihm eine physische Masse sein; denn die Möglichkeit bewegt zu werden ist nach Platon wie Aristoteles das wesentliche Merkmal der materiellen im Unterschiede von den mathematischen Körpern.

Ferner erwäge man Folgendes. Platon schrieb bekanntlich nur seinen Ideen ein wahrhaftes Sein zu, die sinnliche Welt jedoch betrachtete er nicht als blossen Schein, sondern als Erscheinung, deren Sein nur durch die Teilnahme an dem eigentlich Seienden möglich sei. Da aber die Ideen unmöglich aus ihrem Ansich heraustreten[2]) und selbst als solche die Form der Endlichkeit annehmen können, so konnte ihm diese Teilnahme der sinnlichen Dinge an den Ideen in nichts Anderem bestehen, als dass sie Abbilder der Ideen, dass sie den Ideen nachgebildet seien. Ein Bild als solches aber bedarf, wie dieses Platon ausdrücklich bemerkt[3]), eines Substrates, woran es seinen Halt hat. Diesen Halt kann aber keinesfalls der leere Raum gewähren. Da nun weiter dieses Substrat nach Platon blosse passive Potenz, die blosse Möglichkeit ist, dass aus ihm durch äusserliche geometrische Begrenzung bestimmte Körper gebildet werden, so bedarf es eines Bildners, welcher auf die Ideen, als die einzigen wahren Bestimmtheiten, schauend die verschiedenen Formen in dasselbe einbildet.[4]) Die Annahme eines Weltbildners ist dem Platon vollkommen Ernst, denn er hatte bei seiner Auffassung der Ideen und der Materie keinen andern Ausweg, die Welt der Erscheinung zu erklären. Nun hatte aber nach Platon der Weltbildner keinen andern Grund zur Weltbildung als seine ihm inwohnende Güte.[5]) Vermöge derselben musste er aber überall das Gute wollen. Es musste also irgendwie noch etwas sein, was als solches des Guten nicht teilhaftig war, d. h. es musste noch ungeordnetes, unbestimmtes Sein geben, welches die Güte des Weltbildners bewegen musste, dasselbe zu ordnen und zu bestimmen. Und ein solches ungeordnete, unbestimmte Sein konnte Platon unmöglich als blossen leeren Raum betrachten.

Diejenigen, welche das Platonische Substrat aller bestimmten Körper als leeren Raum deuten, haben allerdings einen bedeutenden Gewährsmann an Aristoteles.[6]) Allein gerade hier dürfte wohl auf dieses Zeugnis nicht so viel Gewicht zu legen sein. Denn es ist bekannt, dass Aristoteles die vielfach mythische Darstellung des Timaeus durch sein Festhalten am blossen Ausdrucke misverstanden, und dass dieses bei der Auffassung des Platonischen Substrates um so eher möglich war als Aristoteles, festhaltend an der Darstellung des Timaeus, dass die χώρα vor der Weltbildung gewesen sei, sich das Sein eines solchen absolut formlosen Stoffes bekanntlich nicht denken konnte, und dasselbe ihm daher gleich dem Nichts oder dem leeren Raum erscheinen musste.

---

1) Tim. 30 A; 48 A. 2) Tim. 52 A. 3) Tim. 52 C. 4) Tim. cap. 6. 5) Tim. 29 E. 6) Phys. 209^{b} 11.

Und wenn man schliesslich daraus, dass Platon die Körper erst aus den Figuren durch die mathematische Begrenzung entstehen lasse, folgern will, dass das so Begrenzte nur der leere Raum sein könne, so könnte man auch auf dieselbe Weise folgern, dass Demokritos, da ihm seine Atome sich eigentlich nur durch die äussere Form der Begrenzung unterscheiden, seinen Atomen jede Materialität abgesprochen wissen wollte, was wohl Niemand behaupten wird. Gerade ebenso wie Demokrit den Unterschied seiner Atome nur in der Verschiedenheit der äusseren Gestaltung erblickte, und darum seine Naturlehre eine rein mechanische war, ebenso lässt auch Platon die Bestimmtheiten und die Unterschiede der Körper durch nichts Anderes entstehen, als durch die Annahme der verschiedenen äusseren Begrenzung. Darum kennt auch er keine andere gegenseitige Wirkung der Körper auf einander als die durch die äussere Formen bedingte mechanische. Man denke nur an seine Lehre über kalt, warm u. s. w.[1]) und an seine Theorie der Wahrnehmung.[2])

Schon aus diesen wenigen Gründen ist wohl hinlänglich ersichtlich dass Platon unter seinem Substrate der Sinnenwelt nur einen körperlichen Stoff verstanden haben kann.

Nun ist allerdings das Platonische Substrat nicht als solches zu fassen, aus dem die Dinge geworden sind, oder was zu den Dingen wird. Ein solches Substrat ist die Materie des Aristoteles. Aristoteles strebte, obgleich vergebens, den Dualismus zwischen Stoff und Form aufzuheben, indem er Stoff und Form als in ihrem Wesen identisch betrachtete, indem der Stoff die Möglichkeit sei desjenigen dessen Wirklichkeit die Form sei.[3]) Die Materie ist dem Aristoteles nicht mehr bloss passive Potenz, sondern sie hat ein natürliches Verlangen nach der Form. Teichmüller begeht hinsichtlich der Auffassung der Platonischen Materie hauptsächlich den Fehler, dass er die Platonische Materie mit der Aristotelischen identificiert, indem er die Platonische Materie als die Potenz der Ideen betrachtet.[4]) Platon lehrt ausdrücklich, dass das Substrat sich immer gleich, immer ταὐτόν bleibe[5]), ähnlich dem Golde, welches die verschiedensten äusseren Formen annehme.[6]) Es wird nicht zu den verschiedenen Formen, sondern die verschiedenen Formen finden nur ihren Halt, ihre Grundlage in demselben, oder noch besser, die verschiedenen bestimmten stofflichen Formen sind nur Erscheinungsformen, modi, der ewig sich gleich bleibenden Substanz des Substrates.[7]) Platon ist Dualist, und jedes Bemühen den Dualismus aus der Platonischen Lehre zu entfernen ist nach meiner Ansicht vergeblich. Fasst man aber die Platonische Materie in dem angegebenen Sinne, so ist wohl begreiflich, dass Platon von seinem Substrate behaupten musste, dass nicht aus, sondern in ihm die Dinge werden[8]), und dass es alle bestimmten sinnlichen Dinge in sich aufnehme; es wird aber auch begreiflich, dass Platon dasselbe als das Alles in sich Aufnehmende bildlich mit dem Ausdrucke χώρα, Raum, bezeichnen konnte.

Der erste Präsident dankt dem Redner für seinen klaren Vortrag und erklärt, dass nun noch zwei Vorträge folgen welche er, um die geehrten Gäste möglichst lange in Tübingen festzuhalten, als eine Art Lockspeise an den Schluss gestellt habe. Er bittet demgemäss Hrn. Geh. Hofrat Dr. Karl Bartsch aus Heidelberg, seinen Vortrag zu halten über Dante's Stellung zur römischen Kirche seiner Zeit.

1) Tim. cap. 26. 2) Tim. cap. 28 ff. 3) Arist. Metaph. 1045^{b} 17. 4) Teichmüller: Studien zur Geschichte der Begriffe, S. 336. 5) Tim. 50 B. 6) Tim. 50 A. 7) Tim. 50 C. 8) Tim. 50 B, D.

Geh. Hofrat Dr. Bartsch. Im Jahre 1327, also wenige Jahre nachdem in Ravenna Dante seine Pilgerlaufbahn vollendet, wollte der Cardinal Bertrando di Poggetto des Dichters Gebeine dem Feuer überliefern, weil es die Gebeine eines Ketzers wären. Zwar wurde diese Tat des rohesten Fanatismus durch einen Landsmann des Dichters, Pino della Tosa, verhindert; aber das vermochte er nicht zu verhindern, dass der Cardinal Dantes Schrift über die Monarchie auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

So gross, dass er selbst das Grab überdauerte, war der Hass der römischen Kirche gegen Dante.

Wir müssen uns fragen: Hatte er diesen Hass verdient? Hatte er verdient als Ketzer verurteilt zu werden?

Antworten wir zuerst auf die letzte Frage.

Wenn das Wesen der Ketzerei im Abweichen von den Lehren und Grundwahrheiten des Christentums besteht, dann kann gegen Dante dieser Vorwurf nie erhoben werden.

Von seinem tiefen, religiösen Empfinden, von seinem wahrhaftigen Christentum legt jedes Blatt seiner göttlichen Komödie Zeugniss ab. Keines der Geheimnisse der christlichen Lehre wird von ihm irgendwie angezweifelt. Wiederholt erinnert er an die Grenzen, an denen der stolze, nach Wissen und Erkenntniss strebende Geist des Menschen stille halten muss und die überschreiten zu wollen törichte Verwegenheit ist. Erst nachdem er vom heiligen Petrus im christlichen Glauben geprüft worden, erst nachdem sein Glaube als echt und vollgültig befunden, ist er befähigt in die letzten Mysterien desselben einen Blick zu werfen und ins Auge Gottes selbst zu schauen.

Freilich als strebender und nach Wahrheit ringender Mensch verwirft Dante die Berechtigung des Zweifels keineswegs. Er sagt selbst ausdrücklich (Paradies 4, 130 ff.)[1]):

> Der Zweifel keimt, dem Schössling zu vergleichen,
> Am Fuss der Wahrheit, und uns treibt sein Trieb
> Von Höh' zu Höh' zum Gipfel auf zu reichen.

Aber des Zweifels Herr werden, das stolze Herz demütigen, zurückkehren zum Glauben — das lehrt er in seinem grossen Gedichte.

Welcher tiefe Ernst es ihm mit seiner sittlichen Läuterung ist, das bezeugt, um nur Einiges herauszugreifen, die reuige Selbstanklage, die er beim Wiedersehen mit der Geliebten seiner Jugend, mit Beatrice, die ihm zum göttlichen Wesen verklärt im irdischen Paradiese entgegentritt, aus dem Munde derselben gegen sich erheben lässt[2]); das bezeugen die letzten Worte, mit denen er von der auf ihren Platz in der weissen Rose des Paradieses zurückgekehrten Beatrice Abschied nimmt[3]); das zeigt das Gebet, welches für ihn und mit ihm der heilige Bernhard zur Jungfrau Maria emporsendet und das seine Stelle hier finden möge.

> O Magd und Mutter, Tochter deines Sohnes,
> Demütigste und höchste Creatur,
> Ziel, vorbestimmt im Rat des ewigen Thrones,

1) Ich citiere nach meiner so eben (Leipzig bei F. C. W. Vogel 1876) erschienenen Uebersetzung

2) Fegefeuer 30. und 31. Gesang.

3) Paradies 31, 79—90.

Du hast so hoch die menschliche Natur
Geadelt, dass dem Schöpfer wert sie däuchte,
Dass als Geschöpf er in sie niederfuhr.

In deinem Leib entglomm aufs Neu' die Leuchte
Der Lieb', an deren Glut im ewigen Frieden
Entspross die Rose, dass sie ewig leuchte.

Als mittagshelles Liebeslicht beschieden
Bist du hier oben uns, aus deinem Schoss
Quillt lebend Hoffen Sterblichen dortnieden.

Du, Herrin, kannst so viel und bist so gross,
Dass, wer nach Gnade strebt und nicht will flehen
Zu dir, sich wünscht zu fliegen flügellos.

Und deine Huld eilt nicht nur beizustehen
Dem der dich bittet, nein! zu mancher Zeit
Will sie dem Flehn freiwillig vorangehen.

In dir ist Mitleid, ist Barmherzigkeit,
In dir ist Grossmut, ist vereint zum Bunde
Was einem Wesen Gott an Huld verleiht.

Nun bittet dieser, der vom tiefsten Schlunde
Des Weltalls bis hierher der Geister Leben
Geschaut bis zu der höchsten Kreise Runde,

Dass du aus Gnaden Kraft ihm wollest geben,
Mit seinen Augen jetzt noch höher sich
Bis zu dem letzten Heile zu erheben.

Ich, der für mein Schaun mehr als seines ich
Niemals erglühte, bringe all mein Flehen
Dir dar und fleh', befriedigen mög' es dich,

Dass du durch dein Gebet weg mögest wehen
Ihm jede Wolke seiner Sterblichkeit,
Und höchste Lust er mög' entfaltet sehen.

Noch fleh' ich, Herrin, dich, der Gott verleiht
All was du willst: woll' ihm gesund erhalten
Nach solchem Schaun sein Sehnen alle Zeit.

Menschliche Regung zügl' in ihm dein Walten!
Sieh dort Beatrix, zu dir hingekehrt,
Mit all den Seligen dir die Hände falten.

Wie weit entfernt von allem ketzerischen Irrtum Dante selbst sich wusste, das zeigt das strenge Gericht welches er über alle Arten von Ketzern ergehen lässt. In glühenden Särgen, deren Deckel aufgeschlagen sind, liegen sie in der Stadt des Dis. Sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn lässt ihn selbst den grossen Staufen, Kaiser Friedrich II., von dieser Strafe nicht ausnehmen, weil er ein religiöser Freigeist war (Hölle 10, 119). Männer wie Farinata Uberti, das Haupt der Ghibellinen in Toscana, von welchem Dante mit

grösster Hochachtung spricht, wie der Vater seines Freundes Guido Cavalcanti dulden die gleiche Strafe.

Bezeichnend ist freilich, als ein Beleg wie wenig unfehlbar die Person des Papstes unserm Dichter erscheint, der Umstand, dass unter den Ketzern auch ein Papst, Anastasius II., sich befindet (Hölle 11, 8).

Die Stifter religiöser Secten werden, weil sie Spaltungen gestiftet, dadurch bestraft dass sie in der Hölle in zerrissner Gestalt, von Teufeln zerfetzt und immer wieder hergestellt, wandeln müssen; und nicht etwa nur ein Mohammed, der die grösste Spaltung hervorgerufen, sondern auch Sectierer innerhalb der christlichen Kirche, wie Frá Dolcino, der 1296 das Haupt der für ketzerisch geltenden Secte der Humiliaten oder apostolischen Brüder geworden war, werden jener Abteilung der Hölle zugewiesen.[1])

Die Ketzerei bezeichnet Dante als den Fuchs, welcher in den Wagen der Kirche sich eingedrängt habe.[2]) Er rühmt es als ein besonderes Verdienst des Stifters des Dominicanerordens, des heiligen Dominicus, dass derselbe die Ausrottung der Ketzerei, die seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts besonders üppig zu gedeihen anfieng, sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte. Paradies 12, 97 ff.

Mit Tatkraft und Gelehrtheit brach er sich
Bahn mit des Papstes Vollmacht, dass dem Quelle,
Der tiefem Spalt entquillt, sein Streben glich.

Und am Lebendigsten traf an der Stelle
Das ketzrische Gestrüpp sein kühner Mut,
Die, schien es, Widerstand entgegenstelle.

Von ihm entsprang verschiedner Bäche Flut,
Berieselnd des kathol'schen Gartens Saat,
Drob seine Sträucher grünen wolgemut.

Einen Anhaltspunkt für ketzerische Gesinnung vermochten daher auch Dante's erbitterte Gegner, wenn sie ehrlich sein wollten, aus seinen Aeusserungen und Schriften nicht herauszufinden.

Verdiente er daher, müssen wir weiter fragen, den Hass mit welchem der Fanatismus ihn verfolgte und der sein Leben vergiftete?

Nicht verdient, aber zugezogen hat Dante sich denselben durch die allerdings sehr heftigen und zahlreichen Angriffe, welche er — nicht gegen das Christentum, sondern gegen die entartete christliche Kirche seiner Zeit geschleudert hat; Angriffe die an Heftigkeit zum Teil Alles überbieten was der Freimut romanischer und deutscher

---

1) Hölle 28, 31. 56.

2) Fegefeuer 32, 118 ff.

Dann sah ich in des Siegeswagens Schoss
Sich gierig drängen einen Fuchs, der nie,
So schien es, gutes Futter noch genoss.

Doch als die Herrin schnöder Sünd' ihn zieh,
Da wandt' er sich zur Flucht, des Schreckens Beute,
So weit sein fleischlos Bein ihm Kraft verlieh.

Dichter und Denker im Mittelalter auszusprechen wagte, Angriffe deren Berechtigung jedoch in Anbetracht der wirklich bestehenden Verhältnisse kaum in Abrede gestellt werden kann.

Wohl hat um ein Jahrhundert früher unser Walther von der Vogelweide, der eine mit Dante sich vielfach berührende und ihm verwandte Natur ist, gegen ähnliche Missstände und Uebergriffe der Kirche auch sein zorniges Wort laut werden lassen, aber an Kühnheit des Angriffs und an flammendem Zorn wird er von Dante noch überboten.

Die Entartung der Kirche sieht Dante vor Allem in ihrer Verweltlichung. Statt ihren idealen, die Menschheit ihrem höchsten Ziele zuführenden Aufgaben zu leben, wendete sie sich weltlichen Zwecken zu und suchte dieselben mit allen Mitteln zu erreichen und zu verwirklichen. Habsucht und Geiz hatten in ihr in erschreckender Weise um sich gegriffen.

Gleich im ersten Gesange von Dante's Hölle tritt uns daher das Bild der furchtbaren Wölfin entgegen, welche dem Dichter mehr als der Löwe und der Panther Schrecken und Entsetzen einjagt. Unter ihr ist wie die Habsucht im Allgemeinen, so die der römischen Curie ins Besondere zu verstehen. Wohl hofft der Dichter für sein Italien und für die ganze Welt auf einen Befreier von diesem Unthier, den er unter dem Bilde eines Windhundes, wahrscheinlich mit Anspielung auf Cangrande della Scala, darstellt; aber diese Hoffnung rückt, je weiter sein Leben vorschreitet, mehr und mehr in die Ferne. Wo er im Fegefeuer (20, 10) auf die alte Wölfin zurückkommt, da klingt der Sehnsuchtsruf nach Befreiung schon etwas trostloser.

Uralte Wölfin, ewig gottverhasste,
Die mehr als andre Thiere Raub erjagt,
Weil unersättlich Hunger in ihr raste!

O Himmel, dessen Kreisen, wie man sagt,
Verändrung wirkt an allen Erdendingen,
Wann kommt dem sie nicht Stand zu halten wagt?

Dass Dante Geiz und Habsucht am Meisten unter den Geistlichen findet ergibt sich daraus dass in derjenigen Abteilung der Hölle in welcher der Geiz bestraft wird besonders stark die Geistlichkeit vertreten ist (Hölle 7, 38). Auch an Päpsten und Cardinälen fehlt es keineswegs darunter (7, 46):

Sie waren Pfaffen, die des Haars entbehren
Am Haupteswirbel, Päpste, Cardinäle,
Die schnöden Geiz in's Uebermass verkehren.

Die Goldgulden, wie Florenz sie mit dem Bilde der Lilie, dem florentinischen Wappen, prägen liess, bezeichnet daher der Dichter als

die verruchte Pflanze,
Die, weil zum Wolf den Hirten sie verkehrt,
Treibt Schaf' und Lämmer in des Irrtums Schanze.[1])

An einer andern Stelle, mit Anspielung auf das Bildniss Johannes des Täufers, welches

1) Paradies 9, 130 ff.

die florentinischen Goldgulden als das des Schutzpatrons der Stadt trugen, redet er den Papst mit folgenden Worten an (Paradies 18, 130 ff.):

Du, der da schreibt und ausstreicht dann sofort,
Noch leben Paul und Peter, die gestorben
Für jenen Weinberg, der durch dich verdorrt.

Wohl kannst du sagen: hab' ich ihn erworben,
Der einsam leben wollt', auf den ich brenne,
Der elend einst durch einen Tanz verdorben,

Glaubt nicht, dass ich dann Paul und Peter kenne,

d. h. wenn ich Geld habe, frage ich nach allen Heiligen nichts.

Im Gegensatze dazu erinnert der Dichter an die Armut der Apostel und an die Entsagungsfreudigkeit der Stifter geistlicher Orden. Der heilige Benedict sagt (Paradies 22, 88 ff.):

Nicht hatte Petrus Geld und Gut daheim,
Ich aber fieng mit Beten an und Fasten,
Franciscus baut' auf Demut sich sein Heim.

Der heilige Franciscus, dessen Vermählung mit der Armut in so herrlicher Weise von Dante gefeiert worden ist, war der Erste welcher der seit Christi Tode unumworbenen Braut sich annahm (Paradies 11, 64 ff.):

Seitdem ihr erster Ehgemahl gestorben,
Blieb sie verachtet tausend Jahr' und mehr
Im Dunkeln, bis auf jenen unumworben.

Nicht half dass man vernahm, wie sicher Der
Auf seinen Ruf sie bei Amyclas fand,
Der alle Welt mit Furcht erfüllt' umher;

Nicht half ihr Mut und tapfrer Widerstand,
Als sie zu Christi Kreuz stieg auf die Leiter,
Wo selbst Maria drunten blieb und stand.

Doch nicht so dunkel reden will ich weiter:
Franciscus und die Armut ist dies Paar.

Die Habsucht war es die vor Allem einen Missbrauch im Schosse der Kirche pflegte, einen Missbrauch der zu Dante's Zeit in üppigster Weise gediehen war: die Simonie, den Handel und Schacher mit geistlichen Aemtern, benannt nach jenem Simon Magus, der, wie die Apostelgeschichte erzählt, den Aposteln Geld anbot, wenn sie ihm die Gabe des heiligen Geistes mitteilen wollten.

Wohl am Heftigsten gegen dieselbe hat Dante im 19. Gesange der Hölle gedonnert, wo er die Strafe der Simonisten schildert. Sie sind in Löchern am Boden und an der Seite der Felswand mit den Köpfen eingerammt, während die Füsse herausragen und im Brande zucken.

Hier trifft er den Papst Nicolaus III., der in dem herantretenden Dante seinen Nachfolger Bonifaz VIII. vermutet, durch welchen er abgelöst werden soll, um selbst

tiefer in den Felsen hinabgedrückt zu werden. Als Dante ihn über seinen Irrtum aufgeklärt, da fährt er, selbst dem Haupte der Christenheit gegenüber kühn und unerschrocken, fort (Hölle 19, 88 ff.):

Ich weiss nicht, war ich keck und sinnverwirrt,
Dass ich drauf wagte solches zu versetzen:
Sprich, was verlangt' einst unser Herr und Hirt

Zuerst von Petrus wohl an Gold und Schätzen,
Als er das Schlüsselamt ihm gab? Er sprach:
„Folge mir nach!" ohn' etwas zuzusetzen.

Petrus und Keiner forderte darnach
Gold von Matthias, als das Loos an diesen
Gab Judas' Amt, weil er die Treue brach.

Drum bleib, gerechter Strafe zugewiesen,
Und wahre wohl das schlimm geraubte Geld,
Mit dem du gegen Karl dich frech bewiesen.

Und wär's nicht dass mich noch in Schranken hält
Die Ehrfurcht vor dem hohen Schlüsselamte,
Das du geführt hast in der heitern Welt,

So spräch' ich Härtres noch, denn die verdammte
Habsucht, die Guten tretend und die Schlechten
Erhöhend, trübt die Menschheit, die gesammte.

Euch Hirten meint Johannes als die rechten,
Als auf den Wassern sitzen er gesehen
Die Hure, buhlend mit den Erdenmächten.

Sie, die geboren mit der Hörner zehen
Und sieben Häuptern, trotzte jedem Spotte,
So lang zur Tugend wollt' ihr Gatte stehen.

Ihr machtet Gold und Silber euch zum Gotte.
Nur dass ihr hundert, jenes einen ehrt,
Das trennt euch von des Götzentumes Rotte.

O Constantin! Nicht dass du dich bekehrt
War vieles Unheils Quell, nein! jene Schenkung,
Die du dem ersten reichen Papst beschert!

Wie hier die von Dante in Uebereinstimmung mit dem ganzen Mittelalter als authentisch angesehene Schenkung Constantin's als der Grund und Anfang alles Uebels in der Kirche betrachtet wird, weil dadurch weltlicher Sinn und Streben nach weltlicher Macht in ihr genährt ward, so noch an mehreren anderen Stellen in ähnlicher Weise. In der der Apokalypse nachgebildeten Vision am Schlusse des Fegefeuers sieht der Dichter den Adler, d. h. das römische Kaiserreich, das früher die Kirche verfolgt hatte, später wiederkehren und einen Teil seiner Federn auf den Wagen der Kirche niederregnen, d. h. Constantin tritt einen Teil der weltlichen Macht an die Kirche ab (Fegefeuer 32, 124):

Drauf sah von dort, woher zuerst er dräute,
Den Aar ich stürzen in des Wagens Kasten,
Den er mit Federn, als er schied, bestreute.

Wie aus der Brust, die Gram und Leid erfassten,
So kam vom Himmel eine Stimm' und sprach:
Mein Schifflein, ach! wie trägst du schlimme Lasten!

Er lässt den Constantin wegen seiner guten Absicht zwar ins Paradies aufgenommen werden, doch einsehen, dass Unheil aus seiner frommen Tat entstanden sei (Paradies 20, 58 ff.):

Jetzt sieht er ein, nicht konnt' ihn selbst verletzen
Das Unheil das entsprang aus gutem Streben,
Ob auch die Welt darüber gieng in Fetzen.

Der Dichter erkennt die Weisheit der Bestimmung, dass Levi's Söhnen kein Anteil am Erbe ward, d. h. dass die Geistlichkeit ohne weltlichen Besitz sein soll (Fegefeuer 16, 130.)

Auf die Simonie beziehen sich auch die Worte die der gegen den Dichter selbst gesponnenen Ränke, die zu seiner Verbannung führten, erwähnen (Paradies 17, 46 ff.):

Wie Hippolyt Athen auf seinen Füssen
Verliess der grausamen Stiefmutter wegen,
So wirst auch du Florenz verlassen müssen.

Das ist's was dort sie schon im Sinne hegen
(Ihr Sinnen wird zur Tat in kurzer Weile),
Wo täglich Christ sie zu verhandeln pflegen.

An einer andern Stelle knüpft der Dichter an die neutestamentliche Austreibung der Wucherer aus dem Tempel durch Christum an und fleht zu Gott, er möge noch einmal ein Gleiches tun (Paradies 18, 118 ff.):

Drum fleh' ich zu dem Geist, der dir verleiht
Umschwung und Kraft, dass er erwägt, woher
Der Rauch kommt, der da trübt dein lichtes Kleid.

O, endlich wieder einmal zürne er,
Weil sie im Tempel kaufen und verkaufen,
Den Martern bauten und viel Wunder hehr.

Doch ist die Simonie nicht der einzige Missbrauch welchen Dante an der römischen Kirche seiner Zeit tadelt. Er rügt, dass die Geistlichkeit von dem ihr erteilten Rechte der Dispensation einen eigennützigen Gebrauch macht. Der Papst schreibt nur um auszustreichen (Paradies 18, 130), d. h. er erlässt Edicte, um sie dann, durch Geld bestochen, wieder zurückzunehmen. Er braucht das heilige Siegel der Kirche, um es unter lügenhafte Privilegien zu setzen (Paradies 27, 53). Die Kirche schreibt sich das Recht zu, von einem Gelübde zu dispensieren, wenn ein anderes von geringerem Werte an die Stelle tritt (Paradies 12, 91). Der Papst erteilt von vornherein Absolution für jede Sünde, wenn es ihm in seinen Kram passt, und weiss so die Bedenken seines Ratgebers, der doch noch eine Spur von Gewissen zeigt, zu beschwichtigen (Hölle 27, 101 ff.):

Dich absolvier' ich jetzt, doch Rat gib du,
Wie ich Pränestes Niedersturz erlange.

Du weisst, den Himmel schliess' ich auf und zu,
Dazu sind mir der Schlüssel zwei gegeben,
Die Cölestin preisgab um träge Ruh.

Statt aus der lautern Quelle der Bibel zu schöpfen, studiert man die Decretalen, denn in ihnen sind die Rechte und Privilegien der Kirche enthalten, mittelst deren der Goldgulden erworben wird (Paradies 9, 123 ff.):

An Bibel nicht und Kirchenvätern nährt
Man drum den Geist, allein die Decretalen
Studiert man, wie's der Ränder Aussehn lehrt.

Die geistlichen Waffen des Bannes und Interdictes gebraucht der Papst um seine Kriege damit zu führen (Paradies 18, 127 ff.):

Sonst pflog man Krieg zu führen mit dem Schwerte;
Jetzt tut man's, Brot entziehend hier und dort,
Das keinem Kind ein guter Vater wehrte.

Aber wo wirklich Krieg zu führen wäre gegen die Ungläubigen, um das den Christen seit 1291 gänzlich entrissene heilige Land wieder zu erobern, da zeigt sich der Papst lässig und versäumt seine Pflicht. Nicht gegen Sarazenen und Juden führt er Krieg, sondern gegen Christen in seiner nächsten Nähe.[1]) Das heilige Land kümmert ihn wenig[2]); daher darf das unchristliche Volk sich das Recht der Christen anmassen.[3])

Was hier der Leitung der Kirche im Allgemeinen zur Last gelegt wird, das trifft in verschiedenem Masse die einzelnen Päpste.

Vor dem päpstlichen Amte selbst hat der Dichter die höchste Ehrfurcht. Die Rücksicht darauf hält ihn, wie er sagt, noch in gewissen Schranken Nicolaus III. gegen-

---

1) Hölle 27, 85 ff.:

Doch jenes Haupt der neuen Pharisäer,
In Krieg verwickelt nah' beim Laterane,
Nicht wider Sarazenen und Hebräer —

Nur Christen standen gegen seine Fahne,
Nicht Einer der nach Accons Falle trachte,
Nicht Einer der geschachert beim Sultane.

2) Paradies 9, 126 ff.:

Das liegt im Sinn dem Papst, den Cardinalen,
Nicht Nazareth, wohin einst uns zum Heile
Flog Gabriel auf lichter Flügel Strahlen.

3) Paradies 15, 142 ff.:

Ich zog ihm nach, dem Glaubenskampf entgegen
Mit jenem Volk das durch die Schuld des Hirten
Auf euer Recht darf kühnen Anspruch hegen.

über (Hölle 19, 100 ff.). Vor Hadrian will er in Ehrfurcht das Knie beugen, wird aber von ihm daran verhindert. Fegefeuer 18, 127 ff.:

Ich wollte reden jetzt und kniete nieder,
Doch als ich anfieng und er mit dem Ohr
Die Ehrerbietung wahrnahm, sprach er wieder:

Warum verneigst du dich? Was stellt das vor?
Und ich: Ob eurer Würd' hat mein Gewissen
Vorwürfe mir mit Recht gemacht. — Empor,

Mein Bruder, hebe deinen Fuss! Denn wissen
Sollst du in Wahrheit: Ich bin Knecht wie du
Und Andre, einem Herrn zum Dienst beflissen.

Aber dem einzelnen Papste gegenüber hält er darum nicht zurück mit dem Wort der Wahrheit (Hölle 19, 123).

Wenn wir die Reihe der Päpste, soweit sie in Dante's Lebenszeit fallen, durchmustern, so finden wir wenig Günstiges von ihnen bei Dante berichtet.

Noch am Glimpflichsten behandelt er den oben erwähnten Hadrian V., der nach kurzem Papat 1276 starb. Er befindet sich im Fegefeuer unter denen die den Geiz ihres Erdenlebens dort abbüssen. Fegefeuer 19, 103 ff.:

Wie schwer der grosse Mantel sei für einen
Der rein ihn hält, fühlt' einen Mond ich nur.
Wie Flaum muss davor jede Last erscheinen.

Spät, leider! fand ich der Bekehrung Spur;
Doch als man mich zum röm'schen Hirten machte,
Da war's wo ich des Lebens Trug erfuhr.

Ich sah dass keine Ruh' dem Herzen lachte,
Noch man in jener Welt könnt' höher steigen;
Daher zu dieser Welt mich Lieb' entfachte.

Bis dahin war mein Herz dem Elend eigen,
Von Gott entfremdet, ganz dem Geiz verfallen;
Drum muss ich so gestraft mich hier dir zeigen.

Schlimmer kommt Nicolaus III. (1277—1280) weg, den wir unter den Simonisten in der Hölle antreffen, und der sich selbst und die nächsten Päpste so charakterisiert (Hölle 19, 67 ff.):

Wenn, wer ich bin, zu wissen so dich drückte
Dass du hinabstiegst in dies Felsrevier,
Vernimm, dass mich der hehre Mantel schmückte.

Der Bärin echter Sohn[1]), war so voll Gier
Mein Herz, die Bärlein zu erhöhn, drum steckte
Ich in den Sack dort Geld, mich selber hier.

1) Nicolaus III. war ein Orsini und sorgte für seine Familie (die „Bärlein"), indem er sie zu hohen Würden brachte und reich machte.

Mir unterm Haupt noch liegen Hingestreckte
Am Boden tief in dieses Felsen Spalt,
Vorgänger mir, die Simonie befleckte.

Doch sink' auch ich dereinst hinab, sobald
Der kommt für welchen ich dich angesehen,
Als plötzlich vorhin meine Frage erschallt'.

Doch wird er nicht so lang als mir geschehen,
Die Füsse zappelnd, häuptlings eingerammt,
Mit glüh'nden Fersen festgepflanzt hier stehen;

Denn ihm folgt Der dess Tun noch mehr verdammt,
Ein Hirt vom Westen, ein gesetzlos Wesen,
Der mich und ihn bedecket beidesammt.

Sein Nachfolger, Martin IV. (1281—1285), verweilt im Fegefeuer in der Abteilung der Schlemmer.[1])

Den schwachen Cölestin V., der 1294 auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, aber durch den Cardinal Benedict Caetani sich überreden liess schon nach fünf Monaten abzudanken, treffen wir unter den Tatenlosen im Vorraum der Hölle, unter denen die weder Ehre noch Schande auf Erden erworben und die daher die Hölle wie der Himmel von sich stösst (Hölle 3, 60): ein stolzer Ausdruck der absoluten Verachtung mit welcher Dante auf solchen Indifferentismus herabblickt.

Für den Dichter hatte der Rücktritt Cölestins noch die besondere Bedeutung dass dadurch der Mann auf den päpstlichen Stuhl kam welchem Dante einen grossen Teil des Unglücks seines Lebens beimisst: Bonifaz VIII.

Ueber keinen Papst hat er so streng und herb geurteilt wie über diesen. Er nennt ihn das sündige Haupt, das die Welt verdreht (Fegefeuer 8, 131). Er nennt ihn das Haupt der neuen Pharisäer und tadelt heftig den Missbrauch seiner Macht, indem Bonifaz gegen die ihm verhassten Colonnas einen förmlichen Kreuzzug predigte, und um den Gegner in seine Gewalt zu bekommen, dem Rate eines bösen Ratgebers folgend, viel versprach und wenig hielt, also sich wortbrüchig zeigte (Hölle 27, 85 ff.). Und so scheut Dante sich nicht, selbst dem Apostel Petrus die Worte in den Mund zu legen, mit denen Bonifaz geradezu vernichtet wird (Paradies 27, 22 ff.):

Der Usurpator dort auf meinem Throne,
Auf meinem Thron, auf meinem Thron, der leer
Steht vor dem Angesicht von Gottes Sohne,

Zum Pfuhle voller Stank und Blut hat er
Entweihet meine Ruhstatt, dass sich drüber
Der Arge freut, der fiel vom Himmel her. . .

---

1) Fegefeuer 24, 20:

der hinterdrein,
Der an Abmagerung besiegt jedweden,

Schloss einst im Arm die heilige Kirche ein.
Er war aus Tours und hat hier abzudienen
Bolsena's Aalgericht und Firnewein.

Mein Blut, Linus' und Cletus' Blut, es rauchte
Nicht dazu für das Heil von Christi Braut,
Dass man zu Gelderwerbe sie missbrauchte.

Nein! Dass sie dieses heitre Leben schaut',
Hat Pius, Sixt, Urban, Calixt — sie alle
Die Erde weinend mit dem Blut betaut.

Und unsre Absicht war in keinem Falle,
Dass rechts von unserm Folger säss' ein Teil
Des Christenvolks, ein Teil nach links hin falle;

Nicht dass den Schlüssel, mir vertraut zum Heil,
Auf einer Fahne, mit der man Getaufte
Bekämpfte, man als Wappen trüge feil;

Nicht dass mein Bild als Siegel auf erkaufte
Und lügenhafte Rechte sei gesetzt;
Drob ich errötend oft schon Funken schnaufte.

Wir sehen hier im Hirtenkleide jetzt
Raubgierige Wölf' auf allen Weiden blinken.
O Gottes Schutz, was ruhst du bis zuletzt!

Mit einer gewissen Genugtuung begrüsst Dante daher die Erniedrigung welche ihm durch Philipp den Schönen von Frankreich zu Teil wurde, der den Papst zum Gefangenen in Avignon machte. So sehr auch auf der einen Seite die Gewalttat am Oberhaupte der Christenheit des Dichters Zorn erregt, so sehr betrachtet er sie auf der andern als die gerechte Strafe Gottes.[1])

Nicht viel besser als Bonifaz kommt sein Nachfolger Clemens V. weg. Ihn stempelt er zu einem Verräter an Kaiser Heinrich VII., an welchen Dante bekanntlich die grössten Hoffnungen knüpfte (Paradies 17, 82). Auch ihm wird die Verstossung in die Hölle, zu den Simonisten, vom Dichter prophezeit. Paradies 30, 142 f.:

Dann wird des göttlichen Gerichtshofs Erbe
Ein Mann der offen nicht noch heimlich denkt
Wie er gleich jenem Ehr' und Ruhm erwerbe.

Nur kurze Zeit im Amt zu sein verhängt
Ihm Gott, dann stösst er ihn zur finstern Welt,
Wo Simon Magus seine Straf' empfängt,

Drob tiefer noch der von Anagni fällt.[2])

Wie die Spitze der Christenheit sich viel Schlimmes zu Schulden kommen lässt, so auch die Geistlichkeit in ihren verschiedenen Rangstufen.

Als Beispiel eines fanatischen Kirchenfürsten führt Dante den Cardinallegaten Bartolômeo Pignatelli, Erzbischof von Cosenza, an, der die Gebeine des im Banne ge-

1) Vgl. Fegefeuer 20, 85 ff. 32, 149 ff.
2) Vgl. Hölle 19, 82 ff.

storbenen Königs Manfred wieder ausgraben liess.[1]) Als Beleg eines verweltlichten und von Parteileidenschaft beherrschten Bischofs kann einerseits der Erzbischof Ruggieri, der Gegner Ugolino's, gelten, der mit diesem zugleich als Verräter im neunten Höllenkreise gepeinigt wird (Hölle 33); anderseits der Bischof von Feltro, der politischen Parteizwecken zu Liebe barbarisch an den Bewohnern von Ferrara handelte.

Breit müsste sein die Wanne, die empfangen
Sollt' all das Blut der armen Ferraresen;
Wer's lotweis wög', ihm wär' die Kraft entgangen,

Das Blut das dieser Pfaff, dies gütige Wesen,
Nur der Partei zu Lieb' verschenkt; doch kennt
Man dort zu Lande Gaben so erlesen.[2])

In der niedern Geistlichkeit, unter den Mönchen, in den Klöstern herrscht nicht minder unchristliche und weltliche Gesinnung. Nicht als ob Dante die Bedeutung der hohen Aufgaben unterschätzt und verkannt hätte welche die Mönchsorden im Mittelalter zu erfüllen hatten. Dass er diese ganz erkannte, davon zeugt die Art und Weise wie er vom Stifter des Benedictinerordens, dem heiligen Benedict, redet (Paradies 22, 40 ff.); davon die hohe Stellung welche er dem Bernhard von Clairvaux einräumt, der an die Stelle der auf ihren Sitz zurückgekehrten Beatrice tritt und den Dichter bis zum Schlusse seiner Vision begleitet; davon endlich jene herrliche Schilderung, die er von dem Leben und Wirken des heiligen Franciscus durch den Dominikaner Thomas von Aquino und von dem Leben des heiligen Dominicus durch den Franciscaner Bonaventura machen lässt — Schilderungen die das Mönchsleben und die Mönchsorden von ihrer idealsten und erhabensten Seite auffassen. Aber um so schärfer steht der Idealität der Stifter gegenüber die Entartung ihrer Orden in der Zeit des Dichters. Die Verderbnis im Allgemeinen und im besonderen Hinblick auf den Benedictinerorden zu Dante's Zeit schildert der heilige Benedict (Paradies 22,73 ff.) so:

Doch jetzt will sich kein Fuss vom Boden wenden,
Sie zu erklimmen, und es blieb mein Orden
Nur drunten einzig zum Papierverschwenden.

Zu Räuberhöhlen sind die Mauern worden
Die Klöster waren; Kutten sind heut Säcke
Voll dumpfen Mehles bei der Mönche Horden.

---

1) Fegefeuer 3, 124 ff. sagt Manfred:

Hätte Cosenza's Hirt, den sammt dem Schwarme
Clemens auf mich gehetzt, zur Stunde doch
Die Bibel recht gelesen — ach! das arme

Gebein von mir läg' an dem Brückenjoch
Von Benevent, geschirmt von dem Gewichte
Gehäufter Stein', unangetastet noch.

2) Paradies 9, 52 ff.

Da ist kein Wucher, der zurückeschrecke
Vor Gottes Willen weniger als die Frucht,
Die für die Mönche grösster Torheit Hecke.

Denn Alles was für sich die Kirche sucht
Gehört dem Volk, dem man Almosen reicht[1]),
Und nicht Nepoten und noch schlimmrer Zucht.

Von den Dominicanern jener Zeit entwirft Thomas von Aquino ein wenig günstiges Bild (Paradies 11, 124 ff.):

Doch seine Heerd' ist jetzt so gierig worden
Nach neuer Kost, dass es erklärlich wird,
Wie auf den Weiden sich zerstreun die Horden.

Je weiter sich die Heerd' entfernt und irrt,
Je mehr die Schäflein sich von ihm zerstreuen,
Je leerer findet sie an Milch der Hirt.

Wohl gibt's noch solche die den Schaden scheuen,
Zum Hirten haltend, doch an Zahl so schwach,
Nicht braucht's viel Tuch zu Kappen dieser Treuen.

Und nicht günstiger lautet die Schilderung der Franciscaner aus dem Munde Bonaventura's (Paradies 12, 115 ff.):

Weil seine Schaar, die einst in sein Geleise
Die Füsse setzte, dieses so verlernte
Dass sie nun geht in umgekehrter Weise.

Doch bald wird man gewahren an der Ernte
Den schlechten Anbau, wenn der Lolch wird klagen
Darob, dass man vom Speicher ihn entfernte.

Wer Blatt um Blatt des Buches umgeschlagen,
Der hätt', ich weiss, auch Seiten aufgespürt,
Die „Ich bin was ich war" als Aufschrift tragen.

Darum ist auch das Ordenskleid kein Schutz gegen die Ansprüche welche der Teufel an die Seele stellt. Selbst der heilige Franciscus ist nicht im Stande einen in seinen Orden getretenen sündigen Mann zu retten.[2])

---

1) Vgl. auch Paradies 12, 88 ff.

2) Hölle 27, 112 ff.:

Franz wollt', als ich gestorben, mich behalten;
Doch einer aus den schwarzen Cherubscharen
Sprach: Hol' ihn nicht, du liessest Unrecht walten.

Der muss hinab zu meinen Knechten fahren,
Weil Trug zu raten er sich nicht gescheut;
Seitdem hielt ich ihn immer bei den Haaren.

Die Verweltlichung der Klöster und die Ueppigkeit der Geistlichkeit schildert Petrus Damianus sehr drastisch (Paradies 21, 127 ff.):

Kephas gieng mager einst und unbeschuht,
Wie Der der ein Gefäss dem heiligen Geiste,
Und jeder Herberg' Kost war für sie gut.

Jetzt aber braucht so rechts wie links der feiste
Moderne Hirte Stützen und Geleit
Und einen der von hinten Hülfe leiste.

Den Zelter deckt er mit des Mantels Kleid,
So dass in einem Fell zwei Bestien gehen —
Wie viel erträgst du, o Langmütigkeit!

Daher herrschen die schlimmsten und unnatürlichsten Laster unter ihnen (Hölle 15, 106. 114). Da ist es denn kein Wunder, wenn sie ihren geistlichen Aufgaben nur schlecht nachkommen. Statt das Wort Gottes einfach und schlicht zu verkündigen, suchen sie durch Spitzfindigkeit und eigne Erfindungen in ihren Predigten zu glänzen, und bezwecken das Volk mehr zu amüsieren als zu erbauen. Paradies 29, 94 ff.:

Zu scheinen müht sich Jeder, Jeder zeigt
Was er ersonnen, das nur macht bekannt
Der Prediger, und das Evangelium — schweigt.

Der sagt, dass sich der Mond zurückgewandt
Bei Christi Leiden und sich zwischenschob,
Dass erdwärts nicht den Weg die Sonne fand;

Der, dass sein Licht von selbst erlosch, darob
Den Juden wie den Spanier und Inder
Zu gleicher Zeit die Finsterniss umwob.

Lapis und Bindis[1]) zählt Florenz weit minder
Als man im Jahre da und dort ersinnt
Auf Kanzeln solche Märchen, gut für Kinder.

Die dummen Schäflein kehren heim, mit Wind
Gefüttert, und nicht hilft das ihnen fort,
Dass sie nicht sehn den Schaden, weil sie blind.

Lossprechen kann man nicht wer nicht bereut;
Bereu'n und Wollen kann sich nicht vertragen,
Wie's beider Wörter Widerspruch verbeut.

O weh mir Jammernden! Wie musst' ich zagen,
Als er mich packt' und ich „Hast nicht gedacht
Dass Logik ich verständ'?" ihn hörte sagen.

1) Zwei damals in Florenz sehr übliche Namen, etwa wie bei uns Müller und Schulze.

Nicht so sprach zu den Jüngern Christi Wort:
Geht hin in alle Welt und predigt Schwänke,
Nein! er gab ihnen seiner Wahrheit Hort.

Ihr Predigen sprach allein von dem Geschenke;
Ihr Schild und Speer beim Kampf für ihren Gott
War nur die Schrift, draus man den Glauben tränke.

Jetzt predigt jeder Pfaff zum Scherz und Spott,
Und wird nur rechtes Lachen aufgeschlagen,
Mehr will er nicht, dann schwillt ihm die Capott.

Es ist in der Tat ein dunkelfarbiges Gemälde, das uns Dante von der Kirche seiner Zeit entwirft, und seine Stellung zu derselben musste daher im Wesentlichen eine negative sein. Ihm dem die Herstellung der Kirche in ihrer reinen Gestalt nicht bloss ein religiöses Bedürfnis, sondern ebenso eine politische Herzenssache war, weil damit seine Ansicht von der Umgestaltung der Welt und Weltregierung auf's Innigste zusammenhieng — ihm hätte bei solchem Anblicke wohl der Mut sinken und der Zweifel nahen können, ob es jemals besser werden möchte.

Aber dieser starke Geist, der alles Leid der Verbannung aus der heissgeliebten Heimat zwanzig Jahre lang ertragen musste, verlor die Hoffnung nicht.

Mit Recht lässt er daher, als der Apostel Jacobus ihn über die Hoffnung prüft und die Frage an ihn stellt, wie stark dieselbe in ihm sei, Beatrice an seiner Statt darauf erwidern (Paradies 25, 52 ff.):

Noch keinen Sohn, der hoffnungsreicher, trug
Die Kirche, die noch streitet; wie's zu lesen
Im Sonnenlicht, das leuchtet unserm Zug.

Drum ward er Zion anzuschaun erlesen
Und desshalb aus Egypten hergetragen,
Eh' sein Kriegsdienst zu Ende noch gewesen.

Er hielt den Glauben fest, dass es einst besser werden müsse, wenn gleich, je länger der Dichter lebte, je mehr er erlebte, die Hoffnung auf eine baldige Verwirklichung mehr und mehr in die Ferne rückte.

Wir haben bereits des Windhundes gedacht, den er als Befreier Italiens von der auf dem Vaterlande lastenden Habsucht ersehnte und erhoffte. Cangrande della Scala, auf den man den Windhund deutet, ist wohl auch in dem gottgesandten Fünfhundert Zehn Fünf (Fegefeuer 33, 43) gemeint, welches die babylonische Hure und den mit ihr buhlenden Riesen erschlagen wird, d. h. die entartete Kirche und das entartete Papsttum und das mit ihr buhlende Frankreich.

Häufiger werden diese Hindeutungen auf die Zukunft im letzten Teile des Gedichtes, im Paradiese. Es ist als wenn, je trüber und aussichtsloser die Gegenwart für den Dichter wurde, um so fester seine Seele sich an die Hoffnung auf eine schönere Zukunft klammerte.

Wo er der verkehrten Richtung der Kirche gedenkt, da spricht er von dieser

Befreiung.[1]) Er hört im Himmel nach dem Anruf des Petrus Damianus (Paradies 21, 135) einen gewaltigen Ruf nach Rache erklingen, und zu seiner Beruhigung wird ihm die Auskunft, dass Gottes Rache immer zur rechten Zeit kommt (Paradies 22, 16 ff.):

Des Höchsten Schwert, nicht eilig schneidet's ein,
Noch langsam; Beides wird nur jener meinen,
Der fürchtend oder hoffend wartet sein.

Er betont, dass Gott noch grössere Wunder getan als jetzt nötig seien um hier Hülfe zu schaffen (Paradies 22, 94 ff.). Er ruft die Hülfe der göttlichen Vorsehung an (Paradies 27, 61).[2]) Freilich ist das hier gebrauchte „bald" weiter hinausgerückt in den Schlusszeilen desselben Gesanges (V. 142 ff.).

Die nicht sinkende Hoffnung aber verleiht ihm auch den Mut kühn und unerschrocken Alles zu sagen, und er erhält von den Himmlischen wiederholt den Auftrag, nach seiner Rückkehr auf die Erde zu melden, was er gehört und gesehen habe.

So fordert ihn Beatrice auf, nachdem er die Vision geschaut, die ihm die Entwickelung der Kirche vorgeführt (Fegefeuer 33, 52 ff.):

Dies merk', und so wie ich mein Wort dir bot,
So lass es die, die da noch leben, wissen —
Ein Leben, das ein Eilen ist zum Tod.

Und denke, wenn des Schreibens du beflissen,
Nichts zu verschweigen, wie dein Auge sah
Den Baum, dem zweimal ward sein Laub entrissen.

So der heilige Petrus, nachdem er sich über die Entartung der Kirche ausgelassen (Paradies 27, 64 ff.):

Und du, mein Sohn, den nochmals niedertauchet
Die irdische Last, du öffne deinen Mund,
Nicht bergend, was ich klar dir zugehauchet.

Und wenn ihn selbst die Furcht anwandelt, er könne durch seinen Freimut sich schaden, so beschwichtigt er sie durch das Gefühl seine Pflicht zu tun (Paradies 17, 112 ff.):

Im endlos bittern Reiche drunten dort
Und auf dem Berg, von dessen höchster Schichte
Mich hob der Herrin schönes Auge fort,

---

1) Paradies 9, 139 ff.:

Allein der Vatican und alle Teile
Des heiligen Rom, drin jene Krieger ruhn,
Die Petrus folgten, wird in kurzer Weile

Befreit vom ehebrecherischen Tun.

2) Doch die erhabne Vorsicht, die die Hände
Von Scipio zu Roma's Schutz gebraucht,
Ich weiss, dass sie auch hier bald Hülfe sende.

Und dann im Himmel hier von Licht zu Lichte
Vernahm ich, was, falls ich es wiedersage,
Wird vielen zum gepfefferten Gerichte.

Doch wenn ich als der Freund der Wahrheit zage,
So fürcht' ich, nicht bei denen fortzuleben
Die alt einst nennen werden unsre Tage.

Darin wird er bestärkt durch die schönen Worte die seinem Ahnen Cacciaguida in den Mund gelegt sind (Paradies 17, 124 ff.):

Wer ein Gewissen, sprach er dann, besitze,
Das eigne oder fremde Schuld befleckt,
Der fühle deiner herben Worte Spitze.

Drum halte was du schautest, nicht versteckt,
Es mag sich kratzen wen da juckt die Haut;
Wahrheitsgetreu sei Alles aufgedeckt.

Wenn Manchem auch beim ersten Kosten graut
Vor deiner Stimme, wird sie Lebensspeise
Ihm hinterlassen, wenn er sie verdaut.

Dein Ruf wird wirken in der Stürme Weise,
Die allzumeist die höchsten Gipfel fassen,
Und das gereicht dir nicht zu kleinem Preise.

Sein festestes und treuestes Hoffen aber ruht auf seiner Idee von einem grossen Weltkaisertum.

Darin findet er den Grund alles Uebels in der Welt, dass es ihr an einem höchsten Herrscher fehle, der das richtige Verhältnis zwischen höchster geistlicher und weltlicher Macht wieder herstelle, nachdem es durch die einseitige Machtentwickelung des Papsttums gestört worden. Dass geistliche und weltliche Macht jetzt in einer Hand liegen, das ist ihm der eigentliche Krebsschaden der Zeit. Fegefeuer 16, 106 ff.:

Zwei Sonnen hatte Rom, das in der Welt
Die Ordnung schuf, von diesen beiden waren
Der Welt und Gottes Wege beid' erhellt.

Verlöscht hat diese jene; heute paaren
Sich Schwert und Hirtenstab, und so verbunden
Muss schlecht natürlich alles beides fahren,

Weil keins die Scheu vor'm andern hält gebunden.

Er lässt Beatrice daher zu ihm sagen (Paradies 27, 139 ff.):

Doch dass du nicht erstaunest, woll' ermessen:
Die Erd' ist eines höchsten Herrschers bar;
Darum hat sich der Mensch so weit vergessen.

Dies Hoffen, das mit dem Untergange der Staufen verschwunden war, hatte weder Rudolf von Habsburg erfüllt noch sein Sohn Albrecht, wesshalb beide vom Dichter

hart angegriffen werden. Um so begreiflicher wandte sich Dante dem Luxemburger Heinrich VII. zu, der Italiens Boden betrat und Alles verwirklichen zu wollen schien was der Dichter geträumt hatte.

Auch dieser Traum zerrann; nicht durch Heinrich's Schuld, wie Dante glaubt, sondern durch die Intriguen der Curie ward er vereitelt.

Schmerzlich klingen die Worte mit denen er Heinrich's gedenkt, dem in der weissen Rose des Paradieses ein noch leer stehender Platz zugewiesen ist (Paradies 30, 133 ff.):

Auf jenem grossen Thron, nach dem du schauest,
Der Krone wegen, die man drauf gelegt,
Wird, eh' du hier am Festmahl dich erbauest,

Die Seele sitzen die das Scepter trägt
Bei euch, der hohe Heinrich, der zum Schutze
Italiens, eh' es reif, sich herbewegt.

Die blinde Habsucht macht in tör'gem Trutze
Dem Kind euch gleich, das, ob's vor Hunger sterbe,
Die Amme wegstösst, deren Milch ihm nutze.

In diesen am Abend seines Lebens geschriebenen Versen tönt die Klage der Enttäuschung hindurch.

Ja, es war ein an Enttäuschung und Schmerz reiches Dasein das der gebannte Dichter 1321 in Ravenna beschloss; aber er hatte bis zum letzten Atemzuge festgehalten an dem Ideale seines Lebens, an der Idee einer wiederhergestellten, von Auswüchsen befreiten Kirche und eines mächtigen, ihr gleichgeordneten, der Welt gebietenden Kaisertums.

Nachdem der Redner unter lebhaftem Beifall geendet spricht ihm auch der erste Vorsitzende seinen Dank aus und ersucht nunmehr, ehe zu den Berichten der Sectionen übergegangen werde, Herrn Gymnasialdirector Dr. H. Keck aus Husum die Rednerbühne zu betreten, welcher denn die Freundlichkeit hat aus seiner Nachdichtung der Nibelungensage eine Probe, über Siegfrieds Jugend, der Versammlung vorzutragen. Die gleichfalls beabsichtigte weitere Mitteilung, über Brunhildens Erlösung, wurde durch die vorgerückte Zeit unmöglich gemacht.

Auf Ersuchen des ersten Präsidenten trägt sodann zuerst Herr Oberstudienrat Dr. K. A. Schmid, Rector des Stuttgarter Gymnasiums, den Bericht der pädagogischen Section vor.

Rector Dr. Schmid. Verehrte Herren! Wir haben in der pädagogischen Section vier Sitzungen, darunter die erste als vorberatende, gehalten, und ich habe den Bericht darüber niedergeschrieben, weil ich dann um so sicherer war kurz sein zu können.

Unter dem 26. Sept. zog die pädagogische Section die von Director Adler aus Halle zur Erwägung vorgeschlagene Frage der Ueberbürdung unserer Gymnasien unter dem Vorsitz des Geh.-Rats Schrader aus Königsberg in Beratung und vereinigte sich nach eingehender Besprechung der wesentlichsten Seiten der Sache durch die gewichtigsten Stimmen in folgenden Sätzen: Die pädagogische Section der 31. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die in der

pädagogischen Literatur wie überhaupt in der Presse hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, ja gefahrdrohend sei wie für Geist und Leib der Schüler so für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes.

Am folgenden Tage, 27. Sept., wurde die von Prof. Bender aus Tübingen eingeleitete Besprechung der Frage: „Abiturientenprüfung oder Centralexamen?“ begonnen, aber wegen der Kürze der verfügbaren Zeit abgebrochen.

In der heutigen Sitzung (28. Sept.) hielt uns Director Lattmann aus Clausthal einen höchst anregenden Vortrag über den Satz: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erforderlich, die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen.“

Wir mussten uns enthalten auf eine Besprechung dieses Vortrags einzugehen, um die gestern abgebrochene Debatte über die Prüfungsformen fortzusetzen. Die Anschauungen giengen in dieser Hinsicht Anfangs weit auseinander. Die Erörterung führte jedoch mehr und mehr zu einer merklichen Klärung der Ansichten. Während zuerst nur die norddeutschen Schulmänner sich entschieden mit der bei ihnen seit lange bestehenden Einrichtung einverstanden erklärten, die württembergischen Gymnasiallehrer dagegen die Vorzüge der früheren Centralprüfung den ihr anhaftenden Mängeln gegenüber für überwiegend ansahen, trat im Verlauf der Debatte bei letzteren einiger Umschlag der Stimmung ein, so dass von einem allgemeinen Wunsch der württembergischen Schulmänner, die frühere Einrichtung wiederhergestellt zu sehen, wohl nicht mehr die Rede sein konnte.

Sodann berichtet Prof. Dr. Bursian aus München über die Verhandlungen der archäologischen Section.

Prof. Dr. Bursian. Die archäologische Section, zu welcher sich 33 Teilnehmer eingeschrieben hatten, hat es naturgemäss als ihre erste Aufgabe betrachtet, die Gelegenheit welche durch die Güte des Herrn Prof. Schwabe ihr geboten war, wenigstens einige der wichtigsten Olympiafünde mit Augen schauen zu können, zu benutzen. Die erste Versammlung war am Dinstag den 26. Morgens 7½ Uhr auf das Schloss verlegt und dort, in den Räumen der Bibliothek, der Besichtigung der Gypsabgüsse gewidmet. Wir sind allgemein der Ansicht gewesen dass zunächst die Metope welche den Herakles, den Himmel tragend, eine Hesperide und Atlas, die Aepfel in der Hand haltend, darstellt im Stil übereinstimme mit den Metopen im Louvre und ganz im Stil der älteren peloponnesischen Schule ausgeführt sei, während von den Werken des Paionios einzelne Figuren und namentlich die Nike keine Verwandtschaft mit peloponnesischer Kunstübung, wohl aber mit der Phidias'schen Schule zeigen, am Stärksten hervortretend an der Nike, die eine weitere Entwicklung des Künstlers erkennen lässt, während in den Figuren aus den Giebeln sich noch eine weniger entwickelte Kunstfertigkeit zeigt und auch in der Ausführung mannigfache Verschiedenheiten sich darbieten.

Die zweite Sitzung am 27. Sept. 8 Uhr begann mit einem Vortrag von Herrn Hofrat Stark „zur Formenlehre der antiken Kunst“; er hat uns Ansichten und Vorschläge

unterbreitet, die als wichtig und richtig anerkannt wurden, und es wurde daran der Wunsch geknüpft dass Hr. Hofrat Stark sein Handbuch der Archäologie, welches die weitere Ausführung des Vorgetragenen bringen wird, doch bald herausgeben möge. Es folgten darauf Mitteilungen von Prof. Herzog, welcher uns im Auftrag des Hrn. Prof. Dr. Hackh in Stuttgart eine Thonmatrize mit dem Abguss in Gyps und der Restauration des ganzen Reliefs von dem Bildhauer Bläser in Berlin, sodann ein Gewicht aus Bronze vorlegte. Beide Gegenstände riefen über ihren Ursprung eine lebhafte Debatte hervor. Die Section hat sich fast einstimmig dahin ausgesprochen, dass keines von beiden antik sein könne. Das Relief zeigt eine weibliche Gestalt in kräftiger Bildung, eine Brust entblösst, etwas auf der Schulter tragend, was als römisch-korinthisches Capitell erkennbar ist, mit einer Inschrift, die in ihren Buchstaben und ihrer Anbringung Bedenken erregte. Das Werk stammt wohl aus der Renaissancezeit. Aehnlichen Verdacht erweckte auch das Bronzegewicht mit dem Kopf des Laokoon nebst Schlangen. Es wurde nach Form und unpassendem Gegenstand der Darstellung als nicht antik betrachtet. Es folgte eine interessante Mitteilung eines Orientalisten, des Hrn. Prof. Kautzsch aus Basel: 2 Photographieen von Köpfen, im Besitz eines Geistlichen in Jerusalem; der eine ist ein bärtiger Kopf mit seltsamem Diadem, in der Mitte eine grosse Agraffe mit Adler als Verzierung. Der andere ist mehr altertümlich; der Besitzer sah darin einen Hadrianskopf. Davon kann keine Rede sein; die beiden Köpfe gehören wahrscheinlich der Periode der baktrischen Kunst an und sind unter dem Einfluss griechischer Kunst stehende Werke barbarischer Kunst. Prof. Schwabe hatte die Freundlichkeit die berühmte Bronzestatuette des Wagenlenkers aus dem hiesigen Antikencabinet uns vorzulegen und neu geformte Abgüsse derselben zu zeigen. In der letzten Sitzung, am Mittwoch den 28., zeigte Hr. Hofrat Stark Photographieen von unedierten, höchst interessanten Bildwerken: eine anmutige römische Marmorstatuette, zwischen Coblenz und Trier gefunden, in feinem, italischem Marmor, darstellend einen Satyr, mit Nebris und Pedum einer Nymphe nachschleichend. Zweitens die Photographie einer Bronzefigur welche, wahrscheinlich in Attika gefunden, sich in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft in Athen, im Varvakeion, befindet: eine Jungfrau, zusammenbrechend in dem Arme einer Figur welche sie aufhält: Typus einer Niobide; das Werk ist wohl aus dem 4. Jahrh., so dass es das älteste erhaltene Denkmal der Niobedarstellungen wäre. Drittens Photographie eines Marmorreliefs: ein Jüngling, auf eine Stele gestützt, in ganz flachem Relief, an die attischen Marmorvasen erinnernd; gekauft von einem Kunsthändler in Rom unter unverdächtigen Umständen, erregt es doch wegen Formengebung, Brust- und Kopfform mannigfache Bedenken, so dass wir an irgend einen modernen Ursprung glauben mussten. Endlich zwei Köpfe in der Sammlung des Grafen zu Erbach: ein jugendlicher Alexanderkopf von trefflicher, griechischer Arbeit, zweitens eine Herme mit Siegerbinde in archaischem Stil, wahrscheinlich aber nicht alt, sondern archaistisch. Es folgte eine Mitteilung von Prof. Herzog über die Belsener Kapelle nach Photographieen, welche Widder- und Stierköpfe erkennen liessen, die in der Façade eingemauert sind, mit Menschengestalten dazwischen, und wir waren darin einig dass kein Grund vorliege die Widder- und Stierköpfe für mittelalterliche Werke zu halten, dass vielmehr, nach Analogieen im südlichen Frankreich, höchst wahrscheinlich römische Denkmäler darin zu erkennen sind, während die menschlichen Figuren eher dem früheren Mittelalter angehören. Von mir wurde dann darauf aufmerksam gemacht, wie eigentümlich

es sei dass mitten unter römischen Ansiedlungen sich griechische Vasenscherben vorfinden, constatiert bei Zürich, wo auf dem Uetli derartige Reste gefunden worden sind, auf der Roseninsel im Staremberger See, wo bei Fundierung des Casinos unter reichen Ueberresten römischer Reliefs ebenfalls sich eine Reihe von Scherben griechischer Vasen fanden. Es wurde diese Erscheinung erklärt daraus dass in der früheren Kaiserzeit die antiken Vasen, als Gegenstände des Handels beliebt, zum Schmucke der Häuser benützt wurden, wofür wir Analogieen in dem Vorkommen älterer etruskischer Werke auch in anderen Gegenden haben. Zuletzt äusserte Prof. Caesar den Wunsch dass das Zusammentagen der archäologischen und der kritisch-exegetischen Section, welches leider diesmal die Teilnahme an beiden unmöglich gemacht habe, vermieden werden möge, und unsere Section, in der vollen Ueberzeugung dass ein fruchtbares, lebendiges Betreiben archäologischer Studien nur möglich sei im engen Zusammenhang mit Kritik und Exegese, hat mich beauftragt diesen Wunsch noch einmal öffentlich auszusprechen, es möge in Zukunft der der archäologischen Section Präsidierende es so einrichten dass beide Sitzungen nicht gleichzeitig stattfinden.

Darauf erstattet Prof. Dr. Hertz aus Breslau den Bericht der kritisch-exegetischen Section mit Folgendem:

Die kritisch-exegetische Section hat bisher nur ein sporadisches Dasein geführt und das Bedürfniss empfunden sich auch für die Zukunft fest zu constituieren. Ebenso haben wir das Bedürfniss lebhaft empfunden welchem der Hr. Vorredner Ausdruck gegeben hat; wie die Kunst nicht des rein philologischen Elementes entbehren will, so möchten auch wir nicht entbehren uns an den Belehrungen über Kunst zu beteiligen, und wir haben am ersten Tage beschlossen uns unter Bursian's Führung die Denkmäler von Olympia erläutern zu lassen. Gestern und heute hat Prof. Oeri einen Vortrag über Dialogresponsionen bei Euripides gehalten, der zu einer anregenden Debatte und dem Beschluss führte, für die nächste Versammlung der kritisch-exegetischen Section für den ersten Tag die Aufgabe zu stellen, dieses Thema weiter zu beraten. Neben der rein arithmetischen Methode, die in interessanter Weise von Oeri verfolgt ward, empfand man das Bedürfniss, gegenüber dieser numerierenden Analyse auch die Methode zu stellen welche in die Resultate dieser Forschung tiefer eindringt. Diese Richtung fand Vertreter in Prien, Christ, Eussner, und es wurde eine Commission (Prien, Christ und Jungmann) niedergesetzt, um diese Frage weiter zu betreiben und für die nächste Versammlung vorzubereiten. Daran schloss sich heute eine Sitzung, in welcher Flach uns einen Vortrag hielt über die beiden ältesten Hesiodhandschriften auf der mediceischen Bibliothek, indem er an die Besprechung mehrere interessante Aus- und Hinblicke auf die hesiodische Kritik knüpfte, was jedoch zu keiner Debatte führte; wohl aber schloss sich eine solche an an den Vortrag des Prof. Riese über Hor. Od. I, 26. Riese hat eine neue Gesammtauffassung gegeben, durch welche das scheinbare Auseinanderfallen beseitigt und ein Mittelpunct gegeben scheint der beide Teile vereinigte, eine Ansicht die von mehreren Seiten, vom ersten Präsidenten und von Hug, ist bekämpft worden. Endlich hatte uns der Herr Präsident im Auftrag des Prof. Pressel von Ulm mitzuteilen dass dieser einige Blätter des Valerius Maximus mit Scholien gefunden habe; es war unser Aller Ansicht, Hr. Pressel möchte den bewährten Kenner lateinischer Handschriften, Hrn. Prof. v. Halm, veranlassen dem Funde näher zu treten.

Weiter macht Professor Dr. Adelbert v. Keller im Namen der germanistisch-romanischen Section folgende Mitteilung:

Ueber die Tätigkeit der deutsch-romanischen Section will ich mich nur auf wenige Worte beschränken. Die Abteilung hat sich constituiert in der ersten Sitzung; die Zahl der Mitglieder weiss ich nicht genau anzugeben, sie hat indess 30 erreicht. Die erste Sitzung war wesentlich ausgefüllt durch einen Vortrag von Dr. Seuffert aus Würzburg über „Maler Müller". Es sind ihm neue Urkunden über das Leben dieses Mannes zu Gebote gestanden, besonders Handschriften aus der Berliner Bibliothek, und auf diese gestützt hat er eine wirklich neue Anschauung über diesen Dichter zu geben vermocht; es ist sehr zu wünschen dass die Aufschlüsse die aus diesen Untersuchungen hervorgehen der Oeffentlichkeit nicht lange vorenthalten bleiben. Die zweite Sitzung beschäftigte sich mit dem Bericht der Commission welche in der vorjährigen Versammlung in Rostock niedergesetzt wurde, um zu beraten ob sich eine gleichförmige Orthographie feststellen lasse für die Darstellung der lebenden Volksdialekte; die vorjährige Versammlung hatte eine Commission niedergesetzt und zwei Mitglieder haben eingehend über die Verhandlungen berichtet; es hat sich aber als nachteilig gezeigt dass die Commission nicht eigentlich constituiert war, es war kein Vorsitzender da, und die Sache war noch nicht reif, um zu festen Resultaten in dieser Versammlung zu führen. Wir haben uns geeinigt über einige wesentliche Gesichtspuncte. Die Herren Theobald aus Hamburg und Sachs haben ausführlich berichtet über ihre Ansichten; eine ziemlich entgegengesetzte Ansicht hat Hr. Kräuter aus Saargemünd mit Wärme und Geschick vertreten; aber zu einer Einigung war nicht zu gelangen, weil die einzelnen Puncte nicht formuliert und auch den Anwesenden nicht durchgängig bekannt waren. Man hat beschlossen, erstens die Commission die in Rostock gewählt wurde und durchgängig aus Norddeutschen bestand zu ergänzen durch Süddeutsche, insbesondere durch Cooptation des Dr. Frommann in Nürnberg, der als erste Autorität in Dialektforschung gelten kann; dann wurde die Commission constituiert und ein Vorsitzender ernannt in der Person des Prof. Sachs aus Brandenburg; als Aufgabe wurde bezeichnet dass die Hauptgrundsätze formuliert und dass die Fassung gedruckt werde teils einzeln teils in den Fachzeitschriften, um so eine eingehendere Behandlung für die nächste Versammlung vorzubereiten. Unsere heutige Sitzung war wesentlich in Anspruch genommen durch Fortsetzung dieser Debatten, ausserdem haben wir die Wahl der Vorsitzer für die nächste Versammlung der deutsch-romanischen Section vorgenommen; sie fiel auf Prof. Th. Creizenach in Frankfurt a. M. und Dr. Rieger in Darmstadt.

Endlich berichtet der Professor an der Oberrealschule in Tübingen, Dr. G. Hauck, über die Tätigkeit der mathematisch-physikalischen Section in folgenden Worten:

Es gereicht mir zum grossen Vergnügen berichten zu können dass die mathematische Section mit 18 Mitgliedern zu Stande kam, und dass sie heute mit Befriedigung auf eine fruchtbare Tätigkeit zurückblicken kann. Darauf verliest derselbe die von der Section beschlossenen Resolutionen; s. unten bei den Sectionsverhandlungen.

Nach Beendigung auch dieses Vortrags verabschiedet sich der erste Vorsitzende, Prof. Dr. v. Teuffel, in nachstehender Weise:

Indem ich den Vorsitz der Sitte gemäss an den zweiten Präsidenten, an meinen verehrten Collegen Hrn. Prof. Dr. Schwabe, abtrete, der mich so ausgezeichnet unterstützt und ergänzt hat, kann ich es nicht tun ohne Ihnen auch persönlich meinen herzlichen

Dank zu sagen für das freundliche Entgegenkommen womit Sie mir das Präsidieren so leicht gemacht und die Nachsicht womit Sie die Unvollkommenheiten meiner Leitung ertragen haben.

Der zweite Vorsitzende Prof. Dr. Schwabe übernimmt den Vorsitz und spricht:

Sehr verehrte Herren! Auf das fröhliche Willkommen womit von dieser Stelle aus vor wenigen Tagen unser erster Präsident Sie begrüsste, muss schon aus wehmütigem Herzen das Lebewohl folgen, welches dem Herkommen gemäss Ihnen der zweite Präsident zuruft. Jetzt, da an dem Verlauf der Versammlung nichts mehr geändert und gebessert werden kann, fühlen wir es erst mit voller Deutlichkeit, wie viel Sie hier haben vermissen müssen, wie so manches Missgeschick, oder soll ich's mehr subjectiv wenden, Ungeschick unsere Zusammenkunft schädigte, wie die Verhältnisse des Orts uns Schwierigkeiten mancherlei Art bereiteten, wie endlich durch des Himmels Ungunst die Schönheiten unserer Gegend nicht in vollem Glanze unseren werten Gästen sich zeigten. So sind denn die Gefühle mit welchen wir auf die letzten Tage zurückblicken recht gemischter Art. Aber es wird doch alles das Mangelhafte überwunden und aufgehoben durch das was Sie, meine Herren, zum Gelingen der Versammlung beigetragen haben, und von diesem Ihrem Verdienst darf ich reden. Ich danke zunächst allen denjenigen Herren welche uns durch Vorträge unterstützt, welche die Anregung gegeben haben zu lebhaften belehrenden Debatten in den allgemeinen Sitzungen wie in denen der Sectionen. Ich danke überhaupt allen Fachgenossen welche aus ganz Deutschland, freilich in nicht so grosser Zahl wie wir wünschten, zusammengekommen sind: es ist ja das das Schöne und Erhebende an unseren Versammlungen dass alle Richtungen und Gebiete vertreten sind. Wenn man Abends während der geselligen Unterhaltungen durch Ihre Reihen schritt und hier- und dorthin horchte, wenn alle Gebiete der in unserer Versammlung vereinigten Wissenschaften sich wie in zusammenhanglosen Bruchstücken an den Horcher herandrängten, so konnte dieses unruhige Gewoge wohl einem Unkundigen wie eine Sprachen- und Begriffsverwirrung bedünken. Aber der Kundige weiss dass aus allen jenen vielfältigen und vielartigen Bemühungen und Bestrebungen die Bausteine gewonnen werden zum Riesen-Dome deutscher Wissenschaft, des Vaterlandes Stolz und Freude. In diesem Sinne, wenn wir auf die wissenschaftliche Anregung sehen die wir alle in diesen Tagen gefunden, wird auch unsere Tübinger Philologen-Versammlung sich ihren Vorgängerinnen ebenbürtig anreihen. Und so bleibt mir nur noch übrig Ihnen das Lebewohl zuzurufen. Leben Sie wohl und nehmen Sie mit sich in alle Gauen Deutschlands die Ueberzeugung dass uns Tübingern die Tage dieser Versammlung unvergesslich sein werden. Leben Sie wohl!

Prof. Bursian aus München: Meine Herren! Wir können aus diesem Saal, aus dieser Stadt nicht scheiden, ohne dem Gefühle des Dankes Ausdruck zu geben, zu dem wir uns gedrängt fühlen gegenüber den allzubescheidenen und uns allzusehr anerkennenden Worten die wir aus dem Munde beider Präsidenten vernommen haben. Der Dank gilt in erster Linie der hohen königl. Staatsregierung, die uns so bereitwillig entgegengekommen ist, ferner der Stadt Tübingen und ihren Bewohnern, die, wie wir so oft empfunden, uns so gastlich und freundlich aufgenommen haben, insonderheit aber den beiden verehrten Herren welche unermüdlich nicht nur in den Tagen der Versammlung

die Verhandlungen geleitet, uns überwacht und geführt, und zwar immer zum guten Ziele geführt haben, sondern die vorher schon sich mühen mussten der Versammlung die Wege zu bahnen auf welchen sie uns jetzt mit so freundlicher und energischer Hand geleitet haben. Lassen Sie uns also zum Ausdrucke unseres Dankes uns Alle von den Sitzen erheben. (Geschieht.)

Der zweite Präsident. Indem ich für die soeben ausgesprochenen freundlichen Worte Namens des Präsidiums verbindlichst danke, erkläre ich die 31. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen. Auf fröhliches Wiedersehen in Wiesbaden!

Schluss der Sitzung $12^1/_2$ Uhr.

Verhandlungen der Sectionen.

I. Die pädagogische Section*) constituierte sich am Montag den 25. Sept., nach der allgemeinen Sitzung, unter dem Vorsitz von Oberstudienrat Dr. K. A. Schmid aus Stuttgart, der sich zur Unterstützung und eventuell als Stellvertreter den Geh. Reg.-R. Schrader ausbat. Für den nächsten Tag wurde auf Antrag des Letzteren, nachdem Director Adler sich hatte bereit finden lassen, ein bezügliches Referat erst noch auszuarbeiten, die Frage der Ueberbürdung der Gymnasien auf die Tagesordnung gesetzt.

Erste Sitzung.

Dinstag den 26. September Morgens 8 Uhr.

Mitgliederverzeichnis:

1. Adam, Professor, Urach.
2. Adler, Rector, Halle a/S.
3. Assfahl, Professor, Stuttgart.
4. Barth, Professor, Oehringen.
5. Baur, Gymnasialrector, Tübingen.
6. Bender, Hermann, Professor, Tübingen.
7. Bender, Robert, Präceptor, Kirchheim u. T.
8. Berg, E., Professoratsverweser, Tübingen.
9. Biehl, Dr. Wilhelm, Director, Innsbruck.
10. Büchler, Professor, Oehringen.
11. Burger, Studienlehrer, Freising.
12. Ehemann, Professor, Hall.
13. Euk, Gymnasiallehrer, Kalisch.
14. Föll, Professor, Esslingen.
15. Friderich, Rector, Reutlingen.
16. Gaquoin, Gymnasiallehrer, Giessen.
17. Geib, R., Dr. phil., Tübingen.
18. Gräber, V., Präceptor, Murrhardt.
19. Harms, Schulrath, Hamburg.
20. Hartmann, R., phil. cand. aus Herbrechtingen.
21. Held, Rector, Ravensburg.
22. Heller, Dr., Oberlehrer am Joachimsthal.-Gymn., Berlin.
23. Kauffer, Alb„ phil. cand., Tübingen.
24. Knapp, Dr. Paul, Esslingen.
25. Köhler, H., Professor, Heidelberg.
26. Köstlin, Pfarrer, Belsen.
27. Kraz, Professor, Stuttgart.
28. Lamparter, Professor, Stuttgart.
29. Lattmann, Gymnasialdirector, Clausthal.
30. Lattmann, phil. stud., Tübingen.
31. Lüttgert, Dr., Gymnasialdirector, Lingen.
32. Maier, Professor, Tübingen.
33. Mezger, A, Oberpräceptor, Gmünd.
34. Müller, H., Dr., Gymnasiallehrer, Ilfeld.
35. Müller, H., Rector, Calw.
36. Müller, W., Professor, Tübingen.
37. Neidhardt, Präceptor, Ludwigsburg.
38. Oesterlen, Professor am Realgymnasium, Stuttgart.
39. Ortmann, Dr., Conrector, Schleusingen.
40. Ott, Dr. Meinrad, Rector, Ehingen.
41. Paulus, Wilhelm, Inspector der Bildungsanstalt Salon bei Ludwigsburg.
42. Rösch, Professor, Heilbronn.
43. Sandberger, Archidiaconus, Tübingen.
44. Schmid, Dr., Gymnasialrector, Stuttgart.
45. Schrader, Dr., Geh. Reg.-Rat, Königsberg.
46. Steiff, phil. cand., Tübingen.
47. Strölin, Rector, Kirchheim u. T.
48. Uhlig, Dr., Gymnasialdirector in Heidelberg.
49. Wagener, Dr., Gymnasiallehrer, Bremen.
50. Warth, Präceptor, Böblingen.
51. Wildermuth, Dr., Professor, Tübingen.

*) Da die dem Protokoll zu Grunde liegende stenographische Nachschrift nicht überall zuverlässig war, so hat sich der Vorsitzende bewogen gesehen, an mehrere Mitglieder, die sich an den Verhandlungen betheiligt hatten, die Bitte um Ergänzung und Berichtigung des Entwurfs zu richten. Bei allen dies zu thun, war nicht wohl ausführbar.

Oberstudienrat Dr. Schmid: Indem ich der Versammlung einen guten Morgen zurufe, muss ich ihr gleich sagen: wir sind gedrängt und müssen die Zeit sparen, also anfangen, sobald wir können. Ebenso sind wir auf der andern Seite im Gedränge und müssen mit den Kräften sparen. Aus diesem Grunde, da ich weiss dass Hr. Geh. Reg.-Rat Schrader nur noch heute da ist, dürfen wir ja nicht versäumen, auch seine Kraft auszunützen; darum bitte ich ihn dass er die Güte haben möge, als mein Stellvertreter auf diesen Platz zu treten. (Es geschieht).

Adler v. Halle nahm zunächst die Nachsicht der Versammlung in Anspruch. Er sei ohne die Absicht einen Vortrag zu halten nach Tübingen gekommen und darum auch auf das gestellte Thema nicht vorbereitet, habe sich aber der Aufgabe über die von ihm angeregte Frage die ihm, wie wohl vielen Fachgenossen, eine Herzensfrage sei, durch einige einleitende Worte eine Debatte und Meinungsäusserung in dieser Versammlung zu veranlassen, nicht entziehen zu dürfen geglaubt. Der Vortragende bezeichnete nun zunächst kurz das Uebel und die Gefahr welche für die höheren Lehranstalten aus der Masslosigkeit der Ansprüche entstehe welche in der pädagogischen Presse an dieselben gestellt würden. Die Ursache davon liege in dem allgemeinen Charakter unserer Zeit. Diese sei eine Zeit der Umwälzung auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens. Sie verfolge Ideale mit rücksichtsloser Consequenz und mit Nichtachtung des Bestehenden und historisch Gewordenen. Sollen diese Ideale erreicht werden, dann müsse, so meint man, bei der Jugend eingesetzt werden. Darum suchten alle diese Bestrebungen einen Einfluss auf die Schulen zu gewinnen. Man stelle gewisse Bildungsideale auf, zu deren Erreichung die ganze bisherige Organisation des Schulwesens eine wesentliche Umgestaltung erfahren müsse. So male man sich eine Gefahr vor von einem Riss der durch die Bildung des ganzen Volks gehen solle, wenn zwei verschiedene Arten von höheren Bildungsanstalten neben einander hergingen, die Gymnasien und die Realschulen. Man wolle eine einheitliche Schule construieren und zum Fundament dieser bald diesen bald jenen Unterrichtsgegenstand machen. Wie für die Schule im Allgemeinen, so würden auch für die einzelnen Unterrichtsfächer ideale Ziele erstrebt und zu deren Erreichung eine grössere Zahl wöchentlicher Lehrstunden für dieselben verlangt. Alle diese Forderungen träten mit dem Anspruch einer unabweislichen Notwendigkeit auf, wenn nicht unheilbarer Schaden eintreten solle. So würde für das Griechische eine gleich grosse Zahl von Unterrichtsstunden, wie für das Lateinische verlangt, oder es sollen auch beide Sprachen die Rollen, die sie bisher im Schulorganismus gehabt haben, tauschen. Mehr Stunden verlange man für das Deutsche, mehr für das Französische, mehr für Naturwissenschaften, mehr für Geschichte und Geographie. Dies summiert, dürfte leicht eine Zahl von mehr denn vierzig wöchentlichen Lehrstunden herauskommen.

Während man aber die Anforderungen an die höheren Lehranstalten nach jeder Seite hin steigere, werde gleichzeitig über eine Ueberbürdung der Schüler mit häuslichen Arbeiten geklagt und Abhilfe gefordert. Was nun zunächst diese letzte Klage betreffe, so könne er ihre Berechtigung, in der Ausdehnung, wie sie ausgesprochen werde, nicht anerkennen. Frühere Generationen hätten entschieden mehr gearbeitet, als die gegenwärtige, und die ihnen angehörenden Männer seien darum nicht früh verbraucht. Nach seiner Amtserfahrung seien viele Schüler an Faulheit zu Grunde gegangen, an Fleiss kaum Einer oder der Andere. Die Summa der Forderungen also laute: Ihr sollt weniger

arbeiten als bisher; aber mindestens ebensoviel oder mehr lernen und leisten. Frage man: Wie ist das möglich? so bleibe entweder die Antwort aus, oder man werde auf eine bessere Methode des Unterrichts verwiesen. Nun würden ja gewiss recht viele Missgriffe teils aus Unkenntniss des jugendlichen Geistes und seines Fassungsvermögens, teils aus übergrossem, von Trachten nach eigner Ehre nicht immer freiem Eifer einzelner Lehrer für ihr Fach begangen; auch sei er selbst nicht so verschlossen für Neues, um nicht auch gern auf neue Methoden einzugehen — ein Lehrer, der nicht mehr lernen könne, könne auch nicht mehr lehren — allein wie es überhaupt keine menschliche Unfehlbarkeit gebe, so auch keine unfehlbare Methode und keine Methode werde aus einem Schulmeister auch einen Meister in der Schule machen, und der Anspruch mit Hilfe der Methode beispielsweise im Griechischen mit sechs Jahren so viel zu erreichen, als bisher in sieben Jahren erreicht worden sei, heisse ein Verdammungsurteil über diejenigen aussprechen welche früher diesen Unterricht erteilt hätten.

Ein andres Mittel das vorgeschlagen werde, sei einzelnen Gegenständen einen Teil der ihnen bisher zugewiesenen Unterrichtsstunden zu entziehen und andern zuzulegen, und da müssten sich eine Beschränkung natürlich diejenigen Fächer gefallen lassen, die bisher am reichsten dotirt gewesen seien, die classischen Studien. Nun seien aber die classischen Studien auf unsern Schulen keineswegs in solcher Blüte dass sie einen Abzug ertragen könnten.

Die Gefahren aber welche aus der Verwirklichung der Zumutungen drohten, welche man den höheren Lehranstalten mache, träfen ebenso Lehrer wie Schüler. Letztere würden, selbst abgesehen von der Gefahr für ihr leibliches Wohl, mit der Menge des Wissensstoffes, den sie in sich aufnehmen sollten, in ihrer Aufnahmefähigkeit gelähmt, abgestumpft, in ihrer geistigen Selbsttätigkeit gehemmt, und sie würden zur Oberflächlichkeit gewöhnt, zur gründlichen Durcharbeitung eines engeren Kreises von Erkenntnissgegenständen unfähig. Aber auch die Lehrer würden genötigt, sich in ihren Studien immer mehr zu zersplittern. So hätten in den Oberlehrerprüfungen manche Prüfungsobjecte immer mehr Raum gewonnen. Der Candidat müsse für diese besondre Studien auf der Universität gemacht haben, um ein Zeugniss ersten Grades zu gewinnen. Dadurch werde die Zeit für die classischen Studien immer mehr beschränkt und ein Vertrautwerden mit der classischen Litteratur, wie es nötig sei, um rechte Liebe und Begeisterung für sie zu gewinnen und in den Schülern zu erwecken und zu entzünden, könne nicht gewonnen werden.

Die ganze Forderung beruhe auf dem Irrtum, der Schüler solle von der Schule, der Schulamtscandidat von der Universität einen abgeschlossenen Kreis des Wissens mit hinwegnehmen. Aber die Schule habe ihren Schülern nicht eine abgeschlossene Bildung, sondern mehr lebenskräftige Bildungskeime und eine entwickelte Fähigkeit und Lust mitzugeben, dieselben weiter zu entwickeln. Der Schulamtscandidat aber sei als befähigt zum Lehramt anzusehen, der in der Prüfung nachweise dass er sich auf einem begrenzteren Gebiete der Schulwissenschaften gründlich und selbständig umgetan und auf weiterem Gebiet mindestens soweit orientirt habe, um sich mit Leichtigkeit tiefer hineinarbeiten zu können.

Der Antrag, den er sich demnach an die hochgeehrte Gesellschaft zu richten erlaube, sei: „Die pädagogische Section der 31. Versammlung der Philologen und Schul-

männer spricht ihre Ueberzeugung dahin aus dass die jetzt in der pädagogischen Litteratur, wie in der Presse überhaupt hervortretende Neigung, die Zahl der Unterrichtsgegenstände und den Umfang des Lehrstoffs in den einzelnen zu erweitern, gleichwenig heilsam, vielmehr gefahrdrohend für die geistige und leibliche Bildung der Schüler, wie für die Gediegenheit der Bildung des Lehrerstandes sei."

Schmid: Was H. Director Adler gesagt hat, ist mir aus dem Herzen heraus gesprochen. Ich glaube, wer Erfahrungen gesammelt hat, wird von dem gleichen Uebelstand sich hin und wieder gedrückt gefühlt haben, wird die Gefahren die drohen als ernsthafte und wichtige ansehen. Und so glaube ich dass es sehr in unserem Interesse liegt, d. h. im Interesse der Bildung unserer Jugend, eines wichtigen Bestandteils unsrer Nation, wenn wir in möglichst grosser, womöglich einstimmiger Kundgebung unsere Besorgnis vor diesen Gefahren ausdrücken, damit, wenn es sein könnte und Gott Gnade dazu verleiht, die Stimme von uns, den Fachmännern, einigermassen Gehör finde an den Stellen, wo in höchster Instanz die Fragen des Gymnasialwesens entschieden werden; ich möchte diejenigen bitten welche den aufgestellten Sätzen gegenüber Zweifel in sich hegen, sie hier auszusprechen, damit wir dieselben erörtern können. Ehe solche Bedenken besiegt sind, möchte ich selbst nicht raten, zu einer solchen öffentlichen Kundgebung zu schreiten. Aber lassen Sie, das bitte ich Sie noch einmal, sich ja nicht abhalten, eben solche Bedenken vorzubringen, jetzt, da es gilt, die Sache frei und offen auszusprechen. Es ist eine brennende Frage, das können wir uns nicht verhehlen. Also greifen wir zu, da sie vor uns gebracht ist, um in unsrem Teil an ihrer Lösung mitzuwirken.

Biehl, Director aus Innsbruck: Ich bin vollkommen mit der Sache die aufgestellt worden ist, einverstanden. Nur ist mir als Ausländer nicht recht klar, nach welcher Richtung denn eigentlich die Gefahren die besorgt werden, hier in Deutschland liegen. Es ist Einiges genannt worden: das Altdeutsche, dann scheint mir eine Besorgnis der Naturwissenschaften wegen hindurchzublicken, vielleicht auch in Hinsicht auf die Mathematik; aber es sind nur Vermutungen über die ich Klarheit haben möchte, und Sie werden entschuldigen, wenn ich diese Klarheit bis jetzt noch nicht habe.

Ortmann (Schleusingen): Auch ich muss mein freudiges Einverständnis mit dem was vorgebracht worden ist ausdrücken und möchte an die Bemerkungen des Hrn. Directors nur eines anknüpfen in Betreff des Gegenstands der mir besonders am Herzen liegt, des Griechischen. Jenes Verlegen von Quarta nach Tertia ist in Süddeutschland schon längst zu Hause. In Baiern fand es schon früher statt, auch jetzt nach dem neu revidierten Schulplan, und wenn ich mich recht entsinne, wird auch in Württemberg und Baden erst im vierten Schuljahre das Griechische angefangen. In dieser Beziehung hätten wir factisch festgestellt, dass es irgendwo in Deutschland schon durchgeführt ist. Und ich glaube, dass in der Prima bei beiden Einrichtungen dasselbe geleistet wird. In Sophokles und Demosthenes, dann in Thukydides kam man wenigstens früher nicht weiter. In dieser Beziehung möchte ich also darauf hinweisen, dass darin eine Gefahr für die Erfolge im Griechischen nicht läge, wenn man dasselbe erst in Tertia begänne. Sodann noch eine Bemerkung: Wenn gesagt wurde, man dürfe herzhaft später Griechisch anfangen, da eine methodische Verbesserung es möglich mache, in beschränkterer Zeit ebensoviel zu leisten wie früher, und daran angeknüpft wurde, es sei das eine Anklage gegen die früheren

Lehrer, so muss ich doch bemerken, es mag etwas daran sein, aber so scharf darf man es doch nicht nehmen. Jedermann weiss ja doch dass die früheren Lehrer redliche Gedanken hatten, dass aber die Fortschritte durch die sprachwissenschaftlichen Untersuchungen seit 1816 oder weiter es ermöglicht haben, Resultate in die Schule einzuführen, auf die eine wissenschaftliche Methode zu gründen ist. Ich denke da keineswegs zu überschwänglich von diesen Resultaten. Ich will nicht auf einmal das, was Bopp und seine Nachfolger erreicht haben, der Jugend vorlegen, damit vor lauter Sprachwissenschaft und Lautlehre das Andere in die Brüche gienge. Aber es ist meine Ueberzeugung, dass eine sehr grosse Erleichterung zu erzielen ist, ins Besondere in der Erlernung der Vocabeln. Dies ist unbestreitbar dass, wenn man Neues durchzugehen hat, an der Hand der etymologischen Wissenschaft die Schüler in Stand gesetzt werden, leichter zu verstehen und durch die Hinweisung auf das Lateinische und Deutsche auch leichter zu merken. Hier könnten gute Vocabularien nützliche Dienste leisten, aber es ist doch hierin noch nicht so gesorgt, wie etwa für die Grammatik: Die Grammatiken sind ja allbekannt. Curtius beherrscht fast ganz Oesterreich. Sodann ist unter den neueren Koch hochzuschätzen. Zum Schlusse muss ich noch einmal wiederholen dass mir das Uebrige ganz aus der Seele gesprochen ist.

Uhlig: M. H. Ich teile die Ansicht Herrn Adlers insofern, als ich ebenfalls die um sich greifende Decentralisation im Unterrichtsplan des Gymnasiums lebhaft beklage. Immer mehr mehr wird jetzt erzielt dass in verschiedenen Lehrobjecten etwas gewusst wird, immer weniger dass etwas gekonnt wird: die Ausbildung der Fähigkeiten geht zurück. Aber, m. H., den früheren Grad der Centralisation werden wir nie wieder erlangen. Dies weist uns darauf hin, zu sehen ob wir durch Verbesserung der Methode des classischen Unterrichts nicht den Schaden wenigstens einigermassen gut machen können, der den philosophischen Gymnasialstudien durch das Hereinströmen und die Ausbreitung anderer Lehrgegenstände erwachsen ist. Dass in dieser Richtung nun neuerdings sehr Erspriessliches erreicht ist und noch mehr erreicht werden kann, darin stimme ich mit dem Herrn Vorredner überein und dissentiere ich (scheint mir) von Herrn Director Adler. Als die wichtigste der methodischen Neuerungen aber betrachte ich die, dass man innerhalb des classischen Unterrichts die straffe Centralisation zu verwirklichen anfängt, die wir als Ideal des ganzen gymnasialen Unterrichtsplanes ansehen. Vieles bleibt da noch zu thun. Die Regel, dass nie mehr als ein lateinischer und ein griechischer Autor zu gleicher Zeit gelesen werde, ist noch von Vielen nicht anerkannt, geschweige denn an den deutschen Gymnasien durchgeführt. Die Erfahrung aber zeigt, wie ungleich grösser die Fortschritte auch in den obersten Classen sind, wenn alle Lectürestunden immer längere Zeit hindurch auf einen Autor verwandt werden. Ein Zweites, welches eng mit dem Ersteren zusammenhängt, ist dass der lateinische, wie der griechische Unterricht auf keiner Stufe in den Händen Mehrerer liegen sollte. Allerdings werden Personalrücksichten manchmal das Gegenteil erzwingen; aber wenn dieser Zwang nicht vorhanden ist, sollten nie die lateinischen oder die griechischen Stunden einer Klasse unter mehrere Lehrkräfte verteilt werden. Endlich ein Drittes, das noch am Wenigsten durchgeführt ist und auch demselben Grundsatz entstammt: ich meine dass die lateinischen und griechischen Schreibübungen stets an die Lectüre angeschlossen werden. Ich habe mich der Empfehlung dieses Verfahrens gegenüber erst ungläubig verhalten. Jedoch durch die

Meinungsäusserungen von Bonitz, Wendt und Köchly bewogen, machte ich einen Versuch und bin bekehrt. Meine Erfahrung ist dass man mit Hilfe dieser Methode ein Drittel mehr leisten kann, als wenn man anders verfährt. Es ist wunderbar, wie viel rascher bei solcher Concentrierung die Schüler sich in die einzelnen Classiker hineinlesen. Wenn morgen im Extemporale die Capitel Platon's zur Verwendung kommen, die heute oder in der vergangenen Woche durchgegangen wurden, so ist das ein Gewinn für das Verständniss des Autors, und es fallen auch die Extemporalia besser aus. Ja, man kann auch die mündlichen Uebersetzungen ins Lateinische und Griechische an die prosaische Lectüre anschliessen. Ich bitte es mir nicht als Arroganz auszulegen, wenn ich kurz angebe, wie ich das gegenwärtig mache. Ich pflege auch im griechischen Unterricht der Prima zu Anfang jeder Stunde zu repetieren, was in der vorigen interpretiert ist. Nachdem der Text gelesen (was ich gewöhnlich erst bei der Repetition tun lasse), heisse ich die Bücher schliessen und, beschäftigen wir uns grade mit einem Prosaiker, so spreche ich dann zu augenblicklichem Uebersetzen deutsche Sätze vor, die entweder ganz aus dem Autor genommen oder den im Text befindlichen nachgebildet sind oder sich auf die gelesene Auseinandersetzung irgendwie beziehen. — In dieser centralisierenden Richtung insbesondere, meine ich, sollte die Methode des philologischen Unterrichts überall verbessert werden. — Es ist nebenbei auch die Frage erörtert worden, ob das Griechische nicht Not leide, wenn es nicht schon in der Quarta, sondern ein Jahr später angefangen werde. Auch ich bin der Ansicht dass der daraus entstehende Schaden nicht erheblich ist. Ich kenne preussische Gymnasien, bin selbst auf einem solchen gebildet, jetzt bin ich an einem badischen angestellt: da ist mir nun klar geworden dass man im Allgemeinen mit sechs wöchentlichen Stunden während sechs Jahre, zu demselben Ziele kommt, wie mit ebenso vielen wöchentlichen Stunden während sieben Jahre. Die Prüfungsexercitien welche den badischen Abiturienten jetzt gegeben werden, sind nicht leichter als diejenigen an guten preussischen Gymnasien. Wir bringen es, meine ich, auch in dem Verständniss der Autoren zu ähnlicher Geläufigkeit wie dort. Und wenn Sie fragen, wie dies möglich sei, da wir doch ein Jahr weniger Griechisch haben, so muss ich antworten: damit dass an den norddeutschen Gymnasien in Sexta Latein, in Quinta Französisch, in Quarta Griechisch und Mathematik begonnen werden, wird ein pädagogischer Fehler gemacht, der Sie hindert, wesentlich mehr zu erreichen, wenn Sie auch ein Jahr mehr haben. Wir alle aber würden viel mehr erreichen, wenn wir je sieben wöchentliche Stunden Griechisch während sechs Jahre hätten.

Staatsrat v. Rümelin: Sie werden entschuldigen, wenn ich als Laie hier mitspreche; vollständiger Laie bin ich zwar nicht, indem ich auch einmal Gymnasiallehrer war und als Vater von Söhnen die das Gymnasium besuchen Gelegenheit hatte zu sehen, wie sich die Sache allmählich gesteigert hat, wie die Ueberbürdungen von Jahrzehend zu Jahrzehend kamen, und es ist mir längst Herzenssache in diesem Bezug Hilfe geschafft zu sehen. Ich habe zugleich Gelegenheit zu bemerken, wie die grossen Ueberbürdungen sich bei den Prüfungen aller Facultäten geltend machen. Es ist die Anforderung an Gedächtniswissen ganz enorm in allen Fächern. In dieser Beziehung hat mir der Herr Antragsteller aus der Seele gesprochen. Nur zwei Fragen möchte ich erörtern. Was ist denn Schuld daran? und: Wie wäre zu helfen? Es wird in der These die Sache dargestellt, wie wenn den Gymnasien diese Ueberbürdungen octroyiert würden, wie wenn

es von oben herab käme dass so viel geleistet werden müsse. Ich finde aber, wenn ich die Herren, die das Regiment in Schulsachen führen, befrage, so tragen sie keine Schuld, sondern meinen, es kommt von den Lehrern selbst her, von den Directoren der Gymnasien und von ihren Lehrern. Jeder sieht bei der Teilung des Stoffs sein Fach für selbstverständlich an und seine Anforderungen als solche unter die man nicht herabgehen kann. Man müsste Vorschläge machen, müsste sagen können, worin gehen wir zu weit. Sobald wir aber sagen sollten, worin, in welchen Fächern Einschränkungen eintreten müssten, glaube ich werden wir hier zu einer Einstimmigkeit entfernt nicht gelangen, indem der Eine Philologisches, Andere Naturwissenschaftliches, Geographie und Geschichte zu nennen haben, Jeder aber sein Fach beibehalten will. Ich erlaube mir, einige speciellere Puncte zur Sprache zu bringen. Es sind drei Fächer in dem Gymnasiallehrplan die meines Erachtens noch einer wesentlichen Zeitbeschränkung fähig wären, und Sie werden erstaunen, wenn ich sage, welche: deutsche Sprache, Geschichte und Geographie. Ich betrachte diese drei Fächer als solche die keinen grossen pädagogischen Wert haben, weil der Schüler der überhaupt strebsam ist und Interesse hat hier noch am Leichtesten im Stande ist, durch Lectüre und Selbststudium zu lernen. Es ist ein Fehler dass man sie durch alle Klassen wie einen stehenden Artikel im Lehrplan festhält; man muss doch sehen dass man eine abgeschlossene Bildung in solchen Fächern nicht erreichen kann. Ich bin ein besonderer Liebhaber gerade dieser drei Fächer, habe aber selbst als Schüler bis zum vierzehnten Lebensjahr kaum eine Stunde Geschichte, Geographie und Deutsch gehabt. Es waren unsrem Lehrplan fremde Gegenstände. Aber ich habe mit Eifer Becker's Weltgeschichte ein paar Mal durchgelesen und bin vielleicht auch in den deutschen Dichtern so sicher und gut zu Haus gewesen als unsre jungen Leute jetzt es sind. Von der Schule aus hat man sich darum nicht gekümmert. Sobald man aber in solchen Fächern ein Examen bestehen soll, lässt sich kein festes Ziel stecken. Ich bin fleissiger Zeitungsleser und in den Karten ziemlich orientiert, aber bei einer Abiturientenprüfung kommen Fragen genug vor, die ich nicht zu beantworten wüsste; es kommt dies eben daher, weil solche Fächer einen breiten, unabschliessbaren Wissensstoff haben, wobei man kein Ende findet. Ueberhaupt muss man nur nicht meinen, was man im Amt braucht, müsse man Alles schon vorher im Kopfe haben. Die Aufgaben kommen an den Lehrer heran, und wenn er sich gewissenhaft vorbereitet, so ergänzt er die Lücken seines Wissens allmälig. Auch in der Philologie geht man gegenwärtig sehr ins Detail. Mein Sohn von 15—16 Jahren lernt Regeln aus der griechischen Syntax und Grammatik, von denen man zu meiner Zeit keine Idee hatte. Man steigert Alles gleichzeitig, die Forderungen in den Realien und in den Sprachen, während die Lernfähigkeit der Schüler dieselbe geblieben ist. Auch dem Zurückführen der Grammatik auf eine allgemeine Sprachwissenschaft, der Herbeiziehung der Sanscritwurzeln und -formen kann ich für die Gymnasialstufe nur geringen praktischen Wert beilegen. Es ist schliesslich doch auch nur eine Vermehrung des Gedächtnissstoffs.

Man kann der aufgestellten These von den verschiedensten Gesichtspuncten aus zustimmen. So lange man sich darüber nicht einigen kann, worin die Ueberbürdung der Gymnasien besteht und an welchen Fächern abzubrechen wäre, wird es zwar nicht viel helfen, nur im Allgemeinen ein Uebermass zu behaupten, doch einigen Wert mag immerhin auch das schon haben, wenn eine so zahlreiche Versammlung von Schulmännern

ihre Ueberzeugung von einer tatsächlichen Ueberbürdung des Lehrplans und Unterrichtsstoffs der Gymnasien ausspricht.

Biehl: Ich muss offen gestehen, der Sinn der These war mir anfangs dunkel. Ich wusste nämlich nicht recht, ob der Thesensteller die Sache so verstanden wissen wollte dass die Klagen sich auf die bereits vorhandene, oder so, dass sie sich auf eine in Zukunft zu befürchtende Ueberbürdung beziehen. Nach der bisherigen Debatte dürfte die These in dem ersteren Sinne zu verstehen sein. — Es tröstet mich einigermassen, auch hier diese Klage zu hören, in Oesterreich bin ich daran gewöhnt. Dieselbe ist ganz entschieden zum Teil unberechtigt, namentlich insofern sie gegen die vermeintlich zu grosse Anzahl der verlangten Fächer sowie gegen das in den einzelnen Fächern geforderte Mass gerichtet ist. Nicht ohne Berechtigung erscheinen dagegen diese Klagen, wenn man Folgendes erwägt. Es ist nicht zu läugnen dass leider nur zu oft in der Schule nur gelehrt und nicht unterrichtet wird, und dass nicht immer festgehalten wird an dem Grundsatze dass Alles, was in der Schule gelehrt wird, auch in der Schule selbst von den Schülern richtig aufgefasst und vollkommen verstanden sein muss. Geschähe dieses durchgängig, so würden die häuslichen Arbeiten, da sie grösstenteils aus Uebungen beständen, nicht viel Zeit in Anspruch nehmen, die Schüler würden den Lehrstoff ohne übermässige Anstrengung zu ihrem geistigen Eigentum machen können, und auf diese Weise würden sicherlich die Klagen wegen Ueberbürdung zum grössten Teil verstummen. Die Klage wegen Ueberbürdung ist weiter begründet in der vielfach verkehrten Beschaffenheit eines grossen Teiles unserer Lehrbücher. Ein Lehrbuch sollte so abgefasst sein dass es nicht mehr enthält, als was die Schule notwendig verlangen muss, und dieses in möglichst knapper und bündiger Form. Die Erklärung ist dem Lehrer zu überlassen. Durch den Gebrauch solcher Bücher wird der Lehrer selbst vor manchen Missgriffen bewahrt, und der Schüler vermag den darin enthaltenen Stoff vollständig in sich aufzunehmen. Und endlich werden die Schüler in der Tat vielfach dadurch überbürdet dass die gestellten Forderungen in den verschiedenen Fächern nicht in das richtige Verhältniss zu einander gebracht werden, so dass keine Anforderung durch die anderen gestört oder beeinträchtigt würde. Nur zu häufig behandelt ein Lehrer sein Fach, ohne sich im Geringsten um die Anforderungen zu kümmern welche von den andern Fächern gestellt werden müssen. Dieses bezieht sich namentlich auf die schriftlichen Hausarbeiten. Auf solche Weise wird die Einheit des Unterrichts in einer Classe gestört, und die Schüler werden dadurch zu gewissen Zeiten in wahrhaft erdrückender Weise überladen. Diesen Uebelstand zu entfernen, muss der gesammte Lehrkörper, namentlich aber die Classenvorstände für eine heilige Pflicht betrachten. Aus den erwähnten Puncten erhellt leider nur zu sehr dass die Klagen wegen Ueberbürdung nicht so ganz unbegründet sind, dass daher die Entfernung ihrer Ursachen mit aller Macht angestrebt werden muss.

Schrader: Bei Zusammenfassung der Debatte, zu welcher die Rücksicht auf die bevorstehende Plenarsitzung nötigt, glaube ich gerade an das was der H. Dir. Biehl gesagt hat, anknüpfen zu können. Aus demselben ergibt sich nämlich dass im Verlauf der Erörterung sich die ursprüngliche Frage verschoben hat. H. Dir. Adler meinte mit seiner These nicht etwa die jetzt herrschenden Uebelstände zu treffen, sondern er wollte derjenigen Abänderung und Ueberbürdung des Lehrplans entgegentreten, welche wir nach gewissen Forderungen in der neueren pädagogischen Litteratur und auch in der nicht

berufenen Presse zu befürchten hätten. Diese Forderungen welche sich unter Anderem auf eine bedeutende Ausdehnung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen gerichtet haben, im Einzelnen anzuführen, würde bei unserer beschränkten Zeit zu weit führen. Gegen die These des H. Dir. Adler selbst sind keine Einwendungen erhoben; man hat vielmehr gewisse schon jetzt vorhandene Missstände namhaft gemacht und methodische Vorschläge zur Sprache gebracht, um die unleugbare Ueberbürdung der Jugend zu beseitigen. In dieser Beziehung ist auf die sogenannte Concentration des Unterrichts innerhalb der einzelnen Disciplinen, dann auch auf eine sorgsame Organisation des Ganzen hingewiesen. Hierbei glaube ich unsern besonderen Dank dem Herrn Kanzler von Rümelin für seine zutreffenden Bemerkungen aussprechen zu dürfen, die um so schätzenswerter sind, weil er diese Frage nicht als früherer Lehrer sondern als Vater betrachtet hat. Er hat völlig Recht dass hier mit allgemeinen Sätzen nicht geholfen werde, sondern dass es concreter Vorschläge bedürfe. Es ziemt mir nicht, sachlich in die Debatte einzugreifen; meine eigenen Schulerinnerungen stimmen aber in Vielem mit den Erfahrungen meines Freundes Rümelin überein. Auch meine Lehrer, denen ich stets dankbar sein werde, haben mich nicht eigentlich im Deutschen unterrichtet, und besonders haben sie uns nicht in die deutsche Litteratur eingeführt; dies überliessen sie vielmehr unserer eigenen Lectüre. Wir waren aber deshalb nicht schlechter beschlagen; im Gegenteil weil dieses Fach nicht gelehrt wurde, behielt es Frische und Reiz für uns. Gleichwohl glaube ich nicht, und hierin wird der H. Kanzler mir wohl zustimmen, dass mit dem Vorschlage, das Deutsche aus unserem Lehrplane zu streichen, heut zu Tage viel Glück zu machen ist. Aber das sollen wir aus der Debatte entnehmen dass die Beschränkung und innere Verbindung des Stoffs auch auf diesem Gebiete dringend geboten ist. Ich kehre zurück zu dem, was ich anfänglich sagte: Es handelt sich in der These des H. Dir. Adler eigentlich nicht um die jetzige Ueberbürdung, sondern um die durch neuere bekannte Vorschläge angeregten Befürchtungen für die Zukunft. In diesem Sinne lege ich Ihnen dieselbe zur Abstimmung vor und bitte die Herren welche derselben zustimmen wollen, sich zu erheben.

So viel ich sehe, ist die These fast einstimmig angenommen. Hiernach muss ich die heutige Sitzung schliessen.

Schmid: Die Tagesordnung für morgen betreffend so glaube ich, steht nichts entgegen dem Raum zu geben was im gedruckten Programm hier vor uns liegt: die Thesen des H. Prof. Bender, und dann wollen wir Lattmann hören oder umgekehrt. Ich möchte bitten dass wir uns darüber bestimmt aussprechen. (Geschieht.) Also die erste Stelle nimmt das Thema des H. Bender ein.

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September.

Schmid: Auf der Tagesordnung steht für heute die Frage: Abiturientenprüfung oder Centralexamen? die, wie ich hoffe, auch für die norddeutschen Herren einiges Interesse

haben wird. Ich erlaube mir die Bemerkung vorauszuschicken: Die Absicht war, Ihnen die Thesen gedruckt in die Hände zu geben. So war es gestern Vormittag geplant, aber durch ein unseliges Missverständniss kam das Manuscript nicht in die rechte Druckerei. Statt in die Hände des Tagblattdruckers kam es zu einem Anderen, der es liegen liess. Also beschränken wir uns, die Thesen vorzulegen und immer wieder darauf zurückzukommen. Ich bitte auch den H. Prof. Bender, dass er die Thesen langsam liest.

Bender (aus Tübingen) verliest folgende Thesen:

1. Von einer Beeinträchtigung des Rechts des Gymnasiums durch die Form des Centralexamens kann keine Rede sein.
2. Das Examen ist bei beiden Formen der natürliche Abschluss des Gymnasialcursus, die Form bedingt keinen wesentlichen Unterschied.
3. Die Gefahr dass beim Centralexamen Kenntnisse gefordert werden welche der Schüler nicht haben kann, ist unschwer zu beseitigen.
4. Das Centralexamen bringt mehr Gleichheit mit sich, während andrerseits der dem Abiturientenexamen scheinbar zukommende Vorteil, dass auch die Vergangenheit des Schülers berücksichtigt werde, nicht allzu schwer wiegt.
5. Der Unterschied des Prüfungspersonals hat wenig oder gar keine Bedeutung.
6. Nicht jeder Lehrer ist auch ein brauchbarer Examinator.
7. Die Behauptung von C. L. Roth, das Centralexamen solle zugleich zur Controle der Lehrer dienen, hat keine Berechtigung.
8. Persönliche und locale Inconvenienzen werden am Besten durch das Centralexamen abgeschnitten.
9. Abiturientenexamen bringt — wenigstens bei grösserer Zahl der Examinanden — eine Störung des Unterrichts mit sich.
10. Aeusserliche Dinge, wie Reisekosten u. dgl., können nicht entscheidend sein.

Es kann vielleicht überhaupt als unpraktisch erscheinen, die Besprechung dieser Frage vorzunehmen, nachdem die in Norddeutschland übliche Form des Abiturientenexamens auch bei uns durchgeführt und dadurch zur allgemeinen Norm geworden ist. Es ist selbstverständlich in langer Zeit nicht an einen Versuch zu denken, daran zu rütteln. Aber gerade der Umstand dass diese Form jetzt auch die bei uns herrschende ist, veranlasst mich diese Thesen vorzulegen. Und nicht bloss eigener Impuls ist es, sondern vielseitiger Wunsch. Es gibt nämlich in Württemberg nicht Wenige die mit der neueren Form nicht einverstanden sind und die frühere erneuert wissen wollen, wie Hirzel es in seiner Pädagogik ausspricht. Was das Centralexamen betrifft, so will ich für die Nichtwürttemberger kurz beifügen, worin diese Form bei uns bestand. Es wurden zweimal im Jahr, an Ostern und im Herbst, sämmtliche reife oder auf Reife Anspruch machenden Gymnasiasten zur Prüfung nach Stuttgart zusammengerufen, um von einer Commission unter Vorsitz eines Regierungscommissärs schriftlich und mündlich geprüft zu werden. Dieses Examen fand zweimal im Jahre statt. Das war ein entschiedener Fehler. Aber dies ist eine Frage die mit der unsrigen nicht unmittelbar in Berührung steht, ebenso die Frage, ob überhaupt ein Examen auf die Universität stattfinden soll oder nicht. Wir kennen beide Formen und haben selbst examiniert und selbst beide als Lehrer mitgemacht. Und nicht Wenige sind welche die frühere Form zurückwünschen, und nicht aus Eigen-

sinn oder Unfähigkeit sich in Neues hineinzufinden, auch nicht aus Opposition gegen die neue Einheit oder aus Furcht vor der Gefahr der Borussificierung, sondern weil die neue Form uns gezeigt hat, wie manche Unzuträglichkeiten damit verbunden sind welche bei der früheren nicht gewesen waren, jedenfalls aber sich nicht in gleichem Masse gefunden hatten. Ich habe die Thesen so geordnet dass ich die principielleren vorangestellt habe und die weniger bedeutenden nachfolgen liess.

Was nun die erste These anlangt, so ist die Behauptung aufgestellt worden, es werde dem Gymnasium etwas von seinem Recht entzogen, wenn man es die Prüfung nicht in loco vollziehen lasse, sondern das Examen an andere Orte verlege und durch Andere vollziehen lasse. Es fehle dem Gymnasium etwas zu seiner Vollständigkeit. Das Examen und der Gymnasialcursus müssen in einer inneren organischen Verbindung stehen. Es breche ihm dies die Spitze ab, nehme ihm die Krone weg. Diesen Bedenken ist ein praktischer Wert nicht beizumessen. Was geraubt werden soll, sehe ich nicht ein. Was brauchen wir auch noch diese Schüler zu prüfen? Wir prüfen so schon oft genug. Abgesehen davon ist dieses Bedenken wohl doctrinärer Natur und bloss von doctrinärer Bedeutung. Wenn man von einem Rechte des Gymnasiums spricht, so wird dieses Recht gewahrt durch das Reifezeugniss welches durch den Lehrerconvent dem Schüler erteilt wird. Von der Regierung ist eben festzuhalten, keinen auf die Universität zuzulassen, der nicht dieses Reifezeugniss hat. Das Gymnasium ist die Anstalt die bis zur Schwelle der Universität geht und die Schüler bis dahin zu führen hat, indem sie sie mit den nötigen Kenntnissen ausstattet. Und auch dem Gymnasium selbst wird bei der Centralprüfung das Recht das ihm zukommt nicht genommen. Es sind immer Lehrer des Gymnasiums, nicht die nämlichen Lehrer, sondern überhaupt Gymnasiallehrer. So lange es in ihren Händen liegt, wird dem Gymnasium sein Recht nicht entzogen. Also diesem Einwurf kann ich praktische Bedeutung nicht beimessen. Es wäre etwas Anderes, wenn man das Examen den Lehrern der Universität überliesse, aber davon ist ja gar keine Rede. Dadurch würde dann allerdings dem Gymnasium ein Recht geraubt.

Wenn man sagt, das Gymnasialexamen müsse der natürliche Abschluss sein, so sehe ich nicht ein, in wiefern das nicht auch mit dem Centralexamen seine Richtigkeit haben soll. Wenn man ferner das Examen vom Ort des Gymnasiums trenne, bekomme das Examen ein zu grosses Gewicht, eine zu selbständige Bedeutung, und die Furcht vor diesem Examen werde in unerträglicher Weise gesteigert. Was die Furcht betrifft, so wäre sie dem Schüler zeitenweise mehr zu wünschen. Wenn man ein Examen strenge vornimmt, wird auch die Furcht bestehen müssen, und es wäre keine Gefahr, wenn eine solche Furcht vorhanden wäre. Es stände ein drohendes Gespenst vor dem Schüler, das gar nichts schaden würde. Uebermässige Arbeit aber, so zu sagen Examenschafferei, damit ist es nicht gar zu arg. Es wird immer Fächer geben, wie Geschichtsdaten u. s. w. die reiner Gedächtnisstoff sind. Das bleibt aber bei allen Examen. Ueberdies wäre noch der Umstand zu bemerken dass durch Abiturientenexamen eine Ungleichheit entsteht zwischen solchen Examinanden die vom Gymnasium herkommen und solchen die von anderwärts kommen.

Schmid: Ich bitte diejenigen Herren die Einwendungen zu machen geneigt sind sich zum Wort zu melden.

Lüttgert (Lingen): Es wird für uns Norddeutsche die wir an das Ab.-Ex. gewöhnt sind schwer sein, dem H. Antragsteller in seinen Motiven zu folgen. Wir sind, wie dankbar auch wir dem H. Prof. sind, uns eine Anschauung vorgeführt zu haben die von so viel Wichtigkeit für Schwaben ist doch durchaus nicht vorbereitet, aber eins wollen wir doch aussprechen: nach meiner und verschiedener anderer Collegen Ansicht ist das Ab.-Ex. nicht bloss der Abschluss des Gymn.-Cursus, es stellt sich hier als letzte Gymn.-Tat unter den Gesichtspunct der Pädagogik. Es ist der letzte Akt der Reifesprechung, wie von einem Vater der eben seinen Sohn aus seinen Händen entlässt. Auch wenn gesagt worden ist dass das Gymn. ja das Reifezeugniss auszustellen das Recht hat, ist das schon sehr viel, aber erst die Hauptsache, das Maturitätszeugniss auszustellen, macht die Sache perfect. Sodann sehe ich nicht ein, warum auf diesem Uebergangspunct der Jugend bereits diese eigentlich officielle Nötigung dem Staate gegenüber zugemutet wird, nachdem ja seine geistige Mutter ihm nach der würt. Einrichtung das Reifezeugniss erteilt hat.

Bender: Ich erlaube mir, was den pädagog. Gesichtspunct betrifft, auf Numero 4 hinzuweisen; was nun den andern Gesichtspunct betrifft, wonach das Examen eigentlich nur ein Correlat zum Reifezeugniss sei, bin ich, was die Ab.-Prüfung betrifft, vollkommen einverstanden. Die Frage ist schon von vielen Autoritäten behandelt worden. Jakob Grimm und Andere haben sich dagegen ausgesprochen, aber von noch gewichtigeren Seiten, von anerkannten Schulmännern, ist erwidert worden dass ohne Examen nicht auszukommen sei. Diese Autoritäten haben noch ein besonderes Examen für notwendig gehalten. Wenn es bloss als Correlat zu betrachten ist, hat es wenig Wert, eben wie ein jedes Schlussexamen im Jahre wird es Repräsentationsdrama, allein ich gieng davon aus dass es stattfinden und Bedeutung haben soll. Desswegen glaube ich dass diesem Einwurf die Grundlage fehlt, weil wir das Examen doch festhalten wollen.

Schmid: Ich möchte doch einen der Herrn Collegen aus Würt. bitten, darzulegen, wie es kam dass wir das Centralexamen aufgaben und Ab.-Pr. einführten. (Stimme: Die Reichserrichtung ist der Grund.) Auf das Drängen der Ständeversammlung, als die Abgeordneten wiederholt darauf zurückkamen, entstand es.

Adam: Ich möchte historisch nur auf einen Gegenstand aufmerksam machen. Es gab eine Zeit in Württ., wo bloss Ab.-Pr. in den theologischen Anstalten bestanden. Es wurde durch eine Commission zu meiner Zeit geprüft, dann wurde für die Theologen ein Centralexamen, ein Concurs eingeführt. Jetzt in neuerer Zeit ist man zur alten Praxis zurückgekehrt. Wie weit es vor den 20er Jahren bei anderen Facultäten war, weiss ich nicht. In jener Zeit wo bei uns das Ab. Ex. herrschte wurden eigentlich bessere Resultate erzielt als seit dem Concurs. Ich möchte nur an die erste Blaubeurer Promotion erinnern, der der H. Vorsitzende angehört. Es ist da viel Störendes ins Auge zu fassen, wie das Schanzen auf die Geschichte. Ich wollte nur sagen: Es gab eine Zeit wo es kein Centralexamen in Württ. gab, und zu dieser Praxis ist man zurückgekehrt.

Ortmann (Schleusingen). Ich möchte aus meiner Erfahrung einige Bedenken erheben. Mit der Einrichtung des Centralexamens bin ich ganz unbekannt und bitte daher um Belehrung in zwei speciellen Puncten. Einmal: Wie können Unterschleife beim Centralexamen vollständig verhindert werden, wo 50—60 Examinanden zusammenkommen, da es schon schwer ist, beim Lokalexamen sie zu verhindern? Es ist ja möglich dass, wenn

50—60 zusammenkommen, 1 oder 2 oder 3 Inspicienten da sind, oder, was ich noch für besser halte, es können die 50—60 in 3 gesonderte Lokale gebracht werden. Schwierig wird es aber dann immer noch sein, Unterschleife zu verhindern. Das Andere, worüber ich belehrt werden möchte, ist, ob das nicht zu viel verlangen heisst von Schülern, wenn ihnen ein Thema vorgelegt wird das nicht ihre Fachlehrer aus dem Unterrichtsstoff herausgenommen haben. Ein Reglement gibt es zwar, und darnach wissen die Examinatoren was sie verlangen können. Aber das Reglement lässt sich verschieden deuten. Der Lehrer dagegen weiss was die Schüler gelernt haben, und kann das zeigen. Und ich meine auch dass schon im Unterricht die mündlichen Uebungen und die schriftlichen Arbeiten in einander greifen müssen. Sonst werden die Schüler überbürdet, und wir bekommen recht schlechte schriftliche Arbeiten. Die Aufgaben zu den Arbeiten müssen so gestellt sein dass diese für die Schüler nicht Productionen, sondern Reproductionen sind, Reproductionen im engeren Sinne, meine ich, wenn sie gelingen sollen. Es ist mir nun nicht erklärlich, wie die Themata passend gewählt werden können, wenn sie nicht durch den Fachlehrer gestellt werden. Dies sind meine zwei Bedenken.

Schmid: Es stellt sich gleich anfangs heraus: diese Sätze sind ein solches Ganzes, dass man kaum auf die Hauptsachen eingehen kann, ohne andere mitklingen zu lassen. Darum möchte ich Sie darauf aufmerksam machen dass Ihr 1. Bedenken bei Numero 8 ausdrücklich zur Sprache kommt. Ebenso schneidet Ihr 2. Bedenken in Numero 3 ein. Der Herr Thesensteller wird dann dort Veranlassung haben, näher darauf einzugehen. Aber wenn die geehrte Versammlung es beliebt, können wir auch die Puncte vorausnehmen, nur fragt es sich, ob es im Interesse der Sache ist.

Prof. Oesterlen (Stuttgart): Vor Allem müssen wir unseren norddeutschen Collegen den Schwerpunct klar machen können, um den sich die Frage bei uns in Württ. dreht. Am Ersten ist festzuhalten, das Centralexamen führt zu einer grösseren Gleichheit, und wenn wir hierzu übergehen könnten und der Hr. Referent uns das bringen möchte, würde der Unklarheit etwas vorgebeugt.

Bender: Es ist sehr schwer dass man nicht von Einem zum Andern übergreift. Darum habe ich die Thesen welche doctrinärer Natur sind, vorangestellt. Sie sind praktisch wenig einschneidend. Wenn die hohe Versammlung sich mit diesen Sätzen einverstanden ausspricht, könnten wir zu den praktischen übergehen.

Heller: Ich habe die beiden Thesen auch als allgemeine aufgefasst und doch sind sie mir in der Motivierung nicht klar geworden. Der Herr Antragsteller hat motiviert dass es nicht ein unnatürlicher, sondern ein natürlicher Abschluss sei. Ich musste wenigstens mehr oder weniger annehmen dass er im Ganzen das Examen für den natürlichen Abschluss der ganzen Entwicklung hält, dass aber durch die neue Einrichtung hier in Württ. Misslichkeiten entstanden sind, die den Wunsch nach dem Alten rege gemacht haben. Es ist sicher dass ein Examen an Ort und Stelle naturgemässer ist, als an fremdem Ort und mit fremden Lehrern. Es kommt nun zweitens ein Grund dazu der mehr äusserlicher Art ist. Für grössere Complexe wird eine Trennung stattfinden müssen. Müsste Preussen nach Provinzen sein Centralexamen haben, würde mehr oder weniger Trennung eintreten müssen. Es wäre unnatürlich, weil die Anstalten sich historisch entwickelt haben und gewisse Eigentümlichkeiten, welche aber allgemeiner Natur nicht sind, beizubehalten durch das Centralexamen gehindert würden.

Bender: Es ist mir sehr willkommen wenn historische Eigentümlichkeiten beibehalten werden dürfen. Was die Frage anbelangt ob Central- oder Ab.-Examen ein natürlicherer Abschluss seien, so kommt dies ganz darauf an ob die Forderungen in Einheit stehen mit dem was die Schüler bisher gelernt haben. Damit kommen wir zu These 3. Was das Andere betrifft, so geraten wir damit in These 5. Ich möchte nur wissen ob die verehrte Versammlung mit 1 und 2 einverstanden ist.

Schmid: Ich glaube, die Sache ist nicht hinreichend durchgesprochen, um über diese 2 Thesen eine Ansicht der h. Versammlung zu provocieren. Es wird das nicht möglich sein, ins Besondere für unsere lieben Gäste von auswärts, und für uns in Württ. ziemt es sich doch nicht, allein darüber abzustimmen.

Adler: Ich bin einer der Vertreter aus Norddeutschland, und meine Erfahrung reicht hierin von 1837 bis heute. Ich würde in Bezug auf diese Sätze mich des Urteils enthalten, weil mir die nötige Kenntniss fehlt. Wünschenswert wäre es, wenn die Puncte 3, 4 und 5 zusammen behandelt würden, so dass wir Aussicht bekämen, uns im Zusammenhang gegen diese württ. Einrichtung auszusprechen. Es würde mir lieb sein, wenn der Herr Thesensteller, sofern auf meinen Antrag eingegangen wird, 3, 4 und 5 zusammennähme.

Schmid: Ich glaube in der Tat dass diese Forderung zur Aufklärung dienen wird. Wenn 3, 4, 5 besprochen sein werden, so können wir uns wohl über 1 und 2 schlüssig machen. Ich bitte nun den Herrn Thesensteller zur Begründung der Nummern 3, 4 und 5 übergehen zu wollen.

Bender: Es sind dies diejenigen Puncte welche praktisch ins Gewicht fallen und den werten Gästen besonders auffallend sind, namentlich dass für uns die Vergangenheit der Schüler nicht allzuschwer wiegt. Ich habe die Behauptung aufstellen hören, es wäre eine ganz ungerechte Behandlung der Schüler, wenn ihnen ein Centralexamen zugemutet würde. Die Fehler der Lehrer würden hier an den Schülern gerächt. Es könnten Kenntnisse verlangt werden welche die Schüler nicht haben. Es seien Examinatoren da welche dieselben nicht kennen und die Forderungen stellen welche mit dem Unterrichtsgang sich nicht in Einheit befinden. Dies würde im Ab.-Examen beseitigt. Und dieses hätte eben doch die Mehrheit der Vorteile für sich. Was aber die Gefahr der Kenntnisse die gefordert werden und welche die Schüler nicht haben können, betrifft, so ist dieser Uebelstand nicht schwer zu entfernen. Beim Centralexamen ist ein studienrätlicher Commissär der controlierende und nivellierende Bedeutung haben soll und hatte. Vor jedem Examen ist dann eine beratende Sitzung, in der Jeder seine Forderungen mitteilen muss. Jeder Examinator muss seine Thematen hier vorlegen, über die alle andern sich aussprechen und der Regierungscommissär als höchste Instanz entscheidet. Durch die Teilnahme der verschiedenen Gymn.-Lehrer wird eine Paralysierung eintreten. Ich stelle mir vor, wenn in der beratenden Sitzung Einer auftreten würde und etwas verlangen was die Schüler nicht leisten können, würde der Andere ungeschickt sein, wenn er seine Schüler nicht vertreten würde. Bei der Fixierung der Zeugnisse kann dann ein solch controlierender Einfluss geltend gemacht werden. Wenn die Commission aus Lehrern aller Gymn. zusammengesetzt sein wird, werden sie auch mehr Erfahrung haben, was verlangt werden kann. Seit einigen Jahren ist dies beim Landexamen stehend geworden. Es ist das ein Begriff der Ihnen nicht unbekannt sein wird. Die Examinatoren werden, wie ich aus eigener Erfahrung sagen kann, mit einer gewissen Regelmässigkeit wieder in die Commission

hereingenommen. Dies ist nach meiner Ansicht vollkommen richtig, weil die Examinatoren dadurch Praxis und Erfahrung bekommen in dem was von den Einzelnen verlangt werden kann. Es bildet sich durch den Austausch eine ständige Förderung der Kenntniss des Gangs in den einzelnen Lehranstalten. Beim Ab.-Ex. dagegen liegt die Gefahr nicht allzu ferne, dass solche Dinge zum Gegenstand des Examens gemacht werden, die allzu bekannt sind. Es wird dadurch eine stereotype Begrenzung des Stoffs eintreten, die misslich wäre. Es gibt Lehrer die geneigt sind, im Ab.-Ex. das zu fragen was die Schüler wissen müssen. Es ist auch für das eigene Judicium des Schülers zu wenig Spielraum, wenn das Examen sich nur in den bisher tractierten Vorstellungen bewegt. Ganz richtig ist, es kann nicht vom Schüler verlangt werden was er nicht gehört hat, aber andrerseits muss er doch Freiheit der Bewegung haben, und das kann beim Centralexamen stattfinden. Dann findet dabei auch ein Austausch zwischen den Lehrern der verschiedenen Anstalten statt der wohltätig für den Gang der Gymn. ist. Es ist dann von grossem Nutzen dass gewisse Lehrer durch das Landexamen von Manchen erfahren, was verlangt werden muss, wovon sie nichts mehr in der Erinnerung hatten. Ein Centralpunct ist, wie wir Lehrer in Württ. finden, dass beim Centralexamen mehr Gleichheit herrsche. Ich glaube dass ich in dieser Beziehung wohl kaum einen ernstlichen Widerspruch zu erfahren haben werde, aber ich bin doch auch darauf gefasst. Es ist zwar dies ein Grund der in der Natur der Sache liegt. Es ist doch auch zwischen den einzelnen Gymn. ein gewisser Unterschied. Es ist die Praxis an den Gymn. eine verschiedene. Die Strenge ist nicht überall dieselbe. Verschiedenheit ist überall, wenn auch der Organismus derselbe sein soll, durch persönliche, sachliche und locale Umstände. Wenn zwischen den einzelnen Anstalten u. s. w. ein Unterschied ist, so findet das auch in der Art der Behandlung statt. Die Einen sind laxer als die Anderen. Dies hat zur Folge dass diejenigen Gymn., in denen eine laxere Behandlung herrscht, in den Ruf der Humanität und Menschenfreundlichkeit kommen, wodurch ihre Frequenz sich steigern wird. Nun ist ja aber doch der Commissär da! Das ist wahr, allein angenommen dass dieser Regierungscommissär zugegen ist, so ist es für ihn schwieriger, an Ort und Stelle controlierend einzugreifen, als wenn es immer an einem Orte ist. Und dann ist das ewige Herumreisen der Regierungscommissäre ein grosser Uebelstand. (Zustimmung). Ehe er eingreift, wird er weiter reisen müssen. Dann hat er überdies verschiedene Anstalten, es kann nicht immer derselbe Commissär reisen. Dadurch tritt Verschiedenheit und Ungleichheit ein. Zu These 4 habe ich noch einen weiteren Punct genommen den ich motivieren muss. Man sagt dass beim Ab.-Ex. die Vergangenheit leichter beurteilt werden könne. Es sei wohltätig für den Schüler. Eine solche einmalige Ausarbeitung sei nicht entscheidend. Das ist ganz richtig. Was nun die Berücksichtigung der Vergangenheit betrifft, so glaube ich hierin die Erfahrung gemacht zu haben dass diese Berücksichtigung nicht so wohltätig wirkt, als nach dem Wortlaute man erwartet hat. Hier werden nun die Herren aus Norddeutschland eingreifen, und das wollte ich provocieren. Es ist das eigentümlich, und fast schäme ich mich, es zu sagen, aber ehrlich währt am längsten. (Beifall). Hat sich ein Schüler bisher gut gehalten und macht ein gutes Examen, so hat es keinen Anstand. Hat er sich gut gehalten und macht ein schlechtes Examen, so sagt man, nun er hat sich bisher gut gehalten, es kann nicht absolut entscheiden. Macht ein schlechter Schüler ein gutes Examen, so sagt man, er ist zwar lüderlich und faul gewesen,

aber sein Examen ist massgebend. Macht ein schlechter Schüler ein schlechtes Examen, so lässt man ihn zwar durchfallen, aber andrerseits sagt man, wir können ihn doch nicht ewig behalten (Lachen), und lässt ihn endlich durchschlüpfen. Beim Centralexamen riss ein ähnlicher Usus ein. Es hatte den Nachteil gehabt dass man im Dispensieren zu weitherzig war und dann, dass man — 36 Nummern waren zum Bestehen des Examens nötig — mit 34 Nummern auf dem Gnadenweg durchkam. Zuletzt meinten die Schüler ein Recht darauf zu haben, mit 34 Nummern aufgenommen zu werden. So wurde ein Haar nach dem andern aus dem Schwanz herausgezogen. Was nun die Gleichheit noch betrifft, so hat das Publicum im Ganzen, und berücksichtigen muss man es doch auch, eine grössere Vorstellung in Betreff der Gleichheit beim Centr.-Ex. als beim Ab.-Ex. Es ist vorhin bemerkt worden dass die Ab.-Pr. eingeführt worden sei auf Grund einer Forderung im Abgeordneten-Hause. Diese Forderung ist gestellt worden von einem Abgeordneten der überhaupt viele Forderungen stellt (Heiterkeit); aber man muss sich fragen, bei allem Respect vor constitutionellen Einrichtungen: War diese Versammlung wirklich competent? Wenn diese Kammermajorität sich auch dafür ausgesprochen hat, möchte ich doch meine bescheidenen Zweifel hegen, ob ihre Beurteilung competent gewesen ist. Man hat eben geltend gemacht was an Ort und Stelle geltend gemacht werden konnte. Um auch noch auf die 5. These zu kommen, so habe ich bei dieser hauptsächlich den Punct im Auge gehabt, der von der andern Seite vorgebracht wird, es werde durch das Ab.-Ex. die Disciplin besser gewahrt. Schon wenn ein Schüler seinen Lehrer als Examinator wisse, habe er mehr Respect, sehe in ihm die höhere Autoritätsperson (Lachen). Seine Zukunft hänge davon ab, wenn dieser ihn zu examinieren habe. Allein in diesem Punct ist schon durch das Reifezeugniss gehörig vorgesorgt. Wenn der Lehrerconvent nicht zustimmt, wird er nicht zugelassen. Damit glauben wir uns begnügen zu können und haben nach der Erteilung des Reifezeugnisses kein Verlangen, ein weiteres Examen anzustellen. Lehrer der einzelnen Gymn. sind Mitglieder der Centralcommission. Es kann vielleicht sein dass die Disciplin durch das Ab.-Ex. besser gewahrt werde, aber besonders grossen Wert dürfen wir dem nicht beimessen. (Ganz richtig!) Es ist dann auf der andern Seite ein Unterschied im Prüfungspersonal nicht einmal ein Fehler. Es fällt damit eine gewisse Familiarität zwischen Schüler und Lehrer weg. Es geht so fast intra parietes zu. Endlich wenn man sagt, die Examinanden haben vor unbekannten Examinatoren einen Horror, so ist das nicht so gefährlich. Diejenigen die das Examen machen, sind durchschnittlich 18 Jahre alt. Ich glaube nicht dass diese jungen Herren eine solche Angst haben. Schon im Landexamen ist es, wie der H. Oberst. mir zugeben wird, nicht weit damit her.

Schmid: Bei Einzelnen wohl. M. H. Ich denke, eine eingehende Besprechung wird uns noch manche Aufklärung bringen.

Adler: M. H. Ich glaube dass allerdings bei dieser Sache dasjenige, an das der Einzelne gewöhnt ist und das ihm lieb geworden, sehr wesentlich ins Gewicht fällt. So wird den Süddeutschen, speciell den Württembergern, eine Einrichtung worin sie aufgewachsen sind lieb sein, und sie mögen nicht gern eine Neuerung eingehen die als Fremdes ihnen zukommt. Wir Norddeutschen sind in demselben Falle. Unsre Einrichtung ist uns lieb geworden, und es wird daher der Eine oder Andere mehr pro aris et focis, als aus der Sache heraus sprechen. Auch meine Worte sind von diesem Standpunct aus zu beurteilen. Es ist in These 3 mehr auf Abwendung derjenigen Vorwürfe gesehen

worden welche gegen das Centralexamen gemacht worden sind, in These 4 sind mehr positiv die Gründe für diese Einrichtung angegeben worden und als Hauptmotiv dass durch das Centralexamen grössere Gleichheit herbeigeführt worden sei. Der Herr Thesensteller hat seine Meinung darüber so ausgesprochen, als ob hier kein Zweifel obwalten könne. Mein Zweifel geht gerade darauf hin. Allerdings hat es den Anschein als ob die jungen Leute, wenn sie von denselben examiniert werden und wenn sie Alle auf gleichem Grund und Boden stehen, Gleichheit haben, wie es bei der anderen Form unmöglich ist. Ich glaube, das ist objective Gleichheit, aber verbunden mit Ungleichheit und Ungerechtigkeit gegen die Einzelnen. Unsere Schüler sind einmal ihrer Natur nach nicht alle gleich und der Examinator der sie nicht kennt, ist nicht befähigt, in den Schülern das was sie wissen und können zur Entwicklung und Anschauung zu bringen. Diese Möglichkeit muss dem Schüler gegeben werden, und dass ihm diese gegeben werde, sich in seiner Individualität darzustellen, das rechne ich für diejenige Gleichheit die ich verlange und die nach meiner Anschauung im Centralexamen nicht erreicht wird. Ferner dürfen wir uns nicht verhehlen dass die Lehrer an den einzelnen Schulen jeder seine eigene Methode hat, und wir wollen die Schulmänner insgesammt sagen lassen, jeder gewinnt seine Art lieb, und diese Individualität ist gewiss berechtigt. Der Mathematiker möchte sein eigenes math. Lehrbuch haben, weil er seine eigene Methode hat. Er fördert die Schüler viel mehr, als wenn er in eine aufgezwungene Methode eingezwängt wird. Es kann ein Schüler der auf seiner Anstalt ein guter Mathematiker ist, gleichwohl wenn er sich einmal in diese Weise hineingefunden hat, bei einem andern ungeschickt sich darstellen. Das ist nicht Gerechtigkeit der Beurteilung, sondern Ungerechtigkeit. Aehnlich ist es in der Geschichte. Auch die Herren Geschichtslehrer finden sich schwer darein, ein anderes Lehrbuch zu nehmen. Selbst in der Behandlung der alten Sprachen hat jeder Lehrer seine eigene Methode. Dies ist ihm auch beim Centralexamen die einzig berechtigte, und was nicht hineinpasst, tritt ungünstig hervor. Dies ist das Eine das ich einzuwenden hatte. Andrerseits sind die Naturen der Schüler sehr verschieden. Dass die Befangenheit, von der der Hr. Thesensteller sprach, abgestreift werden werde, dem widerspricht meine eigene Erfahrung. Ich weiss dass im Ab.-Ex. Schüler die sehr tüchtig sind sich aus Befangenheit viel ungünstiger darstellen, als sonst wenn wirkliches Wissen und Können zur Erscheinung kam. Das sind nicht immer unsre schlechtesten Schüler, diese befangenen, die, wenn sie vor eine Prüfungscommission gestellt werden die ihnen fremd ist ungünstiger erscheinen, als sie sonst wären. Sodann die Zahlen bei diesem Centralexamen. Ich weiss nicht, wie viele hier zusammenkommen. Ich glaube etwa 60. Wie ist es möglich dass ich diese in 4 Tagen so durchprüfen kann, dass von jedem Einzelnen auch nur einigermassen zum Ausdruck kommt was er leisten kann? Ich sehe das nicht ein. Das Examen muss sehr rasch gehen, wenn Alle dazu kommen sollen. Der Eine der grössere Geistespräsenz hat, stellt sich günstiger, der Andere der längerer Zeit zur Ueberlegung bedarf darum ungünstiger dar. Weiter ist schon angeführt worden, dass ich nicht für gleichgiltig erachten kann dass der Schüler von Fremden examiniert werde. Jeder richtet sich eben nach der Lehrweise die er kennen gelernt hat, und in eine andere Examensform findet er sich nicht hinein. Es wurde vorhin angeführt, es können statt der 2 Termine auch 4 oder noch mehr sein. Die 2 werden am Ende der Semester gelegen haben, die 4 müssten in die einzelnen Semester hineinfallen. Dann werden die Pensen an den einzelnen Anstalten nicht abgeschlossen, folglich

muss gefordert werden was sie nicht gehabt haben. Ferner was die Gleichheit betrifft, so ist dafür bei der Ab.-Pr. in der Weise gesorgt dass ein königl. Commissär dabei ist der das Recht hat, mitzusprechen. Und er macht sehr häufig von diesem seinem Rechte Gebrauch, um so mehr, wenn er sieht dass ein Schlendrian eingerissen ist. Er übernimmt die Prüfung selbst. Er kann selbst die Thematen stellen, für eine ganze Provinz, wenn ihm die vorgeschlagenen nicht convenieren. Die Gleichheit in Bezug auf die Forderungen ist gerettet, wenn ich auch zugestehen muss dass, wenn einer dem ganzen Lande vorsteht, grössere Gleichheit erreicht werden kann. Die Universitätsprüfung wie wir sie in Preussen erfahren haben, war eigentlich wegen ihrer Leichtigkeit übel berüchtigt. Sie entgegnen, hier sind es keine Universitätsprof., sondern Gymn.-Lehrer, welche die Art und Weise aus eigener Praxis kennen. Dies gebe ich zu, aber nichts desto weniger bewegt sich eine solche Examenscommission in allgemeineren Forderungen, und die Prüfung ist daher nicht schwerer, sondern leichter. Ich meinerseits bin schon sehr lange Mitglied der Ab.-Pr.-Comm., habe unter neun Schulräten die Prüfung durchgemacht und unter allen die gerechteste, gleichmässigste und wohlwollendste Beurteilung gefunden. Auch ist es eben, was ich vorhin übersehen habe, eine Ungerechtigkeit, wenn man auf die Vergangenheit nicht Rücksicht nehmen kann. Ich komme darauf zurück dass in dieser Rücksichtnahme eine Gerechtigkeit liegt, die man der Individualität der einzelnen Schüler, — und wir sind eben Lehrer und haben es mit Individualitäten zu tun — schuldig ist. Es ist das nicht eine Ungerechtigkeit, die eine Ungleichheit herbeiführt, sondern eine Gerechtigkeit. Dabei gebe ich zu dass keineswegs das Examen auf allen Gymnasien gleich schwer ist, aber zu einer absoluten Gleichheit werden wir nie kommen können.

Schmid: Ich glaube, ehe ich dem Hrn. Antragsteller zur Erwiderung Raum lasse, Andern Gelegenheit geben zu müssen, sich auszusprechen.

Bender: Für die soeben vorgebrachten Einwendungen bin ich sehr dankbar, um so mehr, als ich ihre Berechtigung in gewissem Grade anerkenne und keine grössere Erfahrung habe. Wenn mir aber der Hr. Vorsitzende Raum geben würde, könnten wir nicht von der Stelle kommen. Die Hauptsache ist dass man die Meinungen austauscht. Zu einem endgiltigen Resultat werden wir doch nicht gelangen. So verzichte ich im Interesse des Fortschritts darauf.

Schmid: Ich möchte jetzt auch Andern vergönnen sich auszusprechen.

Lüttgert: Wie das Examen mir nach dem was wir heute gehört haben vor der Seele steht, so meine ich, sei zu wenig gedacht auf die sittliche Reife des Schülers. Dieser Standpunct, das sittliche Wesen des Schülerindividuums, kommt bei dem Centralexamen zu wenig zur Geltung.

Schmid: Nach altem Gebrauch wird ein Reifezeugnis nicht bloss intellectueller, sondern auch sittlicher Art aufgestellt, und das Lehrercollegium hat das Recht, sich darüber auszusprechen.

Lüttgert: Ich danke. Ich verzichte also darauf. Der Hr. Antragsteller hat aber davon gesprochen dass ein schlechter Schüler ein gutes Examen, ein guter ein schlechtes machen könne. Divide et impera hat er gehandelt. Ein schlechter Schüler darf gar nicht zugelassen werden, und damit ist dieses schon abgeschnitten.

Bender: Ich frage ob einer meiner württ. Collegen ein entschiedener Freund des jetzigen Ab.-Ex. ist.

Lamparter aus Stuttgart: Ich bin es, hauptsächlich aus den Gründen der Gleichheit im Sinne des Hrn. Adler. Wenn das Ab.-Ex. nicht in der rechten Weise gehandhabt wird, ist es zu verwerfen. Aber ich sehe nicht ein, warum das Ab.-Ex. so abgehalten werden muss dass berechtigte Einwendungen dagegen möglich wären. Es kann nach der uns gegebenen Instruction in einer Weise zu Ende geführt werden dass jede Einwendung ausgeschlossen ist.

Lüttgert: Es hat mich überrascht dass auf diese Frage nicht mehrere sich erhoben haben. Gestern auf dem Gang vom Bahnhof hat mir Einer der so viel ich sehe nicht anwesend ist in den wärmsten Worten seine Sympathie für das Ab.-Ex. ausgesprochen.

Biehl: Darauf wird es bei der Abstimmung ankommen.

Rector Ott aus Ehingen: Ich möchte das Wort ergreifen nur zu einer tatsächlichen Einwendung gegen eine hier vorgebrachte Aeusserung. Es hat sich gehandelt um unrichtige Thematen die gestellt werden können, worauf erwidert worden ist, dass einem solchen Uebelstand entgegengetreten werden könne von Seiten der Gymn.-Lehrer die beim Examen zusammenkommen. Hr. Lüttgert hat nun gefragt ob von sämmtlichen Gymnasien Lehrer einberufen worden seien. Darauf möchte ich antworten dass aus Ehingen, Rottweil, Ellwangen tatsächlich nicht aus jedem, sondern aus einem, höchstens zweien ein Professor beigezogen wurde. Und das ist beim Examen sehr misslich. Manche Misslichkeiten könnten resp. hätten können abgestellt, manchen Uebelständen abgeholfen werden können, wenn diese Einrichtung eine Besserung erlitten hätte.

Bender: Es handelt sich hier um ein kleines Misverständnis. Ich habe es nicht als Tatsache hingestellt dass alle Gymnasien vertreten sein müssen, sondern nur als notwendig um grössere Gleichheit herzustellen. Sachlich bin ich also einverstanden.

Schmid: Ein Hindernis steht dem entgegen. Es kann nicht überall angewendet werden, in einer preussischen Provinz z. B. nicht.

Ott: Ich hatte die Einrichtungen unserer Prüfungen und den tatsächlichen Bestand von früher im Auge.

Ortmann: Ich möchte eine kleine Bemerkung machen, in Betreff einer falschen Vorstellung über Norddeutschland. Es ist erwähnt worden dass wir einen schlechten gar nicht zulassen. Wir widerraten ihm, aber wenn er 2 Jahre in der Prima sass, hat er das Recht, und wir können es ihm nicht verwehren.

Lüttgert: Ich sprach bloss von einem Postulat.

Schmid: Sind wir nun einmal so weit dass Meinungsäusserungen über 1 und 2 möglich sind, so bitte ich diejenigen Herren welche für die alte Centralprüfung, wie sie in Württemberg bestand eintreten möchten, sich zu erheben. (Kleine Minderheit). Es enthielten sich vielleicht etliche, weil ihre Erfahrung in dieser Beziehung zu kurz ist.

Friderich aus Reutlingen: Ich glaube nicht dass wir in der Lage sind, uns über norddeutsche Angelegenheiten auszusprechen und abzustimmen, wo es sich ja bloss um württ. Einrichtungen handelt. Sie wieder aufzufrischen oder vollends sie zur Einführung in andere Staaten zu bringen ist nicht möglich. Es kann uns nicht einfallen, auf die Einrichtungen des

preussischen Staats einzuwirken. Preussen nach seiner Organisation kann nicht nachgeben und darauf eingehen. Es handelt sich darum ob wir die Ab.-Pr. beibehalten oder nicht. Und da glaube ich constatieren zu müssen dass die Stimmung der württ. Gymn.-Lehrer bei Weitem der grösseren Mehrzahl auf Zurückführung des alten Zustandes geht, (Geräusch an der Thüre) aus den Gründen, die der Hr. Thesensteller vorgebracht hat. Doch bin ich weit entfernt, einen bestimmten Antrag zu stellen, bloss die Tatsache möchte ich constatieren.

Kraz aus Stuttgart: Ich möchte nur die Bemerkung hinzufügen, warum wir eben diese frühere Einrichtung zurücksehnen. Ich kann nur im Namen des Stuttgarter Gymnasiums sprechen. Wir sind in Stuttgart in einer ungünstigen Lage dadurch dass wir wochenweise in unserem Unterricht (durch die vielen Examina) gestört sind. Nun kommt auch noch diese Ab.-Pr. dazu. So kommt es uns vor als ob ein unnötiger Aufwand von Kräften zu machen wäre. In jedem Gymnasium ist derselbe modus procedendi, und es wäre uns sehr erwünscht, wenn wir diese Last auf das Centralexamen abwälzen könnten, damit wir nicht geniert sind. Unser verehrter Rector wird mir das Zeugnis geben, wie wir zu leiden haben.

Schmid: Darüber dass wir mehr als Andere belastet sind ist kein Zweifel. In früheren Zeiten waren einfach 2 oder 3 Lehrer des Stuttg. Gymn. Mitglieder der Commission.

Müller (Ilfeld): Das Centralexamen bringt Gefahren mit sich für die Entwicklung des Gymn.-Wesens überhaupt. Wenn das Examen in derselben Schule ist, bildet sich ein mehr persönliches und familiäres Verhältnis. Ist das nicht wünschenswert? Das Ab.-Ex. ist eine Sache der Familie, ein feierlicher Schlussakt des Zusammenseins. Die Schüler wollen nicht ohne Sang und Klang fortgehen. Und dieser Tag soll ihnen besonders ausgezeichnet werden. An diesem Tage sollen besonders diese persönlichen Beziehungen gepflegt werden. Dass keine Ungerechtigkeiten vorkommen, dafür ist das Reglement da und der kön. Commissär und der Director. Dann wurde geäussert, es bilde sich bei jedem Lehrer ein bestimmter Lieblingsgegenstand. Wenn ein solches Centralexamen eingeführt ist und eine stehende Commission ernannt wird, ist die Gefahr dass ein bestimmter Stoff sich bildet und einzelne schablonenhaft verfahren noch grösser. Und wenn sich da nun ein so bestimmt abgegrenztes Gebiet ergibt, und das muss sein, wenn die Gefahr dass die Schüler nach dem gefragt werden was sie nicht wissen, beseitigt werden soll, so muss ein Mass in allen Gebieten festgestellt werden. Dadurch würde das individuelle Leben des Schülers und der Schule beeinträchtigt werden. Ich muss mich auf das Entschiedenste gegen diesen Zug der Centralisation und Schablone erklären. Das scheint mir die grösste Gefahr die in diesem Centralexamen liegt, abgesehen von allen praktischen Bedenken und der Ungerechtigkeit gegenüber den Schülern.

Schmid: Ich glaube es der allgemeinen Sitzung schuldig zu sein, die Sitzung für heute abzubrechen. Es wird nötig sein dass wir hier morgen fortfahren; denn es ist so Vieles geredet worden dem doch widersprochen werden muss, dass ich glaube, wir können so nicht aufhören.

Biehl: Zur Tagesordnung: Nach meiner Ansicht sollten wir das Heutige morgen fortsetzen und damit einige andere Fragen die im Zusammenhange stehen, verbinden. Bei uns in Oesterreich sind die Klagen über die Abiturientenprüfung sehr stark, und im

übrigen Deutschland ist dies auch der Fall dass die Schüler überbürdet werden. Für uns ist das eine Lebensfrage. (Das Uebrige ist wegen des Lärmens der Hinausgehenden unverständlich.)

Schmid: Zur morgigen Tagesordnung: H. Lattmann wird gebeten, morgen zuerst seinen Vortrag zu halten. Dann wollen wir in der Besprechung der Thesen fortfahren.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8 Uhr 15.

Schmid: Um die Zeit auszunützen, wollen wir den uns in Aussicht gestellten Vortrag des H. Lattmann (Claustbal)*) nicht länger aufschieben.

Lattmann: Wenn wir über deutsche Orthographie verhandeln, m. H., so ziemt es sich wol, auch hier das Andenken des Mannes zurückzurufen, dessen Tod sowol für die Wissenschaft überhaupt, als auch insbesondere für die praktische Frage der Reform unserer Rechtschreibung ein schwerer Verlust ist. Denn Rudolf von Raumer war gewissermaszen zum Fürer derselben berufen, und er besasz zwei Eigenschaften, welche ihn dazu vorzüglich geeignet machten: einerseits den Mut zu einer eingreifenden Aenderung und Verbesserung, andrerseits eine grosze Behutsamkeit in der Ausfürung. Es bleibt ihm das Verdienst, die Ban bezeichnet zu haben, auf welcher allein jene Reform auf Erfolg rechnen kann. Die im Januar d. J. in Berlin zusammengetretene Conferenz hat dies bestätigt; ihre grosze Bedeutung besteht darin, dasz sie den Principienstreit im wesentlichen entschieden hat, so dasz es nicht mer zweifelhaft sein kann, in welcher Richtung die Reform zu verfolgen ist. Gleichwol hat das Resultat jener Conferenz auch bei den principiellen Anhängern nicht so allgemeinen Beifall gefunden, als man hätte erwarten sollen, hauptsächlich wol deshalb, weil dasselbe als ein fertiger „Abriss für Schulen“ erschien, welcher dem deutschen Volke octroyirt werden sollte. Wenn eine solche Meinung einmal geherrscht hat, so ist sie jetzt wol aufgegeben, und jener „Abriss“ vielmer als eine Vorlage für die öffentliche Verhandlung anzusehen. In dieser Voraussetzung habe ich denselben in einer kleinen Schrift („Die Regeln der neuen Orthographie vom Standpunkte der Schulpraxis aus betrachtet und gestaltet“) einer Kritik unterzogen und gleichsam einen Gegenentwurf beigefügt. Obgleich ich nun hier hauptsächlich nur einen Punkt zur weiteren Verfolgung empfelen will, so ist es zur Verständigung doch notwendig, meine Stellung zu jenem Conferenz-Abrisse kurz darzulegen.

Die Conferenz ist meiner Ansicht nach einerseits nicht weit genug gegangen, indem sie die Beseitigung der unnützen Denungszeichen nur bei **a o u** und deren Umlauten beschloss, dieselben aber bei **e** erhalten wollte, und zwar hauptsächlich aus Besorgnis

1) Ueber den Satz: „Für die auf phonetischer Grundlage herzustellende Einigung in der Rechtschreibung ist es insbesondere auch erforderlich die aus den Mundarten in das gebildete Hochdeutsch der einzelnen Teile Deutschlands eingedrungenen Verschiedenheiten der Phonetik vollständiger zu ermitteln und in angemessener Weise auszugleichen.“

vor zu starkem Anstosse. Duden („Zukunftsorthographie") hat bereits treffend nachgewiesen, dasz diese Besorgnis eine zu grosze ist, und ich stimme ihm bei; die volle Consequenz wird die Sache nicht erschweren sondern erleichtern. Ich behaupte das nicht etwa blosz theoretisch, sondern nach eigener praktischer Erfarung. Ich habe selbst versucht, nach der Orthographie der Conferenz zu schreiben; es erforderte viel Achtsamkeit und war von einem fortwärenden Gefüle der Unsicherheit begleitet; dagegen nach Duden zu schreiben, dazu bedurfte es nur eines Entschlusses, da die ausnamslose Beseitigung des Denungs-h keinen Zweifel übrig liesz; auch an die anfänglich allerdings recht befremdlichen Wortbilder gewönte ich mich ser bald.

Andrerseits ist die Conferenz zu weit gegangen, indem sie (zum Teil mit geringen Majoritäten) auch eine Reihe von Einzelheiten festgesetzt hat, welche ser controvers sind, die Reform nur erschweren und deshalb besser unentschieden geblieben wären. Man sollte sich auf die zwei Hauptpunkte beschränken: Entfernung der unnötigen Denungszeichen und Regulirung der S-laute, alles übrige der Zukunft überlassen.

Auch in dem zweiten Hauptpunkte (Schreibung der S-laute) ist die Darstellung der Conferenz deshalb eine verfelte, weil man zwei Seiten confundirt hat, welche streng auseinander gehalten werden müssen, nämlich die lautliche und die graphische. Nach unserm jetzigen Sprachgefüle haben wir zwei S-laute, den harten ß und den weichen ſ. Diese sind auf ganz gleiche Stufe mit den übrigen harten und weichen Consonanten zu stellen; es gilt insbesondere von dem weichen S-laute dieselbe Regel wie von den Mediä b, g, d, dasz er im Auslaute und im Inlaute vor Consonant der Aussprache nach verschärft wird, aber gleichwol in der Schrift erhalten bleibt. So gewinnen wir den groszen Vorteil, dasz über die S-laute lautlich ganz genau dieselbe Regel aufgestellt werden kann wie über die Mutä; es bedarf nur des Zusatzes, dasz ß nicht im Anlaute vorkommt. Dagegen ist für die Schriftform noch zu merken, dasz ſſ als Verdoppelung von ſ und ß gilt, dasz im Auslaute und in gewissen Fällen im Inlaute s statt ſ geschrieben wird, auch ſs statt ſſ; dasz die bisher übliche Vertretung des ſſ durch ß gänzlich zu verwerfen ist.

Neben diesen materiellen Mängeln ist meiner Meinung nach aber auch das formelle Princip der Darstellung der Regeln ein unglückliches. Der erste Raumersche Entwurf gründete die Regeln auf die Betonung. Dasz diese Grundlage eine unzweckmäszige sei, habe ich in dem erwänten Schriftchen näher nachgewiesen. Auch in der Conferenz ist dies bemerkt und von den Vertretern der Berliner Regeln die zweite Grundlage der „Stammsilbe" hinzugefügt. Aber auch dieser Begriff leidet an Schiefheit, und durch die Verschmelzung beider Ausgangspunkte ist die ganze Darstellung nur verwickelter geworden. Die einzig richtige Grundlage ist der Begriff des „Stammes". Auffälliger Weise hat man in fast sämmtlichen orthographischen Regeln diesen Begriff, wie es scheint, geflissentlich vermieden, vielleicht weil es als zu gelert erschien. Aber das Rationelle ist in der Regel auch das praktisch Angemessenste; und wenn das in anderen Fällen noch bestritten wird, so ist es im Deutschen jedenfalls one Bedenken; denn ich behaupte, dasz jeder Deutsche, welcher seine Muttersprache einigermaszen spricht, ein ser bestimmtes Bewusstsein von den Wortstämmen derselben hat. Und betrachtet man die Regelbücher näher, so findet man, dasz sie, obgleich sie im Principe sich um den „Stamm" herumzuschleichen suchen, dennoch alle Augenblicke an jenes Bewusstsein appelliren. Da ist

in dem Abrisse der Conferenz die Rede nicht nur von Stammsilben, sondern auch von „stammhaften ſ und ß“, „zum Stamm gehörendem l“, von „Bildungselementen, Ableitungssilben“, ja schlieszlich von „ursprünglich deutschen Wörtern“. Woher kennen denn die Schüler das alles? Etwa aus der Wortbildungslere ihrer Grammatik? Man hält es aber ja vielfach noch für eine Sünde, eine solche zu gebrauchen, und in der Volksschule felt sie wol allgemein. Ist es da nicht richtiger, diese notwendigen Voraussetzungen der Regeln der Rechtschreibung zur principiellen Grundlage zu machen und dieselben nach den beiden Kategorien zu gestalten: Nach welchen Regeln werden die Stämme geschrieben, und wie verhält sich deren Schreibung in der Flexion und der Wortbildung? Diesem Grundsatze gemäsz habe ich die Leren der Wortbildung, in so weit sie für die Orthographie von Bedeutung sind, in meine Darstellung hineingezogen, und glaube dieselbe dadurch nicht nur praktischer und fasslicher gestaltet, sondern in den sonst so äuszerlichen orthographischen Unterricht auch ein sprachbildendes Element hineingetragen zu haben.

Abgesehen von diesen Mängeln vermisse ich nun in dem Abriss der Conferenz noch die grundsätzlich durchgefürte Rücksicht auf einen Punkt, welchen ich hier besonders zur Sprache bringen wollte. Unsre deutsche Orthographie soll auf phonetischer Grundlage ruhen; — aber die Phonetik der verschiedenen Teile Deutschlands ist eine verschiedene. Es tritt dies auch in den zalreichen Regelbüchern hervor; sie widersprechen sich in einzelnen Stücken, und einige haben Regeln, welche in den anderen felen, also nicht für nötig erachtet sind; mit einem Worte, es spiegeln sich in ihnen unsre früheren Zustände, sie haben particularistischen Charakter, indem sie die Phonetik desjenigen Teils, für welchen sie zunächst bestimmt sind, als die maszgebende voraussetzen und um andere sich wenig bekümmern. Dem entgegen verlangen unsre jetzigen Verhältnisse ohne Zweifel eine „Reichsorthographie.“ Höchst erfreulich ist es, den Grundgedanken einer solchen in dem Abrisse der Conferenz schon treffend, ja mit einer gewissen nationalen Wärme ausgesprochen zu finden. § 19. Anm. 1. heiszt es: „Diese Regel vereinigt alle Deutschen zu einer gleichmäszigen Schreibung .., obschon die Aussprache eine ser verschiedene ist.“ Ich glaube aber, dasz dieser Grundsatz nicht auf einen besonderen Fall zu beschränken, sondern noch weiter zu verfolgen ist. Es wird notwendig sein, die Verschiedenheiten der Phonetik vollständig zu ermitteln und zu berücksichtigen. Uebrigens muss ich sogleich einem Misverständnisse entgegen treten; es ist nicht etwa meine Absicht, den dialektischen Besonderheiten die Tür zu öffnen, denn darin werden wir alle einverstanden sein, dasz das gute Hochdeutsch möglichst dialektfrei sein soll. Aber gleichwol finden wir in demselben einige mundartliche Färbungen, welche sich, auch wenn man es wollte, nicht werden auswaschen lassen, und welche auch one Schaden bestehen bleiben können; — also die beliebten resp. misliebigen „berechtigten Eigentümlichkeiten.“ Es wird eben darauf ankommen, zu untersuchen, wie weit dieselben wirklich berechtigt sind, und in welcher Weise dann die Orthographie in diesen Fällen zu constituiren ist. Mir ist das Material hierfür nicht ausreichend bekannt; ich will nur einige Fälle anfüren, um näher zu zeigen, welches Verfaren ich im Sinne habe.

Zuerst kommt die Sache schon bei dem groszen Hauptpunkte, der Entfernung der Denungszeichen in Betracht. Ich habe oben die Bezeichnung der Denung bei i noch auszer Betracht gelassen. Man hat gesagt, die Consequenz erfordere, auch hier das

Denungszeichen e zu beseitigen. Allein diese Consequenz ist eine doctrinäre; das Denungszeichen bei i ist ein anderes als bei den übrigen Vocalen und verlangt deshalb eine besondere Betrachtung. Da tritt uns nun zunächst entgegen, dasz diese Bezeichnung der Denung fast ausnamslos durchgefürt und in ihrem Bestande nirgend erschüttert ist. Von den Ausnamen aber sind, wie ich in dem Schriftchen nachgewiesen habe, „wider, Lid, Biber“ zu beseitigen, und die übrigen sind wolbegründet und erklärlich. Man hat nicht „Iegel, Iesegrim“ geschrieben, um nicht zu consonantischer Aussprache des J zu verfüren; und aus demselben Grunde hat man in „ihn, ihm, ihr“ zu dem bei i ungewönlichen Denungszeichen gegriffen, da eine Bezeichnung der Denung hier doch erforderlich schien. Dagegen ist dieselbe bei „mir, dir, wir“ unterblieben, weil so häufig vorkommende Pronomina, sofern keine Verwechselungen möglich sind (wie bei „in, im und denen sich anschlieszend ir), die traditionelle Schreibweise naturgemäsz fester halten. Ich mache nebenbei darauf aufmerksam, wie einige der hart getadelten „Willkürlichkeiten“ unsrer Orthographie doch nicht so ganz grundlos oder wunderlich sind, als man meint. Darum sind denn auch diese ser verständlichen Ausnamen beizubehalten. — Für die Bewarung des ie spricht dann aber der zweite Grund, dasz dasselbe bekanntlich in vielen Fällen ursprünglich nicht Denungszeichen, sondern ein Diphthong ist, welcher in Süddeutschland meistens noch gesprochen wird, z. B. in gieng, giesze, schiebe, (liebe, schlief?). Wollte man also ie tilgen, so würde man gegen die wolberechtigte süddeutsche Phonetik verstoszen, wärend unter der Schreibung ie die Einigung auch bei Verschiedenheit der Aussprache gewonnen wird.

Mer Schwierigkeiten wird ein zweiter Punkt machen, nämlich die verschiedene Quantität der Vocale, namentlich vor S-laut. Darf ich Ihnen gleich ein par concrete Fälle vorlegen, welche zugleich zeigen, wie wenig uns zuweilen unsre Eigentümlichkeiten gegenseitig bekannt sind. Ein süddeutscher Recensent meiner kleinen deutschen Grammatik erklärte die Regeln über die Schreibung der S-laute für unklar und das Beispiel für langen Vocal vor sz „spaszen“ für falsch. Ich war frappirt durch diese Ausstellungen, bis ich mich erinnerte, dasz die Süddeutschen keinen Spāsz verstehen — aber Späss. — In einer Gesellschaft von Professoren kam die Unterhaltung in Folge etymologischer Fragen auf „Rŭss“. Ein aus Schwaben Gebürtiger fragte: „Was ist das?“ und nach der Erklärung —: „Ah so, „Rūsz“! So können also gelegentlich Nord- und Süddeutsche, welche one Zweifel hochdeutsch sprechen und schreiben, sich nicht verstehen. — Wie haben wir nun in solchen Fällen die Regeln einer einheitlichen Orthographie zu gestalten, welche auf die Phonetik gegründet werden sollen? Soll eine der beiden Aussprachen von Reichswegen approbirt und die andere geächtet werden? oder gibt es nicht vielmer einen änlichen Weg, wie bei ie, auf welchem Einheit in der Schrift und Freiheit in der Aussprache gewonnen wird? Das letztere wird abgeschnitten, wenn man in einem der beiden Wörter für ss entscheidet, da der Doppelconsonant ausnamslos kurzen Vocal verlangt. Dagegen hat die andere Regel, dasz vor einfachem Consonant langer Vocal steht, ihre Ausnamen; es sind die Wörtchen „ab, an, mit, bis, des“ u. s. w. Freilich ist bei diesen ein besonderer Grund dazu vorhanden; aber jedenfalls ist damit doch die Möglichkeit anerkannt, dasz unter Umständen der Vocal vor einfachem Consonant auch kurz gesprochen werden kann. Demgemäsz wird in jenen beiden Fällen dahin zu entscheiden sein, dasz sz zu schreiben sei; dann schreiben wir Norddeutschen „Spasz, spaszen“

nach unsrer Phonesis regelrecht, und die Süddeutschen haben die Schreibung des Wortes als Ausname anzufüren; umgekert wird „Rusz“ mit sz nach süddeutscher Phonetik regelrecht geschrieben und ist für die Norddeutschen als Ausname zu merken. Es wäre freilich noch ein anderer Ausweg möglich, nämlich dasz man zwei Schreibweisen neben einander gestattete, also „Spass oder Spasz, Russ oder Rusz“. Allein für die Praxis wäre damit nicht viel gewonnen, und die Einheit der Schreibung ziehe ich deshalb vor, weil dann in manchen Fällen auf eine successive Ausgleichung der Phonesis und Beseitigung der Ausnamen zu hoffen ist.

Aber es frägt sich, ob die Ausnamen dieser Art nicht am Ende gar zu zalreich werden. Denn die Süddeutschen kommen noch mit mereren solcher Eigentümlichkeiten. Sie sprechen auch „Rüszel, Schlosze“ mit langem Vocal; und da Sie in beiden Wörtern das historische Recht auf Ihrer Seite haben, so werden wir Ihnen in diesen Wörtern wol das sz concediren und diese Ausnamen auf uns nemen müssen; onedem schwankt das zweite Wort schon in norddeutscher Aussprache. Allein in den Württemberger Regeln wird auch verlangt „Flosze“ und „Schosz in allen Bedeutungen.“ Hier verläszt Sie das historische Recht; denn mhd. vlo͡zze, und zwar schôz gremium (worin wir übereinstimmen) aber schoz surculus und schoz vectigal. Noch mer Verlegenheit machen die Präterita mererer Verba. In Ihren Regeln heiszt es S. 13: sz steht nach langen einfachen Selbstlauten und nach den Doppellauten, z. B. beiszen, biszen, flieszen, floszen, flöszen (? Conjunct. od. = ligna flumine demittere?), genoszen, goszen, riszen, schoszen, schloszen .. sproszen (im Wörterverz.) Ich musz gestehen, dasz mir dies, da allgemeine Sprachkunde keine Erklärung bot, höchst befremdlich war. Ich wandte mich deshalb an einen in Schwaben lebenden Norddeutschen um Auskunft. Dieser antwortete: Wie die Schwaben jene Präterita sprechen, lässt sich eigentlich gar nicht sagen, denn — sie gebrauchen dieselben nicht. Sie sagen auch in hochdeutscher Conversation weder „der Hund bïss“ noch „der Hund bīsz“, sondern „der Hund hat bissen“, „wir haben rissen, gossen, schossen“, „ich bin gangen, bin flossen.“ Es kann also nur davon die Rede sein, wie sie dieselben lesen oder dann sprechen, wenn sie sich, wie in Vorträgen, eines schriftmäszigen Hochdeutsch befleiszigen; dann sprechen sie allerdings lang. Sie sehen, m. H., hier verlässt Sie nicht nur das historische Recht, sondern auch der Boden Ihrer volkstümlichen Mundart. Hier kommen nicht die Schwaben überhaupt, sondern nur die schwäbischen Gelerten in Betracht; und da möchte der Anspruch wol ein gerechter sein, dass Sie, um keine unnötigen Ausnamen zu machen, Ihre nur in den höheren Regionen herrschende Phonetik ändern. Es wird das um so leichter angehen, da Sie ja in den Participien „gebissen, genossen“ u. s. w. die kurze Aussprache haben und, wenn Sie nur die schulmäszige Schreibung „biszen“ in „bissen“ ändern, die Aenderung der Aussprache ser bald folgen wird

Ein zweiter, weiter greifender Unterschied der Quantität des Vocals findet statt in Wörtern wie „Grab, Bad, Tag“, welche in Norddeutschland bekanntlich wie Grapp, Batt, Tach gesprochen werden, und zwar zum Teil mit historischem Rechte; aber wir haben eine Folgerung daraus dadurch schon aufgegeben, dasz wir in den Verlängerungen den Vocal denen und uns nun unter das Gesetz fügen müssen, dasz der Stammauslaut der Verlängerungen auch in den einfachen Stammformen erhalten wird. Diese Regel über die auslautenden Mediä aber der norddeutschen Phonetik zum Trotz den Schülern einzuprägen macht grosze Mühe. Da ist es nun interessant zu sehen, dasz diese für norddeutsche Schüler so wichtige und notwendige Regel nicht nur in den Württemberger,

sondern auch in den Leipziger Regeln gänzlich felt! Das ist aber nicht die einzige; auch der Unterschied von V und F im Anlaute wird in norddeutschen Regelbüchern nachdrücklich bemerkt und die betreffenden Wörter werden zum Auswendiglernen aufgezält, auch die Leipziger halten das für nötig; in den Württemberger Regeln dagegen steht nur das eine Wort „Vlies."

Diese Bemerkungen werden es rechtfertigen, wenn ich unsre bisherigen orthographischen Regelbücher und zwar alle, die norddeutschen sowol als die süddeutschen, des Particularismus beschuldige. Diese Seite der Sache ist auch in der Berliner Conferenz noch nicht genügend berücksichtigt und konnte es deshalb wol nicht werden, weil sie auch litterarisch noch zu wenig beachtet ist. Ich möchte deshalb besonders die süddeutschen Collegen (wofern sie zustimmen) auffordern, von dieser Seite her an der Einigung unsrer Rechtschreibung eifriger mitzuarbeiten. Denn so wertvoll der Schritt der Preuszischen Unterrichtsverwaltung gewesen ist, so scheint die Sache doch deshalb ins Stocken zu geraten, weil, obgleich die Richtung der Reform im Principe als festgestellt angesehen werden kann, die Ausfürung doch noch einer gröszeren Abklärung und Befestigung durch die öffentliche Discussion und die Litteratur bedarf. Von dieser Seite her muss den Regierungen erst ein noch sichererer Boden dargeboten werden.

Wenn dies aber geschehen sein wird, so möchte ich darauf hinweisen, dasz alsdann ein anderes Verfaren für die Einfürung der Reform eingeschlagen werden muss, als geschehen ist. So entschieden ich die Reform für nötig halte, so entschieden würde ich mich doch dagegen erklären, wenn man etwa auf irgend einem Wege ein für ganz Deutschland einzufürendes Regelbuch schaffen wollte. Denn wenn auch die Leren der Orthographie wissenschaftlich auf Grundlage eines einheitlichen Ausgleichs der Phonetik zu constituiren sind, so ist doch vom pädagogischen Standpunkte zu fordern, dasz das Schulbuch in der Darstellung der betreffenden Stücke je von der besonderen Phonetik ausgeht, welche die Schüler von Haus mitbringen. Aber auch etwa ein Normalbuch, nach welchem sich die übrigen zu richten hätten, wird sich nicht herstellen lassen. Denn wer sollte es verfassen und autorisiren? Weder eine zu diesem Zwecke berufene Commission, noch der Reichstag wäre dazu competent, wie kürzlich auf dem Journalisten-Tage mit Recht ausgesprochen ist. Man wird überhaupt gänzlich davon absehen müssen, die Rechtschreibung in der Weise wie ein Reichsgesetz feststellen zu wollen. Es kommt vielmer nur darauf an, der Einheitlichkeit der Orthographie einen äusserlichen Halt darzubieten, an dem sie sich herausbildet und durch den sie geschützt wird, one an einer etwa erforderlichen künftigen Weiterbildung zu ser gehindert zu werden. Welches dieser Halt sein könnte, lässt sich vielleicht aus der Geschichte entnemen. Wer war es in dem Zeitalter der Reformation, der one irgend eine Vorschrift zu geben als Autorität für die allgemeine deutsche Rechtschreibung angesehen wurde? Bekanntlich die Kursächsische Kanzlei. Es käme darauf an, jetzt die Reichskanzlei in eine änliche Stellung zu bringen. Freilich würde auch dem Reichskanzler nicht die Competenz zuzugestehen sein, eine Orthographie nach seinem Belieben oder nach einseitiger Neigung festzustellen. Aber so wie nach dem langen Streite über die verschiedenen Principien, nach denen unsere Orthographie reformirt werden könnte, der Preuszische Unterrichtsminister im Stande war, eine Anzal von Autoritäten aus den verschiedenen Teilen Deutschlands und verschiedenartigen Stellungen zusammenzurufen, welche im allgemeinen dem

Raumerschen Principe zugetan waren und dessen Erfolg versprechende Anerkennung constatirten — (was wol für kein anderes in diesem Masze möglich gewesen wäre) — ebenso wird, sobald innerhalb dieser Richtung die noch bestehenden Schwankungen über das Masz der Durchfürung derselben zu einer consistenteren Gestaltung gekommen sind, sich wiederum eine änliche Commission berufen, oder auch nur eine Anzal von Gutachten einziehen lassen (denn es handelt sich nur um die Frage, wie weit die Denungszeichen zu entfernen sind), wodurch der auf dieser Ban gewonnene Fortschritt der Einigung constatirt wird. Alsdann wird Niemand dem Reichskanzler — (deshalb sollte dieser jene Constatirung veranlassen) — die Competenz streitig machen, seiner Kanzlei — Niemand anders — aufzugeben, diese Rechtschreibung zu befolgen. Die Sache würde nicht one Einvernemen mit den Preuszischen Ministern geschehen, und diese dann ihre Kanzleien nach der Reichskanzlei sich zu richten anweisen. Weiter reicht die Competenz der Ministerien nicht, und das alte deutsche Grundrecht, dasz ein jeder schreibt wie es ihm beliebt bleibt wenigstens in der Theorie bestehen; die Presse möge drucken, die Journalisten mögen schreiben, wie sie wollen; ja selbst den Schulen sollte man keine Vorschriften machen, sondern — natürlich unter Aufrechterhaltung der Bestimmung, dasz an einer Anstalt auch nur ein und dieselbe Schreibung gelert werde — es ruhig den Lerern überlassen zu leren, wie sie es für zweckmäszig und angemessen halten. M. H., wer die Verhältnisse in Preuszen kennt, wird wissen, dasz in wenigen Jaren sämmtliche Preuszische Schulen die Orthographie der Reichskanzlei leren. Allein damit hätten wir im Grunde erst eine Preuszische Orthographie; es käme nun darauf an, dasz auch die Kanzleien der übrigen deutschen Staten sich anschlössen. Ich möchte nicht, dasz man sich, um dies herbeizufüren, auf den bloszen natürlichen Druck verliesze, welchen der Groszstat übt; man könnte sich sogar täuschen, da das Gebiet der Sprache denn doch ein zu unfassbares für die äuszerliche Macht ist. Sicherer und erenvoller wird man verfaren, wenn man darauf ausgeht, von vorn herein die Sache so anzulegen, dasz man bereitwillige Zustimmung aus der Ueberzeugung des Rechten gewinnt. Und gerade dazu ist es von Bedeutung, dasz schon in der wissenschaftlichen Gestaltung der Orthographie alle Besonderheiten der Phonetik ihre gebürende Berücksichtigung und Ausgleichung finden.

Schmid: Ich spreche gewiss in Uebereinstimmung mit der ganzen Versammlung, wenn ich dem H. Lattmann für seinen Vortrag unsern innigsten Dank ausspreche. Er hat eine solche Fülle von Gedanken vor uns ausgeschüttet, dass ich sagen kann, wir alle bewegen von neuem in unserm Gemüte diese Fragen. Aber obgleich nun gerade in dieser Versammlung vorzugsweise berufene Männer sich befinden, die darüber zu sprechen geneigt sind — ich kann mir gut denken wie es meinen Collegen Kraz brennt darauf zu antworten — so dürfen wir doch in eine Debatte nicht eintreten, in Folge der gestrigen Bestimmung über die Tagesordnung. Wir haben die Fortsetzung der Debatte darauf gesetzt, und wir brauchen die Zeit ganz gewiss vollständig, wenn wir auch nur einige Spitzen der Thesen noch berühren wollen, die uns College Bender vorgelegt hat. Ich bitte Sie daher, in die Fortsetzung der Besprechung einzutreten.

Kraz: will im Protokoll bemerkt haben, dass er unfehlbar auf die Rede Lattmanns geantwortet hätte und nur durch das Abschneiden der Discussion darüber verhindert worden sei.

Schmid: Wir haben gestern von den einzelnen Thesen zunächst die ersten be-

sprochen. Es sind verschiedene Ansichten zum Ausdruck gekommen. Ich möchte nun den H. Referenten bitten, was übrig ist von dem sachlichen Gehalt von These 6 an zu besprechen. Vielleicht wird sich dann noch die Debatte auf die principiellen Fragen hinüberführen lassen, und ich bin dann bereit, da wir in keinem Fall zu einer Abstimmung gelangen können und dürfen, einen Abschluss herbeizuführen, indem ich Ihnen ein paar Sätze vorlege, in denen wir denke ich uns einigen werden.

Bender: Zuerst möchte ich Einiges auf das gestern am Schluss Vorgebrachte erwidern. Ich habe mir über das was von Andern gesprochen worden ist einige hieroglyphische Bemerkungen gemacht, die ich aber heute nicht mehr zu entziffern vermag. Es war die Rede davon, als ob der Vorschlag der Centralprüfung auf andere Länder übertragen werden solle und wir Württemberger sie dem preussischen Staat aufoctroyieren wollten. Davon konnte natürlich keine Rede sein. Mein Gedanke war, die Norddeutschen Herren mit unsrer Centralprüfung bekannt zu machen, bei ihnen eine Vorstellung zu erwecken, wie wir dazu kommen, die frühere Einrichtung zurückzuwünschen, damit eine Restauration ihnen nicht als Eigensinn und Verstocktheit aussähe. Es ist ferner der Gedanke ausgesprochen worden dass von sämmtlichen Gymnasien Vertreter zur Prüfungscommission einzuberufen nicht tunlich sei. Bei uns ist das anders, als bei Ihnen, wo 15—18 Gymnasien in einer Provinz sind. Was nun die Bemerkung des H. Dr. Müller betrifft, wenn meine Hieroglyphen Stich halten, dass Familiarität kein Fehler sei, so muss ich sagen, es kommt das auf die Definition von Familiarität an. Es hat sein Richtiges und sein Falsches. Es kann berechtigt sein, dass eine Intimität stattfindet, aber sie kann auch zu weit gehen.

Müller (Ilfeld): Dass es nicht ausartet, dagegen haben wir den Schulrat.

Bender: These 6. Ich weiss kaum, ob es hier nötig sein wird, mehr Worte zur Begründung zu sagen. Ein Lehrer kann möglicher Weise tüchtig sein, aber zum Examinator taugt er nicht. Es kommt hier die Temperamentsfrage in Betracht. Wenn ein Lehrer beim Examinieren dazwischen hineinfahren will und mit Ermahnungen aufrütteln, macht das oft mehr einen störenden und einschüchternden Eindruck. Man muss hier freilich die passenden Männer finden, und solche werden sich doch finden lassen. Man muss ja nicht beiziehen, wen man eben hat, ob passend oder nicht passend. Und das ist beim Abiturienten-Examen der Fall. Hier werden eben die Lehrer beigezogen, jeder in seinem Fach, ob er taugt oder nicht. Es zeigt sich hier oft die Unfähigkeit, sich in den richtigen modus hineinzufinden.

Müller: Es examiniren die Lehrer der Prima und Oberprima.

Bender: Wo das Gymnasium eine nicht allzu grosse Zahl von Lehrern hat, muss man sämmtliche beiziehen. Wir haben in unsrem Lehrercollegium fünf Hauptlehrer, und alle werden zum Abiturienten-Examen beigezogen. Ob diese alle gute Examinatoren sind, das ist sehr problematisch, glaube ich.

Schmid: Ich bitte die Herren, sich darüber aussprechen zu wollen.

Lüttgert: Es ist eine Bereicherung der norddeutschen Kenntnis, dass ein Obergymnasium ein so kleines Lehrercollegium hat. Demnach liesse sich aber dieser These mit Beziehung auf das jugendliche Alter eine Gegenthese gegenüberstellen, etwa: der unbekannte Examinator ist für dieses Alter ein relativ unbrauchbarer. Sie liesse sich stellen, und Sie wissen, was ich damit sagen will.

Schmid: Mir ziemt es nicht, in die Debatte einzugreifen.

Bender: Dass der unbekannte Examinator deswegen unbrauchbar sei, weil er, der die Schüler nicht kennt, einen einschüchternden Eindruck macht, das denke ich, wäre eine Unfähigkeit, die im Institut liegen würde.

Müller: Ich möchte fragen: Dient das Abiturienten-Examen denn nicht dazu, gute Examinatoren zu bilden, und sind es bloss die geborenen Examinatoren die zur Prüfung berufen werden?

Lattmannn: In Norddeutschland ist es den übrigen Lehrern erlaubt teilzunehmen, und jeder jüngere sucht durch wiederholte Besuche sich mit der Art und Weise bekannt zu machen. Dies schliesst nicht aus dass, wenn er eintritt, er das erste, zweite, dritte Mal es nicht zu handhaben weiss. Ebenso bei dem Director. Er wird aber durch Collegen, die längere Uebung haben, getragen und gestützt. Fällt einmal das Französische oder das Mündliche nicht ganz gelungen aus, so kann es doch später gelingen. Man muss zwei Jahre beschäftigt sein, um die nötige Gewandtheit zu bekommen. Der Herr College gibt dem Ausdruck, als ob die Herren in Süddeutschland von dem Standpunkt dieses jungen, neu eingetretenen Lehrers ausgiengen. Die längere Tradition bringt es dann mit den Jahren dahin, dass im Lehrercollegium eine sehr befähigte Commission ist.

Ein Mitglied: H. College Lattmann sagt, dass die jüngeren zuhören können. Dieser Tag wird als Festtag betrachtet, und da sind die Jüngeren vom Schulrat aus verpflichtet teilzunemen.

Schmid: Davon wussten wir nicht das Geringste. Wir haben keinerlei Oeffentlichkeit.

Lattmann: Diese Oeffentlichkeit ist auf das Lehrercollegium beschränkt, das für eine Reihe von Uebelständen ein Correctiv ist.

Lüttgert: Sie ist nicht auf das Lehrercollegium beschränkt. Es ist ausserdem in der Stadt eine Commission, die einen Commissarius sendet.

Schmid: Also Oeffentlichkeit in beschränktem Sinn.

Stimmen: Letztere nur für städtische Gymnasien (Stimme: bitte königliche). In Berlin ist es nicht Sitte. Magistratspersonen können nicht zugelassen werden, auch wenn die Schule aus städtischen Mitteln unterhalten wird.

Bender: Diese factische Bemerkung war mir sehr wertvoll. These 7. Diese These habe ich bloss einer gewissen Vollständigkeit wegen hereingenommen.

Schmid: Wollen Sie doch das Wort „Controle“ näher ausführen.

Bender: Roth verstand darunter, wenn Lehrer einberufen werden und im Namen der Behörde prüfen, so dient dies mehr dazu dass die Oberbehörde einen deutlicheren Einblick in den Unterrichtsgang bekomme und eine Visitation vermittelst des Examens eingeführt sei. Man will vielmehr bloss sehen ob die Schüler fähig sind.

Schmid: Die norddeutschen Collegen werden hier sagen, die Schulräte kommen ja und haben Gelegenheit dazu.

Bender: Das ist etwas das sich von selbst ergibt, aber nicht von vorn herein auszusprechen ist.

These 8. Es ist glaube ich bei uns die Ansicht ziemlich allgemein dass solche

Inconvenienzen vorhanden sind. Es handelt sich um die Sympathieen und Antipathieen, welche die Lehrer nun einmal für gewisse Schüler haben. Man hat einen Schüler gern, mag er auch kein ausgezeichneter sein, wenn er liebenswürdig und ordentlich ist. Man sucht bei schlechten Arbeiten ihm nachzuhelfen und geht unwillkürlich manchmal zu weit. Ebenso ist es andererseits mit der Antipathie. Notwendig ist dies da der Fall, wo die Lehrer mit den Schülern bekannt sind und Familiarität besteht. Dies kommt weniger vor, wenn die Examenscommission mit den einzelnen nicht so bekannt ist. Sie steht den Schülern objectiver und unparteiischer gegenüber, und wenn ein Lehrer dabei ist, der sie kennt, wird durch den Einfluss der anderen dies paralysiert werden. Durch Bitten, Besuche der Eltern und Verwandten wird man incommodiert, und Sie werden Alle schon erfahren haben, welch peinlichen Eindruck das macht. Man ist entschlossen, keinen Zugang zu gewähren. Aber wenn man bis aufs Blut geplagt wird und das unverschämte Geilen nicht aufhört, wird man irre geführt oder doch unangenehm berührt durch solche Anläufe. Und sehr leicht kann es vorkommen, dass ein Lehrer auf den moralischen Standpunkt nicht so Rücksicht nimmt und finanziell-ökonomischen Verhältnissen Rechnung trägt. Wenn ein Schüler aus finanziellen Gründen nicht länger auf dem Gymnasium bleiben könnte, wird man von den Besuchen der Mutter bestürmt? Solchen Einflüssen gegenüber ist der Lehrer doch Mensch, und der Humanste wird ein wenig influirt, ja gerade der Humane. Der Rigorist wird in Gefahr sein, gar zu weit zu gehen. Oft wird man auch einen schlechten Schüler sich möglichst bald vom Hals schaffen wollen. Dem Allem wird beim Centralexamen nicht ganz abgeholfen, aber die persönlichen Sympathieen sind dort weniger stark. Der Examinator ist fern von der Stätte, wo er bisher gestanden hat. Die Eltern laufen den zum Examen einberufenen nicht nach Stuttgart nach. Unter localen Inconvenienzen meinte ich diejenigen welche mit Ort und Stelle zusammenhängen.

Schmid: Gelegenheit zu Unterschleifen dachte ich mir.

Bender: Ob die stärker ist, fragt sich, weil ja, wie gestern erwähnt wurde, die Zahl beim Centralexamen eine grössere ist. In Tübingen sind es diesmal 23, in Stuttgart 27.

Schmid: Sie setzen die Fortdauer des einen Examens im Jahr voraus.

Bender: Man müsste eben da durch Custoden helfen. Es ist auch schon bei kleinen schwierig, die custodia sicher durchzuführen.

Lüttgert: Zugestanden ist von dem H. Referenten, dass hüben wie drüben es Inconvenienzen gibt. Das Examen ist eines von den vielen menschlichen Dingen, die mit Unvollkommenheiten bekleidet sind. Wenn er aber sagt: Homo sum, so erkläre ich gerade es für einen Vorzug dies zu sein, eben für das Examen. Alle diese Beispiele gegen unsre Institution in gegenteiligem Sinne auszuführen, würde zu zeitraubend sein. Ich glaube berechtigt zu sein, die einzelnen Inconvenienzen mindestens in gleichem Grade auf beiden Seiten zu suchen.

Müller: Gegen Sympathieen und Antipathieen ist der Schulrat da, der die ausgleichende Macht hat. Auch die Lehrer sind dagegen geschützt, falls sie sich fortreissen liessen.

Ein Mitglied: Dass Sympathieen und Antipathieen vorhanden sind, ist nicht zu leugnen beim Abiturienten-Examen und auch im andern, wie überhaupt im

Schulleben. Es hängt mit der guten Sitte zusammen, dass die Eltern mit den Lehrern ihrer Söhne im Verkehr sind. Aus meiner Erfahrung weiss ich es, ich empfange sehr viel Besuch auch bei der Uebergangsprüfung von einer zur anderen Klasse. Eine solche Besprechung mit den Eltern hat auch das Gute, dass man den Jüngling noch von anderen Seiten kennen lernt. Notizen können wir sehr wohl brauchen. In eminentem Masse finden diese Besuche vor dem Abiturienten-Examen statt. In allen Jahren werden wir namentlich von den Eltern zweifelhafter Schüler besucht. Und da hat uns eben, sonst möchte ich nichts hinzufügen, unsere staatliche Verpflichtung zu leiten.

Bender: Was die Controle durch den Schulrat betrifft, so habe ich vor diesem allen denkbaren Respect, schon weil ich die Einrichtung nicht näher kenne. Aber was diese persönlichen Sympathieen und Antipathieen betrifft, so wird sich das dem Auge notwendig entziehen. Sie sind im Hintergrund. Ueberdies wird jeder Lehrer, der sich solcher Sympathieen bewusst ist, dem Auge des Schulrats dies zu entziehen suchen, weil er wohl weiss, dass es nicht ganz in der Ordnung ist. Ob diese Controle den Schaden entfernen kann, will ich dahin gestellt sein lassen. Was andrerseits den Verkehr mit den Eltern betrifft, so tritt dieser nicht so sehr hervor. Bei uns macht man überhaupt weniger Besuche. Ich werde nur gefragt, wenn es hapert. Es ist für mich schon ein schlimmes Zeichen, wenn eines der Eltern kommt. Natürlich bei Examen, auch bei Promotionsexamen sind die Anläufe stark.

Lüttgert: In den 5 Jahren meines Directorats, in 10 Jahren überhaupt ist nicht ein Vater oder eine Mutter zu mir gekommen. Und um die Controle durch den Schulrat gebe ich nicht viel. Wer in seinem Gewissen nicht gebunden ist, wird auch durch den Schulrat nicht geniert. Aber es ist eine corona von Lehrern zugegen, und so wird, wer selbst nicht fest in seinem Gewissen ist, schon aus Anstand richtig handeln. Man muss Zeuge eines solchen Examens gewesen sein. Nachweisen lässt sich das nicht. Ich kann Ihnen aus persönlicher Erfahrung und Ueberzeugung sagen dass die Vorwürfe im Ganzen und Grossen nicht zutreffend sind.

Ein Mitglied: Ich möchte nur das Factum hinzufügen, dass die Besuche vor dem Abiturienten-Examen seltener sind als beim Uebergang von Tertia in Secunda. Bei uns Klassenlehrern sind die Besuche sehr zahlreich, weil man allerlei Verhältnisse mit den Eltern zu besprechen hat. Aber um eine Versetzung von der vorobersten in die oberste Klasse durchzuführen, erhalten wir wenig Besuche, weil die Jugend aus dem Alter hinaustritt, in dem andere für sie eintreten müssen.

Büchler: Sie haben nicht berührt, dass es in einem kleinen Städtchen vorkommen kann, dass die Eltern, die gut wissen, der Professor hat meinen Sohn streng geprüft, persönlichen Hass auf ihn werfen und ihn verfolgen. Ist der Vater ein einflussreicher Mann, so kann dem Lehrer der Aufenthalt im Städtchen sehr schwer gemacht werden. Beim Centralexamen kann er die Achseln schütteln.

Schmid: Wir wollen zu These 9 übergehen.

Bender: Darüber hat gestern schon College Kraz gesprochen. Wenn man einen beschränkten Raum hat und es eine grössere Zahl von Examinanden ist, man aber nicht weiss, wohin mit ihnen, so ist das ein localer Uebelstand. Es wird der Unterrichtsgang gestört durch dieses Examen. Wenn es nur die Oberprima berührt, man aber das rechte Local nicht hat, muss man die Unterprima entlassen.

Lüttgert: Ich möchte bloss berichtigen, das Examen zerfällt ja in schriftliches und mündliches. Das schriftliche währt 5 Tage. Die gesammte Prima wird schriftlich beschäftigt. Die Abiturienten sitzen nicht bei einander. Nur für die Mathematik machen wir eine Ausnahme. Dadurch wird der ganze Unterricht nicht gestört. Dann beim mündlichen haben wir höchstens bei den gewöhnlichen Anstalten sie einen ganzen Tag zu entlassen. Man mag doch nicht Mücken seigen und Kameele verschlucken. Es ist das nicht massgebend. Wir müssen doch manchen Tag frei geben. Wir machen alle katholischen Feiertage mit, und an dem einen Prüfungstag kann man sie schon mit Arbeiten beschäftigen.

Bender: Beschäftigen kann man sie schon, das Local hat man aber nicht dazu. Damit ist aber auch nicht viel geholfen, corrigieren muss man die Arbeiten nachher jedenfalls.

Müller: Die Lehrer wechseln mit der Aufsicht.

Bender: Es ist möglich da wo die Locale ausreichen. Wir müssen die Prüfung im Klassenzimmer der Prima halten.

Müller: Das ist ein localer Uebelstand.

Bender: Ich bitte H. Rector Baur, zu sagen, ob es möglich ist, ein anderes Local zu schaffen.

Schmid: M. H. Es ist Zeit, dass wir zu einem Abschluss kommen.

Lattmann: Lassen Sie mich ein Wort auf diese ganze Debatte hin aussprechen. Ich muss gestehen, ich bin verwundert, mir selbst ist die Einrichtung der preussischen Abiturientenprüfungen viel zu centralisiert. Wenn ich auf ältere Zeiten zurückgehe, — ich bin annectierter Preusse und in althannöverischen Traditionen aufgewachsen, bin aber sehr begeistert für das Reich — so muss ich bekennen, diese preussischen Einrichtungen sind mir ihrer Neigung zur Centralisation wegen zuwider. Dass die Thematen zu Aufsätzen den Schulräten eingeschickt werden müssen, ist mir und vielen hannöverischen Lehrern verletzend. Ebenso dass bei jedem Examen ein Schulrat anwesend ist, das ist mir nach meinem althannöverischen Gefühle verletzend. Für alle Eventualitäten ist der Director da, um als Vermittler aufzutreten. Früher in Hannover war es Sache des Directors des Gymnasiums, das Examen zu halten. Ueberhaupt ist das meine Sache, die Verantwortung trage ich. Ein Commissär, der gewählt wird, (Murren) — hat nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit wie Director und Lehrer. Es hat mich im Sinne meines Standes unangenehm berührt, als ob so viele Schwache darunter wären, die solchen Einflüssen, wie sie vorgebracht wurden, nachgeben würden. Ich weiss nicht, ich meine, in unserem Stande müsse das Bewusstsein herrschen, dass Sachen die uns angehen auch nur uns angehen und wir die Verantwortung übernehmen (Vereinzelte Bravo).

Schmid: Ich dränge zum Schluss. Ich habe vorangeschickt, dass es zweckmässig sei, eine eingehende Schilderung beider Examen zu geben, des einen, wie es bei uns geherrscht hat und des andern, wie es auf unsern Boden verpflanzt worden ist. Es hätte dies vielleicht manche Gegenbemerkung zum voraus abgeschnitten. Allein die Art, wie die Frage behandelt wurde, hat im Wesentlichen auf dasselbe geführt. Es kamen ja doch die Standpuncte zur Besprechung, und es wird auch auf diese Art nicht so schlimm gewesen sein. Ich möchte einen Vorschlag machen, wie wir zum Abschluss kommen könnten. Bei der Beratung der Frage: ob Abiturientenexamen oder Centralprüfung?

sind die Ansichten sehr weit auseinander gegangen. Während namentlich die Norddeutschen sich durchgängig mit ihrer Prüfung einverstanden erklärten, spricht sich die überwiegende Mehrzahl — wenn es so ist — der württembergischen Gymnasiallehrer dahin aus, dass sie die Vorzüge des früheren Verfahrens den dem neueren anhaftenden Mängeln gegenüber für überwiegend ansehen und desshalb den Wunsch aussprechen, dass man in Württemberg zu der früheren Prüfungsmethode zurückkehren möge. Das sehe ich für das richtige Resultat an, wie es dem Sachverhalt entsprechen würde. Doch können wir es nicht auf die Abstimmung ankommen lassen. Es wäre das von beiden Seiten unberechtigt.

Baur: Ich glaube doch dass die Besprechung der beiden Standpuncte dahin geführt hat, uns mit der norddeutschen Einrichtung, dem Abiturientenexamen, einigermassen zu befreunden, und ich glaube, wir werden uns, wenn wir uns eingelebt haben, noch mehr damit befreunden.

Schmid: Ich für meine Person bin vollständig mit der Abiturientenprüfung einverstanden. Ich bin überzeugt, sie wird sich Bahn brechen, und glaube dass die Nachteile der alten Prüfungsart grösser waren als die der neuen.

Kraz: Ich möchte einige Worte hinzufügen. Es muss für das Stuttgarter Gymnasium Hilfe geschaffen werden. Wir leiden unter dieser Einrichtung, aber nicht wegen der ihr principiell anhängenden Eigenschaften, sondern besonderer Verhältnisse wegen. Meine Opposition gieng bloss von meiner Stuttgarter Erfahrung aus. Daher stimmte ich für die Centralprüfung.

Schmid: Das ist Sache des Stuttgarter Rectors, hier für Abhilfe zu wirken.

Kraz: Ich lege Wert darauf, dass die Behörde aus den Verhandlungen die Notwendigkeit der Abhilfe ersehe.

Kraut (aus Heilbronn): Ich bin bekehrter Gegner des Abiturientenexamens. Es ist Schade dass so wenig Württemberger da sind.

Schmid: So möchte ich vorschlagen, zu setzen: ein namhafter Teil.

Bender: Ich kann gerade nicht sagen, dass ich ein bekehrter Gegner des Abiturientenexamens sei. Aber ich darf eingestehen, als Verteidiger dieser Thesen habe ich vielleicht einen rigoristischeren Standpunct eingenommen als ich innerlich habe. Damit ist nicht gesagt, dass ich ein Freund der neuen Einrichtung sei, aber es war mir sehr wertvoll, Bemerkungen zu hören, aus denen ich sehr vieles zur Milderung meiner Opposition entnehmen konnte. Ich kann daher dem von H. R. Baur Gesagten beistimmen.

Baur: Ehe wir setzen: Bei einem namhaften Teil der württembergischen Gymnasiallehrer hat die Debatte den Erfolg gehabt, sich mit der Abiturientenprüfung mehr zu befreunden, glaube ich, muss das zuerst festgestellt werden.

Lattmann: Wir wollen von einer definitiven Entscheidung absehen und sagen: Bei einem Teil ist eine grössere Befreundung eingetreten.

Biehl: Ich will mich gegen keinerlei Abfassung erklären, da der Anlass württembergische Einrichtungen sind. Wenn hier abgestimmt wird, kann nach meiner Ansicht bloss so abgestimmt werden, dass Württemberger sich daran beteiligen. Die Debatte aber ist allgemein gewesen, die Württemberger sollen später in einer Versammlung abstimmen, unser Beschluss kann nur allgemeiner Natur sein.

Kraz: Es wird, scheints, vorausgesetzt dass sämmtliche Nichtwürttemberger für das Abiturientenexamen seien.

Schmid: Die norddeutschen Collegen haben sich durchgängig für ihre Einrichtung erklärt. Die Württemberger sind mehr beruhigt worden und haben sich mehr beruhigen können. Ich hoffe, wenn ich unsere Verhandlungen bis zur Berichterstattung zusammenfasse und formuliere, werden Sie mir nicht widersprechen.

Nun sage ich noch zum Schluss, M. H., Ihnen herzlichen Dank für Ihre rege Teilnahme und die Nachsicht die Sie mir gewährt haben.

Lüttgert: Ich spreche gewiss im Sinne Aller, wenn ich mir erlaube, unsrem verehrten Praesidium die Gefühle des Dankes auszusprechen für die Umsicht und die Unparteilichkeit, mit welcher Herr Ob.-Stud.-Rat Schmid die Verhandlungen der paedagogischen Section geleitet und unsre Debatten zu einem guten Ende zu bringen verstanden hat. (Zustimmung.)

II. Die archäologische Section constituierte sich Montag den 25. September nach Schluss der allgemeinen Sitzung. Prof. Schwabe begrüsst die Versammelten, berichtet über die von ihm zur Bildung einer archäologischen Section getanen Schritte und empfiehlt zunächst gemeinsame Besichtigung der Olympia-Abgüsse. Durch das höchst dankenswerte Entgegenkommen des K. Museums zu Berlin habe er es ermöglichen können, den Teilnehmern unserer Versammlung Abgüsse (die ersten, nach den jüngst in Berlin ausgestellten) von den vier wichtigsten Olympia-Funden, der Nike des Päonios, der Atlas-Metope, einem Wagenlenker und einem Flussgott vor Augen zu stellen. Endlich schlägt er, da seine Verpflichtungen als zweiter Präsident der allgemeinen Versammlung es ihm nicht erlauben, sich den Sectionsversammlungen so zu widmen wie er wünsche, zum Vorstand der Section vor Herrn Prof. Bursian, als früheren Tübinger. Der Vorschlag fand einstimmige Annahme. Das Amt eines Schriftführers übernimmt Herr Gymnasialassistent H. Kleitner aus München.

Als Teilnehmer der archäologischen Section schrieben sich ein die Herren:

1. C. Bursian aus München.
2. J. Cäsar aus Marburg.
3. W. Christ aus München.
4. S. Eck aus Tübingen.
5. Egelhaaf aus Heilbronn.
6. G. Fehleisen aus Tübingen.
7. W. Gebhard aus Braunschweig.
8. H. Georgii aus Stuttgart.
9. F. Haug aus Constanz.
10. E. Herzog aus Tübingen.
11. W. Ihne aus Heidelberg.
12. Ilg aus Innsbruck.
13. H. Jaenicke.
14. Klaus aus Gmünd.
15. Th. Klett aus Tübingen.
16. H. Kleitner aus München.
17. Krafft aus Maulbronn.
18. H. Leibnitz aus Tübingen.
19. Merk aus Ehingen.
20. Planck aus Heilbronn.
21. C. Prien aus Lübeck.
22. A. Rapp aus Stuttgart.
23. Rheinhard aus Stuttgart.
24. J. Rieckher aus Heilbronn.
25. A. Riese aus Frankfurt a. M.
26. Schall aus Marbach.
27. L. Schwabe aus Tübingen.
28. B. Stark aus Heidelberg.
29. J. R. Tobler aus Zürich.
30. E. Wagner aus Karlsruhe.
31. P. Weizsäcker aus Hohenheim.
32. A. Wintterlin aus Stuttgart.
33. E. Wizemann aus Esslingen.

Erste Sitzung.

Dinstag den 26. September 1876.

Morgens 7½ Uhr Zusammenkunft auf dem Schloss in dem grossen Saale der Bibliothek behufs Besichtigung der Olympia-Abgüsse. Prof. Bursian übernimmt die Erläuterung der Abgüsse.

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September 1876, Morgens 8 Uhr.

Prof. Stark aus Heidelberg hält folgenden Vortrag „zur Formenlehre der antiken Kunst".

Wer Gelegenheit durch eine Reihe von Jahren gehabt hat, Besucher einer öffentlichen Antiken- oder Gipsabgusssammlung zu geleiten und Rede und Antwort auf die rasch sich drängenden Fragen zu stehen, wird gewohnt sein, zuerst durch die historische Frage: Wer hat dies gemacht? In welchem Jahre ist jenes gearbeitet worden? einigermassen in Verlegenheit gesetzt zu werden. Er wird in den weitaus meisten Fällen den Namen des Meisters nicht nennen können, über den Zeitpunkt des Entstehens nur allgemein nach Jahrhunderten, ja nach Epochen Auskunft geben können.

Die zweite Frage folgt alsbald der ersten: Was bedeutet das? Welche Person ist da dargestellt? Befindet sich der Gefragte auch hierbei meist in einer etwas besseren Position; dennoch kann er oft genug nur den Kreis mythologischer Gestalten angeben, in den ein Denkmal hineingehört, nicht eine bestimmte Etikette sofort demselben anhängen; oft genug muss er über den Namen der historischen Person seine Unkenntniss bekennen.

Für viele Besucher ist mit diesen zwei Fragen das Hauptinteresse an den Kunstwerken erledigt, und doch beginnt nun erst die rechte Aufgabe des Periegeten und archäologischen Lehrers, einfach erst analytisch den dunkeln Gesammteindruck zu zerlegen in seine Elemente, diese für sich und im Vergleich mit den verwandten näher zu bestimmen und so allmählig zur geistigen Reconstruction des Ganzen fortzuschreiten, wobei dasselbe sofort inneres Leben gewinnt und aus einem todten Object zu einem lebendigen Organismus, zu dem Zeugniss eines künstlerischen Geistes und zugleich zu unserem inneren Besitze wird.

Auch in unserer Wissenschaft selbst hat die Frage früher nach dem Künstler und der Zeit, hat dann seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Frage nach dem Inhalt des Kunstwerkes, nach dem Dargestellten eine Hauptrolle gespielt; das Bedeutungsvolle, das Symbolische trat ganz in den Vordergrund, und wir Alle wissen, welche Irrwege eingeschlagen und breit getreten wurden.

Heutzutage hat man mit Recht unter dem Einflusse der exakten Naturwissenschaften wie der kritischen philologischen Methode, ich darf aber auch sagen in dem oft unbewussten Anschluss an die von Winckelmann aufgestellten und klar ausgesprochenen Grundsätze künstlerischer Darstellung überhaupt sich der Erforschung der Formenlehre der Kunst mehr zugewandt. Und für diese in ihrer Gesammtheit, in ihren Hauptfragen immer neu meine jüngern Fachgenossen zu interessieren, einiges weniger Beachtete herauszuheben ist der Zweck dieser Mitteilungen.

Die bildende Kunst spricht eine Sprache welche für jeden mit Augen und Tastsinn Begabten bis zu einem gewissen Grade verständlich und geläufig ist. So wenig aber derjenige, welcher nie Grammatik getrieben, nie über die Grundbegriffe derselben, über Nomen, Verbum, Genera, Casus, Modi, Tempora, Numeri, über den einfachen und zusammengesetzten Satz, über Haupt- und Nebensätze sich unterrichtet hat, auch nur im Stande ist, den einfachsten Text in seiner Muttersprache klar und bündig aus einander

zu legen und einem dieser Sprache nicht Kundigen zum Verständniss zu bringen vermag, so wenig weiss der gewöhnliche Beschauer mit einer antiken Statue oder einem Relief wissenschaftlich etwas anzufangen, ihr Wesen und ihren Wert — wenn er auch das dunkele Gefühl der Schönheit und selbst der Bedeutung hat, sich und Anderen klar zu machen. Auch hier gilt es, eine Formenlehre und eine Syntax, auch hier Genera und Modi, Casus und Flexionen als erste Gesichtspunkte kennen zu lernen.

Und ich sagte oben, nur bis zu einem gewissen Punkte ist dem mit gesunden Sinnen begabten Menschen ein Werk der bildenden Kunst in seiner Sprache verständlich. Auch hier tritt die Differenzierung sehr bestimmt und scharf ein nach der Nationalität, dem Klima, dem Kulturzustand, nach Material, Grösse, Standpunkt des Beschauers.

Diese Sprache der Kunst, speciell der antiken zu studieren, ihre festen bleibenden Erscheinungen im Einzelnen zu beobachten und ihre Gesetze auszusprechen, das ist eine Hauptaufgabe unserer heutigen Archäologie, und wir besitzen auch schon zerstreut eine Fülle wichtiger, nur zu vereinzelter Beobachtungen auf diesem Gebiete, die nur zu oft in der Einzelerklärung bei gelegentlichen Excursionen verstreut und versteckt liegen.

Da ist es zunächst die von der Natur gegebene Form des einzelnen Objectes, in erster Linie des Menschen, dann aber auch der Organismen der Thierwelt, der Pflanzenwelt, endlich die festen Formen des Landschaftlichen, welche in der antiken Plastik — und wir wollen uns wesentlich auf das Relief, gleichsam die am meisten hellenische aller Darstellungsformen beschränken — in Betracht kommt. Wie ist der menschliche Körper aufgefasst in seiner Proportion und in seiner Erscheinung nach Linie, Fläche, Masse, wie hier Knochengerüst und Umkleidung, wie die Epidermis, wie die feinsten Organe des Menschen behandelt, wie das Exanthem gleichsam des Körpers in Haar, Bart, Nägel u. dgl., wie der Körper des Knaben, des Jünglings, des Mannes, die Abstufungen in der Entwickelung des Weibes geschieden? Nur durch aufmerksame Vergleichung des Gleichartigen kommen wir zu festen Anschauungen des Stilistischen. Und wie hat der antike Künstler neben dem Reiter das Ross, neben dem Weihenden das Opferthier, den Hund neben dem Jäger, wie hat er den Lorbeerbaum, die Olive, die Palme, den Baum des Waldes, wie die Blume in der Hand der Aphrodite, die Aehre, den Mohn bei Demeter charakteristisch und doch nur nebensächlich gezeichnet? Wie deutet er Felsboden, Meerestiefen, Berg und Tal, Hof und Haus, Heiligtum und Palast an?

Aber diese Menschen, diese Thiere sind belebt, sind in Bewegung oder können in Bewegung jeden Augenblick gesetzt werden; sie fallen nicht allein unter die Gesetze der Anatomie, sondern vor Allem der Physiologie. Wir haben nicht allein εἴδη, sondern vor Allem auch σχήματα. Die künstlerischen Motive bilden ein zweites grosses Gebiet der archäologischen Arbeit. Wie schreitet hier jener feierliche Tänzer mit der Kithara im Siegesgange zur Nike aus, wie hebt er die Füsse, wie die Hände, wie bewegen sich dort im gewaltigen Ausfall die Glieder des sog. Fechters nicht in einem einfachen sondern mehrfachen Motiv: Aufblick, Sichschützen, Zustossen? Wie kauert mit vor dem Knie gekreuzten Armen der ἀνιώμενος, der in seinem Gemüt gehemmte, behinderte Kriegsgott! Wie ist die Bewegung im Anheben, auf der ἀκμή, im Ablaufen gegeben? Und nun erst die ganze Mimik des Gesichtes und nicht etwa bloss in Momenten der Leidenschaft, nein der ruhigen Gedankenentwickelung, im behaglichen Sein, in freudigen Ge-

niessen muss und kann an der Antike studiert werden. Die Alten haben selbst in ihren Physiognomicis uns darin eine Fülle trefflichster Beobachtungen hinterlassen.

Wir gehen aber weiter — und gerade das Relief legt es uns nahe — nicht die vereinzelte Erscheinung ist für uns das Genügende und Ausreichende, oft wo sie allein in Statuen uns entgegentritt, haben wir doch nur einen Abschnitt, eine Abbreviatur aus einem grösseren Ganzen, einen Akkord gleichsam aus einer ganzen Melodie. Es gilt nun die Gruppe als solche aufzufassen; die Handlung ist ihr Inhalt im weitesten Sinne. Zunächst wird es uns klar an den grossen Conflicten des Kampfes im Ernst und in der freien Uebung des Spieles, unter Menschen oder unter Mensch und Thier, an der unbezwinglichen Macht der Liebe der Geschlechter, an den veredelten, unvergleichlich wahr erfassten Stimmungen und Bewegungen der Familiengruppe, weiter an den festen Ordnungen des politischen, militärischen, festlichen Lebens bei langen Zügen, geordneten Massen, aber auch in diesen Bereich fallen jene ruhigen, vornehmen, geistig angeregten Gesellschaftsbilder, welche wir im 16. Jahrhundert als sante conversazioni kennen und zu denen das Altertum die reichsten Analogien bietet.

Ueberall aber in der Durchbildung des einzelnen Organismus, in der Motivierung desselben, endlich am Augenscheinlichsten in der Gruppierung findet der Künstler seine sehr bestimmte, äussere Grenze am Rahmen, an der räumlichen Bedingtheit. Und hier wollen wir etwas näher verweilen, um diesen nur zu wenig beachteten Punkt in seiner grossen Bedeutung vor Augen zu legen. Wenn irgend, so ist es hier Aufgabe der Kunst das Notwendige, das Zwingende, das Gewaltsame in ein Freies, Spontanes, Natürliches umzuwandeln und so sich selbst Formen zu schaffen, die allerdings nicht ewig sind, nicht starr unveränderlich, aber wie eine zweite ideale Naturbedingung unter gleichen Culturverhältnissen immer wieder auftreten. Nicht ungestraft setzt sich der Künstler über sie hinaus, um zur sog. einfachen, freien Natur allein sich zu wenden, die doch selbst nie eine freie im wahren Sinne des Wortes ist.

Wir lernen diese Formen am Leichtesten und Anschaulichsten kennen an den Werken der Tektonik, des beweglichen Kunstgebildes. Am Gefäss, am Thronsitz, am Tisch, am Lager, am Sarg, an den Waffen, am Gewand, am Schmuck endlich treten früher die Formen auf, welche die Architektur später, grossartiger aber und spontaner entwickelt. Den Saum, den geschmückten Querstreifen, die ganze verzierte Fläche, den freiendenden Schmuck der Palmette, die Form der freihängenden Pelte, des Rundes, alles dies können wir hier früher und besser beobachten als am grossen Architekturwerke. Allmählig gehen dieselben Formen auch in der Verdoppelung, Verdreifachung, auch der Verquickung dahin über, und die alexandrinische Epoche ist, wenn irgend eine, lehrreich für diesen Fortgang. Ebenso ist die Darstellungsweise und Farbe zunächst allein, dann in Farbe und Form, endlich in Form allein genau zu beachten.

Das einfache, lang horizontal gestreckte Band, der Fries, bedingt eine dem Epos analoge Darstellungsweise, und nicht zufällig ist es dass der zur breiten, fliessenden Erzählung am Reichsten angelegte Ionier auch derjenige war, welcher dem Fries seine Entfaltung gegeben hat. Es ist etwas von der edelsten, gleichmässigen und doch so unendlich variablen Form des Hexameters in dem Verlaufe der Friesreliefdarstellung. Aber wie verschieden muss er sich gestalten je nachdem er um das Gebälk des ionischen Tempels sich herumzieht, oder in den Säulengang, an die Cellamauer des dorisch-attischen

Parthenon sich zurückzieht oder im Innern der hypäthralen Cella selbst eng beisammen und ganz anders beleuchtet erscheint! Und wieder welche Abstufung wird eintreten, wenn er den festen massiven Körper eines Pyrgos wie am Eingang der Akropolis oder am Untersatz eines Mausoleums bekrönt! Gerade da wo mehrere Friese an einem Architecturwerke auftreten, ist ihr verschiedener Charakter in der Natur des Raumes, in der Notwendigkeit der Abstufung, in der verschiedenen tiefen oder hohen Stellung des Beschauers zum Werke gegeben. Etwas Anderes ist es auch, wenn ein Fries sich wie am Parthenon in wunderbarem Rhythmus selbst nach den vier Seiten des Gebäudes gliedert, um doch in sich selbst gleichsam wieder abzulaufen oder, wenn dies durch die Cylinderform an Altären, Rundtempeln, starken Säulen in stetigster Weise geschieht, wenn es rechts und links sein Ende erreicht, hier mit den Andeutungen der Natur des Locals abschliesst, wo notwendig einer gedrängteren Abschliessung gleichsam darin ein Et cetera sich kundgibt, oder eine zuschauende Menge angedeutet wird. Und welche andere Formen des Frieses bedingen die Verticalstreifen des Pilasters, die Umrandungen der Thüren, endlich des Halbrundbogens oder des grossen offenen Rundes! Endlich haben wir den Friesschmuck von dem oberen oder unteren Ende der Säule zur mittleren Binde oder gar zu dem schraubenförmig geschlungenen Bande der römischen Triumphalsäulen zu verfolgen. Ueberall geht der bewegliche Festschmuck an Laubgehängen, an flatternden und umwundenen gestickten Bändern, an Metallrosetten u. dgl. dem plastischen Gebilde in Marmor vorauf.

Und nun im vollen Gegensatze dazu die einzelne Reliefplatte, in der Metope des dorischen Baues am Frühesten und Energischsten künstlerisch verwandt! Ist es nicht, als ob der knappe, kräftige, sententiös gedrängte Geist des Dorismus uns leibhaft entgegenträte? Im vollen Conflict erscheint hier männliche Kraft gegen Kraft gestellt, das weitere Ausleben und Fortschwingen der Handlung in Zuschauern, Helfenden, Teilnehmenden fehlt ganz, oder ist es nur die unmittelbar nötige Hilfe in der sich anschliessenden Göttin des Kampfes oder den helfenden Mächten des Ortes angedeutet. Der Metopenstil drängt wie nach vorn, das Relief quillt heraus, je enger der ihm seitwärts bemessene Raum ist. Es ist kein Anwachsen, Anschwellen und Abklingen der Handlung, sondern nur ein Ausschnitt aus einer Handlung, ein Kampf aus vielen Kämpfen.

Und nun wieder wie anders musste die schwebend nach unten geöffnete Tafel der Kalymmatienstücke sich plastisch gestalten! Hier geht Alles vom Centrum, dem Stern der erblühenden Blume aus und unwillkührlich entfaltet sich das Reliefbild nach allen Seiten gleichmässig: anmutige, schwebende, ausgleichende Figuren.

Sehr alt im Gebrauch ist die Einzeltafel, aufgestellt auf schmaler Basis als Anathem, als Dankbild für Rettung oder Sieg; älter war auch hier das farbige Bild als das Relief. Hier sollte ein einzelner Moment bedeutsamer Art verewigt werden, hier aber der Gottheit gegenüber drängt sich gern die zahlreiche Familie in Abbreviatur oder wohl gar die Corporation oder das Volk. Ein Stück Lyrik ist darin enthalten, ein kurzer Hymnus, ein Bittgebet, eine feinsinnige Grabinschrift. Nur was früher vereinzelt an heiliger Stätte geweiht wird, das fügt sich allmählig zahlreich in die Wand des Tempels ein, und so erwachsen allmählig die grossen wohlverteilten Reliefbilder an Schränken, zwischen Pilastern, besonders an den Thürfeldern. Wer kennt nicht jene fein empfundenen lyrischen Scenen der berühmten Relieftafeln aus St. Agnese, welche E. Braun veröffentlicht hat? Atmet hier nicht das Relief geradezu den Geist alexandrinischer Elegie aus?

Und weiter öffnet sich das grosse Dreieck des Tempelgiebels wie des kleinsten Abbildes im Grabstein für das grosse Reliefwerk oder in der Blütezeit griechischer Kunst für die analog gedachte abgelöste Giebelgruppe. Wenn irgend in der Plastik sehen wir die Raumumgränzung hier wie vorarbeitend der dramatischen Darstellung. Was uns dort in der Metope fehlt, ist hier naturgemäss: das Anschwellen, die ἀκμή und das Ausklingen der Handlung, haben wir es mit Haupt- und Nebenpersonen zu tun, ist es hier möglich in die grosse Handlung Nebenhandlungen, in die grosse Gruppe kleinere Gruppen einzugliedern. Aber die Dreiecksform erweicht sich auch zum Halbrund, zum sphärischen Dreieck, und all die kleinen Raumgebilde an römischen Triumphbogen und Gewölbräumen, die Zipfel und Zwickel sind gleichsam Abbreviaturen der Giebelform, denen die Plastik Leben und Interesse noch einzuhauchen weiss.

Noch haben wir von einer der interessantesten, besonders für die spätere griechisch-römische Kunst ausserordentlich bedeutsamen Kunstformen nicht gesprochen, der Rundform, dem Medaillon und den verwandten Erscheinungen wie der Peltenform. Ich darf für diese Entwicklung hinweisen auf eine eben von mir veröffentlichte Abhandlung in dem eben erscheinenden Hefte der Jahrbücher der Altertumsfreunde in den Rheinlanden, worin der Versuch einer Geschichte derselben durch das Altertum hindurch gegeben ist. In dem Rund lag von vorn herein für malerischen wie plastischen Schmuck der doppelte Weg entweder der concentrischen oder der strahlenförmigen Gliederung oder beider vereint. Beide Wege hat die älteste, vom assyrischen Orient beeinflusste griechische Kunst in Schild und Schale, im Tympanon befolgt. Die strenge, überwiegend dorische Kunstperiode, welche die Rundform ausserordentlich beschränkte, hat dagegen ihre horizontalen Bilder in die Schalen eingezeichnet und höchstens den unten bleibenden leeren Raum mit Ranken gefüllt. Am gewaltigen Schild der Parthenos tritt uns nun schon eine grossartigere, freiere Behandlung mit Ausnahme des Gorgoneion im Centrum entgegen: da steigen auf und ab die Gestalten im kühnen Kampfgewirr, da ruhen die Todten unten, da strecken und beugen sich dieselben einander zu in trefflicher Raumbenutzung. Noch weiter geht die Reliefbildung auf jenem Marmorschild der Sammlung Chigi zum Andenken an die Schlacht bei Arbela. Da tummeln sich die Reiter frei wie im gewaltigen Circus, und wie von selbst erblicken wir Alexander zum Mittelpunkt des Kampfes wie des Rundes gemacht.

Wir wollen hier unsere Betrachtungen schliessen, m. H., die nur den Zweck hatten, immer von Neuem auf das Studium der Kunstform in der Antike jüngere Fachgenossen hinzuweisen, die hier das anscheinend Aeusserlichste, die allgemeinen Raumformen für das Relief in einer Reihe von Bildern schon vorführten. Wir haben hier gesehen, welchen Einfluss dieselben auf die ganze Darstellungsweise üben mussten und geübt haben und wie wir hier volle Analogien zu den Dichtungsgattungen finden konnten. Es würde mir nicht schwer fallen, noch ganz speciell nachzuweisen dass ein innerer Zusammenhang selbst zwischen dem vorzugsweise gewählten idealen, mythologischen Inhalte und diesen Formen besteht. Eine weitere Aufforderung möchte ich an meine Fachgenossen richten, doch ja auf die antiken Teile der Einrahmung oben, unten, zur Seite zu achten und hierin Material und zwar sicheres allmählig zu sammeln für dies noch ganz im Argen liegende Gebiet.

Heutzutage ist in der modernsten Kunst wieder die Bedeutung des Rahmens für ein Bild voll anerkannt. Der Künstler bestimmt ihn selbst nach seinem Stilgefühl und

inneren Bedürfniss nach Grösse, Form und Farbe. Grosse Meister malen ihn sich selbst, ja sie lieben es wohl, fast spielend den Rahmen in das Bild selbst eingreifen zu lassen. Es liegt darin die vollste Anerkennung jenes Wechselverhältnisses, das wir oben durchsprachen: nur möchte ich sagen, es will heutzutage das malerische Werk voll seine Umgebung beherrschen, während eine strengere, ernstere Zeit das Bild in den gegebenen Raum hineinmalte. Jedenfalls bleibt die volle Wahrheit des Satzes des trefflichen französischen Aesthetikers bestehen: le tableau naît avec son cadre.

Der Vorsitzende drückt, da Niemand sich zu einer Entgegnung meldet, dem Herrn Redner die Anerkennung der von ihm aufgestellten Grundsätze seitens der Section aus, und knüpft daran den Wunsch, Hr. Prof. Stark möge baldmöglichst das von ihm in Aussicht gestellte Handbuch der Archäologie erscheinen lassen. Diesem Wunsche spendet die Section einstimmig Beifall.

Hierauf legt Prof. Herzog zwei Gegenstände vor, die von dem Vorstande des kgl. Museums vaterländischer Denkmale zu Stuttgart, Hrn. Prof. Dr. Haakh, zur Prüfung eingesandt waren, und verliest folgende Mitteilung desselben:

„Den verehrlichen Teilnehmern an der archäologischen Section legt der Unterzeichnete durch die gütige Vermittelung des Herrn Prof. Dr. Herzog zwei zu dem kgl. Museum vaterländischer Denkmale in Stuttgart gehörige, innerhalb Württembergs aufgefundene römische Altertümer zu Ansicht, beziehungsweise Prüfung vor:

1) Broncegewicht mit dem Kopfe des Laokoon. Dasselbe stammt aus der Sammlung des ehemaligen Calwer Altertumsvereins und wurde ohne Zweifel im Oberamtsbezirk Calw gefunden.

2) Fragment der in Terracotta hergestellten Matrize einer weiblichen Relieffigur, mit Abguss in Gips und mit dem Gipsmodell der restaurierten Figur.

Die Matrize stammt aus der römischen Niederlassung bei Cannstatt und wurde mit vielen andern römischen und germanischen Altertümern aus der Umgebung von Cannstatt, die der verewigte Hofrat Dr. v. Veiel daselbst gesammelt hatte, nach dessen Tode im Jahre 1875 gemäss einer testamentarischen Bestimmung des Sammlers dem kgl. Museum einverleibt.

Die Restauration der Figur wird dem Bildhauer Professor G. Bläser aus Berlin verdankt, der in der Veiel'schen Heilanstalt wiederholt als Patient verweilte und auch zu Cannstatt vor einigen Jahren starb.

In dem Wunsche des Unterzeichneten lag es, die beiden Gegenstände den Fachgenossen persönlich in Tübingen vorzulegen, allein sein derzeitiger Gesundheitszustand verbietet ihm den Besuch der Versammlung.

Für die Deutung des zweiten der obigen Gegenstände wird es sich zunächst um die Bestimmung des Attributes handeln das die Figur auf der linken Schulter trägt. Von dem Restaurator, Bildhauer Bläser, wurde ein Füllhorn vorausgesetzt, und er fasste die Figur als Fortuna. Hiezu gaben ihm namentlich auch die Buchstaben OR (und T?) über dem Kopfe der Göttin Anlass. Allein vor den zwei (oder drei) Buchstaben fehlt das F, zu welchem ausreichender Raum auf der Fläche vorhanden gewesen wäre, und hievon abgesehen scheint

das Attribut kein Füllhorn, sondern ein korinthisches Capitell mit dem Anfang des Schaftes der Säule, dem allerdings die Cannelierung fehlt.

Welcher Göttin könnte das letztere Attribut zukommen, und welcher ein Name, zu dem die vorhandenen Buchstaben stimmen?

Einen Töpfernamen an dieser Stelle, über dem Haupte der Göttin, vorauszusetzen, dürfte wohl untunlich sein. Haakh."

Ueber Nr. 2 entspinnt sich zunächst eine lebhafte Debatte. Das Relief stellt eine kräftige weibliche Gestalt dar, die etwas auf der linken Schulter trägt.

Die Mehrzahl der Teilnehmer erkennt in dem Getragenen nicht mit Bläser ein Füllhorn, sondern mit Prof. Haakh ein korinthisches Säulencapitell.

Letztere Ansicht teilend bestreitet Gymnasialassistent Kleitner den antiken Charakter des Reliefs; er erkennt vielmehr darin den der Renaissancezeit geläufigen Typus der Stärke, eine weibliche Gestalt eine Säule auf der Schulter tragend: ein Typus, der auf einem Missverständnisse der Antike beruht; dort habe die Säule selbst als Symbol der Kraft, der tragenden Stärke gegolten; dieser Auffassung stehe die rohere der Renaissance entgegen; überdiess finde sich wohl im Altertum kein anderer Typus, der eine weibliche Gestalt, eine Säule quer über der Schulter tragend, darstelle.

Prof. Herzog äussert Bedenken gegen die Altertümlichkeit wegen der Beifügung einer Inschrift, da ja das Motiv aus der Darstellung selbst erkennbar sei, eine Inschrift also überflüssig erscheine.

Hierauf entgegnet Prof. Bursian, dass auf Terracottareliefs und sonst sich allerdings auch dann zuweilen Inschriften finden, wenn der Gegenstand durch die Darstellung vollständig erkennbar sei.

Dr. Gebhard nimmt Anstoss an der Form des ganzen Reliefs welche, von dem Restaurator gewiss richtig ergänzt, nicht dem Altertume sondern vielmehr der Renaissancezeit geläufig sei. Derselbe constatiert zugleich das Vorhandensein der Inschrift FORT, nachdem zuerst mit Prof. Haakh an dem Vorhandensein des ersten Buchstabens gezweifelt worden war.

Gymnasialdirector Haug findet weitere Kennzeichen modernen Ursprunges in der Form der Buchstaben der Inschrift.

So erklärt sich endlich die Section gegen den antiken Charakter des Reliefs.

Die Verhandlung wird unterbrochen durch die Vorlage zweier Photographien, welche Hr. Prof. Dr. Kautzsch aus Basel der Section zur Beurteilung empfiehlt.

Die eine Photographie stellt den Kopf eines bärtigen Mannes mit Diadem und einem Adler als Verzierung desselben dar, die andere einen mehrfach ergänzten männlichen Kopf. Der Ansicht des Besitzers der Originale, eines Geistlichen in Jerusalem, dass der erstere Kopf der des Hadrian sei, kann die Section nicht beistimmen; Prof. Bursian vermutet dass die Gegenstände der baktrischen Periode angehören.

Bei Besprechung des Bronzegewichtes Nr. 1 beanstandet Prof. Christ die antiken Gewichtstücken unzukömmliche Form; Prof. Schwabe betont, wie wenig überhaupt ein Laokoonkopf zu einem Gewichte passe, wie häufig aber gerade Laokoonnachahmungen aus der Renaissancezeit vorkommen.

Gymnasialassistent Kleitner findet das gebrauchte Motiv der Darstellung, Büste des Laokoon mit Schlangen, die das Haupt umzüngeln und gerade die Augen mit dem Bisse bedrohen, für hässlich und antikem Gefühle widersprechend.

Prof. Bursian entgegnet dass man es hier jedenfalls mit Handwerkerarbeit zu tun habe, wobei ein Verstoss gegen höheres Schönheitsgefühl wohl annehmbar sei.

Die Section spricht sich zum Schlusse der Debatte auch gegen den römischen Charakter des Bronzegewichtes aus.

Prof. Schwabe stellt der Section das Hauptstück des hiesigen Antikenkabinets, die vortreffliche sog. Tux'sche Bronzestatuette eines Wagenlenkers vor und macht darauf aufmerksam dass neuestens gefertigte, sehr gute Gipsabgüsse davon bei Modelleur Sigwart in Stuttgart (Legionskaserne) um zwei Mark zu haben seien; ausserdem legt Prof. Schwabe der Section die siebente Serie der Conze'schen Uebungsblätter vor und weist namentlich auf das letzte Blatt „Aufbau der Nordostecke des Parthenon" hin.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September 1876, 8½ Uhr.

Prof. Stark legte einige Photographien von unedierten Bildwerken vor und begleitete sie mit kurzen Erläuterungen:

1. Eine wohlerhaltene Marmorfigur aus der Villa Wellen bei Trier, im Herbst 1875 bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefunden, dem Vernehmen nach für Berlin erworben, zur Publication in den „Jahrbüchern des Vereins der Rheinischen Altertumsfreunde" bestimmt, dessen Präsidium die Photographie verdankt wird. Sie ist 0,42^{m} hoch, Basislänge 0,28^{m}. Carrarischer Marmor von feiner Qualität, glänzend poliert, wie wir diese Glätte an erlesenen Werken der römischen Epoche kennen. Die Darstellung ist in ihrer Motivierung klar: ein jugendlicher Satyr sucht leise und doch entschieden vorwärts eilend eine vorauszusetzende, vorgehende weibliche Gestalt zu erhaschen, deren einer Fuss auf der Basis noch sichtbar ist. Die rechte Hand hält ein Pedum, die Nebris ist schräg übergehängt. Ein Baumstamm bildet den Rückhalt, dessen zwei Aeste nach oben über den verstümmelten Kopf hinausgehen. Die ganze aus einem grösseren Komos entnommene Composition eines insidians bacchae satyrus zeigt sich als eine zierliche, kleine Nachbildung eines trefflichen Originalwerkes, wie wir ja von Praxiteles' Hand berühmte Gruppen von Maenades, Thyiades, Caryatides, Sileni bezeugt sehen. Sie war entschieden bestimmt nur von vorn gesehen zu werden, musste an einem Hintergrund stehen. Die Frage muss sich erheben, ob wir eine ursprüngliche statuarische Composition oder die Verwendung eines bacchischen Reliefmotivs in statuarischer Weise zu sehen haben.

2. Fragment eines feinen Marmorreliefs, aus Rom stammend, im Besitze des Prof. Bergau in Nürnberg; davon ein Gipsabguss in der Sammlung zu Heidelberg. Eine nackte Jünglingsgestalt lehnt, wie in sich versunken, krampfhaft zusammengeknickt an einem nach unten sich verjüngenden Pfeiler, sichtlich Teil eines Tisches oder vielmehr Dreifusses. Zweifel an der Echtheit sind erhoben worden, die der Redner nach jahre-

langer Betrachtung nicht teilt. Unwahrscheinlich ist eine Fälschung eines ganz flachen Reliefs, fast mehr einer eingeschnittenen Umrisszeichnung, wie sie auf den sog. Marathonischen Vasen vorkommen, aber nicht in Rom. Man hat an Figuren zu erinnern, wie sie gemalt auf Lekythen vorkommen, als trauernde Freunde an einem Grabe, aber hier tritt noch ein tragischer Ausdruck und ein gewaltsames Zusammensinken hervor. Redner denkt an die Möglichkeit eines Orestes vor Iphigenia nahe dem Altar oder zu Delphi.

3. Eine in dem Barbakeion in Athen, in der Sammlung der archäologischen Gesellschaft befindliche Bronze aus einem an Bronzen reichen Grabe in Phthiotis (0,1^{m} hoch, 0,09^{m} unten breit). Eine jugendliche weibliche Gestalt sinkt schräg rechts hin, wird aber von einem starken männlichen Arme um den Gürtel gefasst; das wunderschöne, gelockte Köpfchen fällt seitwärts wie eine geknickte Blume. Unmittelbar werden wir hier auf die schöne Niobidengruppe hingewiesen einer von dem Bruder aufgehaltenen sinkenden Schwester. Das Ganze diente sichtlich als aufgenieteter Aufsatz auf ein Bronzekästchen. (Vgl. Stark, Nach dem griech. Orient S. 402.)

4. Zwei Marmorköpfe der Sammlung Erbach im Odenwalde, jugendlicher Alexander d. Gr. und ein mit Binde geschmückter jugendlicher Athlet. Der Redner wies kurz auf die Geschichte dieser interessanten, in nachhaltiger, durch Winckelmann geweckter Begeisterung für die Antike von dem Grafen Franz von Erbach-Erbach mit grossen Opfern gebildeten Sammlung hin und machte besonders auf die wichtige Sammlung von grossgriechischen Gefässen, Bronzen, von Marmorwerken aufmerksam, welche in den Wohnzimmern des jetzt regierenden Grafen sich befinden. Niemand anders als der grosse E. Q. Visconti war in den Jahren, ehe er nach Paris kam, der Ratgeber des jungen deutschen Fürsten. Der Alexanderkopf aus griechischem Marmor ist stilistisch einer der feinsten, ja vielleicht der feinste den wir kennen; nicht im Geiste des geistvollen Naturalismus eines Lysippos gebildet, sondern in dem zarten, seelenvollen, massvollen Stile der attischen Schule; wir wissen dass Leochares einen Alexander bildete gleich nach der Schlacht bei Chaeronea (Paus. V, 20, 9). Der Diadumenos ist in einem Anflug archaischer Strenge gebildet und weist in der Behandlung der Haarlocken ganz auf ein Bronzeideal. Die alte Unterschrift: Ἀθλητάς mag schon aus römischer Zeit sein, jedenfalls ist sie nicht dem Werke selbst ursprünglich zugehörig.

Ueber fast sämmtliche Gegenstände entspann sich eine mannigfach anregende und erfolgreiche Debatte. Bezüglich des unter Nr. 2 angeführten Marmorreliefs konnte sich die Section gewichtiger Zweifel an dem antiken Ursprung nicht erwehren.

Der Vorsitzende spricht den warmen Dank der Section dem Redner für seine belehrenden Mitteilungen aus.

Prof. Herzog legt der Section Photographien der Kapelle zu Belsen bei Tübingen vor. Ueber dem Portale derselben sind Widder- und Stierköpfe angebracht, sowie eine roh gearbeitete menschliche Figur; die Section gelangt durch längere Verhandlung zu der Ueberzeugung dass die Widder- und Stierköpfe antik seien. Prof. Herzog spricht sich speciell unter Vergleichung von Abbildungen bei Boissieu, inscriptions de Lyon dahin aus dass jene Stier- und Widderköpfe von Tauro- und Kriobolienaltären herstammen mögen. Betreffs der menschlichen Gestalt hegt die Section gleich Prof. Herzog Zweifel über deren antiken Ursprung, diese scheine vielmehr dem 10. oder 11. Jahrhundert anzugehören.

Prof. Bursian wirft nunmehr die Frage über das Vorkommen griechischer Vasenscherben in römischen Niederlassungen auf. Solche wurden gefunden auf dem Uetliberg bei Zürich und auf der Roseninsel im Starnberger See.

Die Erörterung dieser Frage veranlasst zur Aufstellung verschiedener Parallelen, welche etruskische Funde in Deutschland darbieten.

Dr. Gebhard wünscht dass das Erscheinen einer eingehenden Abhandlung über die Zusammensetzung der einzelnen Teile der Broncefiguren bei den Alten angeregt würde; mehrere bereits erschienene Werke über diesen Stoff werden erwähnt und besprochen.

Nachdem Prof. Stark dem Vorsitzenden der Section, Prof. Bursian, für die anregende Leitung, sodann den Professoren Schwabe und Herzog für die Beischaffung interessanten Materials den Dank der Section ausgesprochen, Hr. Prof. Bursian seinerseits für die Teilnahme dankend erwidert hat, bringt Prof. Caesar den Antrag an die Section, es möge für künftige Philologen-Versammlungen Vorsorge getroffen werden dass die Sitzungen der Sectionen der Zeit nach wo möglich überhaupt nicht, speciell aber die Sitzungen der archäologischen und kritisch-exegetischen Section in keinem Falle collidieren.

Die Section stimmt einhellig diesem Antrage bei.

Damit Schluss der Sitzungen.

III. Die kritisch-exegetische Section constituierte sich gleichfalls nach der ersten allgemeinen Sitzung, beschloss aber ihre erste Sitzung erst am Mittwoch den 27. September Morgens 8 Uhr zu halten, am Dinstag den 26. aber an der Erklärung der Gipsabgüsse aus Olympia sich zu beteiligen.

Bei dieser ersten Sitzung derselben waren 16 Mitglieder anwesend, nämlich:

1. Prof. Teuffel, Tübingen.
2. Dr. L. Jeep, Leipzig.
3. Prof. Dr. Jungmann, Leipzig.
4. Prof. C. Prien, Lübeck.
5. Dr. Flach, Tübingen.
6. W. Christ, München.
7. Prof. Dr. Eussner, Münnerstadt.
8. Prof. Dr. Martin Schanz, Würzburg.
9. Prof. Caesar, Marburg.
10. Dr. F. Ascherson, Berlin.
11. Prof. Dr. Jülg, Innsbruck.
12. Prof. Hertz, Breslau.
13. A. Hug, Zürich.
14. Prof. Oeri, Schaffhausen.
15. S. Teuffel, Gymn.-Vicar, Tübingen.
16. A. Riese, Prof. in Frankfurt a. M.

Prof. Teuffel eröffnet die Sitzung; er schlägt vor, die Section welche, trotzdem dass bei ihrem Gegenstande eine zu einem Ziele führende Debatte am ehesten möglich sei, bisher um ihre Existenz zu kämpfen hatte, nunmehr definitiv zu constituieren und für das nächste Mal Thesen, resp. Themata mitzubringen, damit der Bestand der Section sichergestellt sei. (Wird einstimmig angenommen.)

Prof. Teuffel tritt das Präsidium an Prof. Hertz ab. Zum Schriftführer wird Gymn.-Vicar S. Teuffel (Tübingen) bestellt.

Prof. Oeri (Schaffhausen) hält einen Vortrag über „Dialogresponsion bei Euripides".

Prof. Oeri: Im Jahre 1862 hat der leider verstorbene H. Hirzel in seiner Bonner Dissertation 'de Euripidis in componendis diverbiis arte' die sogenannten Responsionen bei Euripides ausführlich behandelt, und fünf Jahre später hat J. Czwalina hiezu ebenfalls in einer Bonner Dissertation 'de Euripidis studio aequabilitatis' eine Nachlese gehalten, beide den Begriff der Responsion dahin bestimmend dass dieselbe aus der symmetrischen Verteilung der Verse auf die verschiedenen Personen im Dialog und aus einem mehr oder weniger künstlichen Strophenbau in den Reden besteht. Beide sind aber auch in ein und derselben Tragödie und zwar der Hecuba auf Stellen gestossen wo grössere Verscomplexe in ihrer Verszahl einander entsprechen, und Czwalina ist dieser Erscheinung weiter nachgegangen und hat sie mit ferneren Beispielen aus den Heracliden, der Helena, der Medea, dem Orest, der Andromacha und der Electra belegt, nicht ohne freilich an vielen Stellen auch in den Scenenpartikeln symmetrische Versverteilung zu suchen. Aehnliche Responsionen grösserer Partien sind bekanntlich auch in verschiedenen sophokleischen Tragödien entdeckt worden; es dürfte wohl an der Zeit sein, die Sache einmal für das ganze griechische Drama einer eingehenden Betrachtung zu würdigen. Wenn ich mir erlaube heute vor Ihnen die respondierenden Scenen bei Euripides zu besprechen, so geschieht es weil ich bei einer leider nur kurzen, aber von Czwalina, dessen

Abhandlung mir anfangs nicht zur Hand war, unabhängig unternommenen Durchsicht der euripideischen Tragödien auf eine ziemlich grosse Anzahl von verhältnismässig sicheren Beispielen dieser Responsion glaube gestossen zu sein. Ich möchte Ihnen dieselben vorführen mit Einschluss derjenigen welche mir nachträglich durch Czwalina's Abhandlung bestätigt worden sind, und unter Ausschluss derer welche ich nicht auch gefunden habe. Angeregt hat mich zu dieser Untersuchung der Umstand dass mir mein erneutes Studium der aristophaneischen Responsionen einige sehr interessante Ergebnisse gehabt zu haben scheint; ich habe dieselben in meinem Programm 'novae in responsionem Aristophaneam animadversiones' (Schaffhausen bei C. Baader 1876) publiciert. —

Wenn ich von respondierenden Scenen rede, so verstehe ich unter Scenen bei Euripides wie bei Aristophanes Verscomplexe welche wegen der sich in ihnen vorfindenden Personencombination oder wegen des sie beherrschenden Gedankens eine Einheit gegenüber den vorangehenden und den folgenden Teilen der Tragödie bilden. Während aber bei Aristophanes weit überwiegend Dialoge andern Dialogen von gleicher Verszahl gegenüberstehen, spielen bei Euripides, dessen Liebhaberei gemäss, natürlich auch die langen Reden in der scenischen Responsion eine grosse Rolle; es handelt sich demnach um die Wiederholung der gleichen Verszahlen in Dialogen und Reden. Den Grund dieser Symmetrie weiss ich nicht anzugeben. Wir haben zunächst einfach die Erscheinung zu constatieren; dass diese befremdlich ist, wird kein vernünftiger Mensch leugnen; doch gelingt es vielleicht später einmal, sie zu erklären.

Und nun noch eine Vorbemerkung: nicht jede Tragödie muss scenische Responsionen enthalten haben; in den Bacchen, den Hiketiden, dem Ion und im Kyklops sind weder von mir, noch meines Wissens von Andern welche vorgefunden worden, einige andere enthalten nur wenige, nicht viele scheinen bis jetzt eine reichere Ausbeute zu gewähren. Wer nun den Responsionen nachgeht, der könnte leicht grosse Eroberungen machen, wenn er zugleich das Schwert des Athetetikers recht tapfer handhabte. Da das aber eine sehr zweischneidige Waffe ist, erlaube ich mir einstweilen nicht, für mich davon Gebrauch zu machen. Die Responsion ist vorläufig eine noch zu beweisende Sache, und das mahnt der Ueberlieferung gegenüber zur grössten Vorsicht. Selbstverständlich drängt sich freilich beinahe überall die Frage nach der Aechtheit einzelner Verse auf, und Niemand der sich mit der Responsion beschäftigt, wird dieselbe umgehen können. Da ist es denn ein Glück dass durch die bisherige Textkritik weitaus in den meisten Fällen ohne Rücksicht auf Responsion schon alle diejenigen Verse ausgeschieden sind, bei denen von Interpolation die Rede sein kann. Wenn je die Responsion bei der Kritik ein Wort mitzusprechen hat, wird es fast immer in conservativem Sinne geschehen. Ich werde Ihnen im Folgenden immer die Verse angeben, die ich nach Vorgang eines der Herausgeber für interpoliert halte, ohne mich auf Begründung meiner Ansicht einzulassen; manche Stelle wird freilich noch oft zu δεύτεραι φροντίδες anregen.

Betrachten wir zunächst die einfachste Combination, diejenige wobei sich zwei Dialoge oder zwei Reden oder eine Rede und ein Dialog gegenüberstehen, so finden sich hierfür folgende Beispiele.

a) Für zwei Dialoge:

Orest 1554—1617 = 1618—1681. (Den von Nauck und Heiland gestrichenen V. 1598 und den von Nauck gestrichenen V. 1631 halte ich für ächt.) Diese Schluss-

scene des Stückes zerfällt genau in zwei Hälften von 64 Versen. In der ersten welche mit kürzeren Reden des Menelaos und Orestes beginnt, sich sodann stichomythisch fortsetzt und endlich bei auf's Höchste gesteigerter Leidenschaft der beiden Gegner mit geteilten Versen schliesst, droht Orestes dem Oheim, Hermione zu tödten und den Palast zu verbrennen; in dem zweiten, mit Orest's aufforderndem ἀλλ' εἶα beginnenden Teile soll von den Drohungen zu Taten übergegangen werden; Orest verlangt dass Pylades und Elektra Feuer anlegen, und Menelaos ruft die Argeier zu Hilfe: da erscheint Apollon und löst den Knoten.

Hercules furens 701—733 = 822—854. Die letzte Scene zwischen Amphitryon und Lykos und der davon allerdings durch eine ziemlich lange lyrische Partie geschiedene trimetrische Teil der Scene zwischen Iris und Lyssa enthalten je dreiunddreissig Verse.

Hecuba 953—985 = 986—1018. (Ich halte den von Nauck getilgten V. 953, sowie V. 970—975 welche Dindorf streicht, für echt.) Das Auftreten Polymestor's und seine Begrüssung mit Hecuba bis zur erfolgten Entlassung von Polymestor's Gefolge und bis zu dessen Aufforderung an Hecuba, ihr Begehren auszusprechen, ist in dreiunddreissig Versen enthalten, und ebenso viele hat die folgende, durch drei Verse Hecuba's eingeleitete Stichomythie. Die letzten vier Verse der Scene (1019—1022) worin Hecuba den König bestimmt, in das Zelt einzutreten, stehen ausserhalb der Responsion.[1])

b) Für zwei Reden:

Medea 465—521 = 522—578. (V. 468, welchen nach Brunck's Vorgange fast alle Herausgeber streichen, ist vielleicht ächt.) Die Rede der Medea und die Gegenrede des Iason enthalten, wenn wir V. 468 streichen, je vierundfünfzig Verse. Da nun aber der Chor die erste Rede mit zwei, die zweite mit drei Versen abschliesst und da, wie sich aus Stellen ergibt, wo Rede und Dialog mit einander respondieren, solche auf Reden folgende Verse des Chors, wenn sie nicht ganz deutlich auf das Nachfolgende hinweisen, für die Responsion der Rede beizuzählen sind, wäre es mir lieb, man könnte sich entschliessen, den genannten Vers noch für ächt zu halten, so dass dann die zwei Responsionspartien siebenundfünfzig Verse betrügen. Derselbe steht allerdings 1324 passender, ist aber auch hier durchaus nicht unmöglich, und warum sollte ein Kraftwort nicht in der gleichen Tragödie wiederholt werden können?

c) Für eine Rede und einen Dialog:

Helena 386—434 = 435—482. (Die Worte 388 ἡνίκ' ἔρανον εἰς θεοὺς πεισθεὶς ἐποίεις sind von Nauck mit Recht gestrichen worden; der von Dindorf gestrichene V. 416 ist ächt.) Die Rede des Menelaos entspricht dem folgenden Gespräch mit der alten Thorwächterin mit achtundvierzig Versen. (Zu demselben Resultat kommt Czwalina S. 19. 20. Derselbe findet ferner noch dass das Gespräch in sich wiederum in zwei gleiche Hälften 435—458 = 459—482 zerfällt.)

---

1) Hierher gehört auch das folgende, mir kürzlich von meinem Freunde Karl Frey mitgeteilte Beispiel:

Elektra 487—584 = 596—693. Die beiden Scenen zwischen Elektra, Orest und dem alten Pädagogen, in deren erster die Erkenntniss der Geschwister stattfindet, während in der zweiten der Racheplan verabredet wird, enthalten je achtundneunzig Verse. V. 694—698 welche Elektra nach der Entfernung Orest's spricht, stehen ausserhalb der Responsion.

Alkestis 773—804 = 805—836. (V. 818—820 sind von Nauck und Kirchhoff mit Unrecht eingeklammert worden.) Auf die hier durch den Diener statt wie sonst durch den Chorführer mit zwei Versen abgeschlossene Rede worin Herakles zum frohen Lebensgenuss auffordert, folgt ein wie sie zweiunddreissig Verse enthaltendes Gespräch, in dem der Diener dem Heros den Tod der Königin erzählt.

Herakliden 983—1017 = 1018—1052. Auf die fünfunddreissig Verse enthaltende Rede des Eurystheus folgt ein gleich langer Dialog. Die Chorverse 1018. 1019 sind hier nicht Abschluss der Rede sondern Einleitung zu der folgenden Erörterung über das dem Eurystheus zu bereitende Schicksal.

Hippolytos 1391—1414 = 1415—1439. (V. 1419 ist von Valckenar mit Recht getilgt worden.) Die Interjectionen φεῦ und ἔα welche der sterbende Hippolytos ausstösst, leiten zwei respondierende Partien von je vierundzwanzig Versen ein, deren erste nach drei einleitenden Versen des Helden eine Stichomythie zwischen ihm, Artemis und Theseus enthält, während in der zweiten auf einen Einleitungsvers des nämlichen eine Rede der Göttin folgt.

Die respondierenden Partien enthalten beide Rede und Dialog zugleich:

Elektra 751—858 = 880—987. (V. 959—961. 963. 966 gehören dem Orestes, 962. 964. 965 der Elektra, hinter 965 wird von Nauck und Dindorf mit Unrecht eine Lücke angenommen; dagegen ist Kirchhoff's Umstellung von V. 965 und 966 richtig.) Nach vier einleitenden Versen des Chors (747—750) erscheint Elektra und erfährt in einer Scene von hundertundacht Versen den Tod Aegisth's durch den Boten. Die folgende Strophe des Chors und ihre Antistrophe umschliessen sodann sieben Trimeter, in denen die Königstochter ihren Jubel über die Tat ausspricht; die unmittelbar hierauf folgende Scene zwischen den Geschwistern mit der Rede Elektra's hat wieder hundertundacht Verse. Das Ganze gliedert sich also folgendermassen:

4: 108 Strophe 7: Antistr. 108.

Die eine Responsionspartie enthält eine einzige, die andere zwei Reden:

Orest 640—681 = 682—724. (Der von G. Hermann und Nauck angezweifelte V. 686 ist unecht.) Nachdem Tyndareos abgetreten ist (631) folgt auf ein kurzes distichisches Gespräch zwischen Orest und Menelaos eine Rede des erstern welche, die abschliessenden Verse des Chors inbegriffen, zweiundvierzig Verse enthält. Ebenso lang ist die folgende, aus einer längern Rede des Menelaos und einer kurzen Rede Orest's bestehende Partie. Die vier letzten Trimeter Orest's (725—728) welche die Ankunft des Pylades anzeigen, gehören nicht mehr hierher, sondern sie leiten die in trochäischen Tetrametern gehaltene Pyladesscene in ähnlicher Weise ein wie drei Trimeter 296—298 im Frieden des Aristophanes, die den trochäischen Tetrametern vorangehen.

Phönissen 469—527 = 528—587. (Es ist nur V. 558 unächt.) In der Scene zwischen den feindlichen Brüdern und der Mutter welche sie vergeblich zu versöhnen sucht, besteht, die Schlussverse des Chors inbegriffen, die Rede des Polyneikes aus dreissig, die des Eteokles aus neunundzwanzig Versen; mit beiden zusammen respondiert die Rede den Iokaste, welche neunundfünfzig Verse hat.[1])

1) Ich bin jetzt von dieser Ansicht zurückgekommen und glaube auch dass vor Allem die Reden der beiden Brüder mit einander respondieren müssen und dass Nauck und Dindorf mit Recht in V. 479

Zwei sich entsprechende Dialoge und zwei Redepartien folgen unmittelbar auf einander:

Iphigenia in Aulis 1098—1121 = 1122—1145; 1146—1210 = 1211—1275. (Der von Monk und Nauck gestrichene V. 1126 ist unächt, ächt dagegen die von Dindorf gestrichenen Partien 1178—1208, 1264—1275.) Das achtundvierzig Verse enthaltende Gespräch zwischen Klytämnestra und Agamemnon zerfällt, falls wir den Halbvers 1133 ἔχ' ἡcυχος mitzählen, in zwei gleiche Hälften deren Grenze durch das Wiederauftreten der Iphigenia bezeichnet wird. Darauf folgen zwei Partien zu fünfundsechzig Versen, wovon die erste aus einer Rede der Klytämnestra und zwei Schlussversen des Chors, die zweite aus Reden Iphigenia's und Agamemnon's besteht. Eigentümlicher Weise ist die erste dieser drei Reden dreimal, die zweite doppelt so gross als die dritte; wenn man nemlich die Schlussverse des Chors abrechnet, so hat die erste dreiundsechzig, die zweite zweiundvierzig, die dritte einundzwanzig Verse.

Von zwei sich entsprechenden Partien zerfällt die eine wieder in zwei gleiche Hälften:

Alkestis 606—674 = 675—740; 675—707 = 708—740. (Nauck streicht mit Recht V. 637—639; V. 651. 652 dagegen werden von Kirchhoff und Nauck mit Unrecht angezweifelt.) Die Einleitung des Gesprächs zwischen Pheres und Admet und die Rede des letztern hat sechsundsechzig Verse, die Rede des Pheres dreiunddreissig und ebenfalls dreiunddreissig der folgende grösstenteils stichomythische Dialog.

Von zwei Responsionspartien zerfällt die eine symmetrisch in drei Teile:

Iphigenia Taurica 902—988 = 989—1081; 989—1016 = 1056—1081. (Unächt sind der von Nauck getilgte V. 990, die von Dindorf getilgten V. 1010. 1011 und die von Nauck, Kirchhoff und Dindorf getilgten V. 1025. 1026. 1071.) Nachdem der Chor eine Monodie der Iphigenia mit zwei Versen abgeschlossen hat, gliedert sich die Scene folgendermassen: 87 : 25, 37, 25 : 7

87

Während in den ersten siebenundachtzig Versen Orest erst in stichomythischer Form, dann in zusammenhängender Rede der Schwester das Schicksal seines Hauses erzählt, wird im respondierenden Teil der Plan zur Rettung gefasst. Der letztere ist wiederum mesodisch componiert. In den ersten fünfundzwanzig Versen wird der Entschluss, in dem siebenunddreissig Verse enthaltenden mittlern Teil der Plan zur Rettung zwischen den Geschwistern gefasst; in dem mit dem ersten respondierenden letzten Teile nimmt Iphigenia dem Chor das Versprechen des Stillschweigens ab und entlässt den Bruder und

---

μολεῖν schreiben und V. 480 streichen. Da nun Kirchhoff und Dindorf mit Recht V. 372 als aus Alkestis 427 stammend streichen und da auch V. 428 von Nauck und Dindorf aus guten Gründen verworfen wird, so ergibt sich folgende Responsion: die Monodie (301—356) und die Trimeterrede der Iokaste (528—587), welche beide durch zwei Trimeter des Chors abgeschlossen werden, schliessen zwei Responsionspartien von je vierundachtzig Versen ein, nemlich eine Scene zwischen Polyneikes und Iokaste (357—442) und eine andere, woran auch Eteokles Teil hat (443—527). Letztere ist in sich wieder symmetrisch nach den Zahlen 26, 29, 29 gegliedert. Sind sodann, was doch auch Vieles für sich hat, die V. 555—557 ebenfalls auszuscheiden wie 558, so hat die Rede der Mutter vierundfünfzig Verse, ist also gerade so lang wie die Reden der Söhne zusammengenommen. Freilich muss dazu bemerkt werden dass diese Gleichheit durch die abschliessenden Chorverse gestört wird, welche sonst immer den Reden beizuzählen sind, deren aber hier den Reden der Söhne zusammen vier, der der Mutter nur zwei folgen.

seinen Freund in dem Tempel. Das Gebet an Artemis welches die Priesterin spricht, nachdem die übrigen Personen von der Bühne abgetreten sind (1082—1088), steht ausserhalb der Responsion.

Orest 1065—1154 = 1155—1245; 1065—1097 = 1098—1130. (Unächt ist jedenfalls der von Nauck getilgte V. 1245, ächt vielleicht aber die von demselben angezweifelten Verse 1145 und 1224.) Auf ein Gespräch zwischen Elektra und Orest, in welchem die Geschwister beschliessen sich zu tödten, folgt mit neunzig (oder neunundachtzig) Versen die Scene in welcher Pylades den Rat gibt, die Helena zu tödten und, durch die Interjection φεῦ getrennt, mit ebenso vielen diejenige, worin Orest neuen Lebensmut zeigt und Elektra rät, durch Gefangennehmung und Bedrohung der Hermione von Menelaos Freilassung zu ertrotzen. Die Pyladesscene ist in sich wieder nach den Zahlen 33. 33. 24 (23) gegliedert, indem Pylades zuerst darauf besteht, das Schicksal der Geschwister zu teilen, sodann angibt dass und wie man sich an Menelaos rächen solle, und endlich in einer vom Chor mit zwei Versen abgeschlossenen Rede die Tödtung der Helena rechtfertigt. Wenn V. 1145 ächt ist (die Annahme der Aechtheit wird durch den Umstand empfohlen dass die Rede des Pylades dann von 1131—1148 aus dreizeiligen Strophen bestände), entspricht auch die Rede des Orestes (1155—1178) der des Freundes, nur dass sie nicht durch den Chor, sondern durch Elektra abgeschlossen wird.

Es sind ferner die beiden Parteien so gegliedert dass sich ihre Teile chiastisch (nach der Figur a b b a) entsprechen:

Troades 860—913 = 914—968; 860—883 = 945—968; 884—913 = 914—944. (V. 928 ist von Nauck und Dindorf mit Recht gestrichen.) Auf eine Rede des Menelaos von vierundzwanzig und einen Dialog zwischen ihm und Helena von dreissig Versen folgt eine vom Chor mit drei Versen abgeschlossene Rede der Helena, deren erster dreissig und deren zweiter vierundzwanzig Verse enthaltender Teil von einander durch die Interjection εἶεν geschieden sind.

Von vier Partien entsprechen einander die erste und dritte, die zweite und vierte:

Hercules furens 1229—1310 = 1311—1393; 1229—1257 = 1311—1339; 1258—1310 = 1340—1393. (Unächt ist der von Nauck gestrichene V. 1366, ächt dagegen die von dem nämlichen getilgten Verse 1338, 1339; nach 1312 ist keine Lücke zu statuieren; die Stelle muss durch Emendation geheilt werden.) Nachdem Theseus eine Rede von fünfzehn Versen gehalten hat, folgen zwei Partien von je zweiundachtzig Versen, deren erste aus einem Gespräch zwischen Theseus und Herakles und einer Rede des letztern besteht, während die zweite nur zwei Reden, nemlich eine des Theseus und eine des Herakles enthält. Wenn man die drei Verse 1255—1257, worin Herakles ankündigt dass er jetzt die Gründe auseinandersetzen wolle wesshalb er nicht mehr leben könne, als Abschluss der vorhergehenden Stichomythie auffasst, so gliedert sich das Ganze genauer nach den Zahlen: 15; 29, 53; 29, 53.

Die nemliche Combination ist erweitert durch zwei gleiche Partien am Schluss (a b a b c c):

Hekuba 216—298 = 299—381; 216—250 = 299—333; 251—298 = 334—381; 382—412 = 413—443. (V. 279 ist von Nauck, 378 von Hirzel mit Recht angezweifelt, 441—443 dagegen sind nicht mit Dindorf zu streichen, sondern mit Hermann dem Chore

zuzuweisen.) In einem Gespräche von fünfunddreissig Versen teilt Odysseus der Hekuba mit dass Polyxena sterben müsse; es folgt eine Rede der Hekuba in siebenundvierzig, eine Entgegnung des Odysseus in fünfunddreissig Versen und nach einer kurzen Anrede der Hekuba an Polyxena eine längere Rede dieser letztern, zusammen wieder siebenundvierzig Verse. (Dasselbe findet auch Czwalina S. 20—23.) Der aus zweiundsechzig Versen bestehende Schluss der Scene endlich zerfällt wieder in zwei gleiche Hälften: in der ersten, ein Gespräch zwischen Hekuba, Odysseus und Polyxena enthaltenden, wird Hekuba's Widerstand gegen das Loos der Tochter gebrochen, die zweite, mit Polyxena's Wort τέλος δέχει δὴ τῶν ἐμῶν προσφθεγμάτων anhebende enthält den Abschied der Mutter und der Tochter.

Es stehen drei gleiche Teile neben einander:

Hekuba 1132—1186 = 1187—1239 = 1240—1292. (Unächt sind die von Dindorf gestrichenen Verse 1185, 1186.) Dass die Reden Polymestor's und Hekuba's, wenn man die Chorverse dazu rechnet, sich mit je dreiundfünfzig Versen entsprechen, haben bereits Dindorf und Hirzel bemerkt; mit Czwalina stimme ich darin überein dass es auch nicht dem Zufalle zuzuschreiben ist, wenn die Schlussscene dreiundfünfzig Verse hat.

Medea 663—708 = 709—758 = 764—813. (Mit Recht scheiden Kirchhoff und Wecklein V. 725—728, Nauck, Dindorf und Wecklein V. 778, 779, 782, 785 aus, mit Unrecht Nauck dagegen auch V. 786.) Auf die Stichomythie, worin Aegeus und Medea sich ihr Schicksal in sechsundvierzig Versen erzählen, folgt ein gleich langes Gespräch, in dem der erstere der letztern seinen Schutz zusagt, ebenso viele Verse hat sodann die auf ein kleines anapästisches System folgende Rede der Medea mit den drei Schlussversen des Chors; das kurze Gespräch zwischen Medea und dem Chor (814—823) steht ausserhalb der Responsion.

Ein Mittelglied ist von zwei nur halb so langen Seitengliedern umgeben (1. 2. 1):

Hippolytus (885—935 = 1038—1089; zusammen = 936—1037. (Den von Valckenar getilgten V. 1029 halte ich für ächt und ebenso den von Bergk getilgten V. 1049; 1050 dagegen scheint mir mit Recht von Nauck gestrichen zu sein.) Das Gespräch, worin Theseus dem Chore den Inhalt des Briefes und seinen Entschluss, den Sohn zu vernichten, mitteilt, und der unmittelbar darauf folgende Dialog zwischen Vater und Sohn haben zusammen einundfünfzig Verse, die beiden darauf folgenden Reden zusammen hundertundzwei; das folgende Gespräch der beiden wiederum einundfünfzig. Die zwölf Verse 1090—1101 welche Hippolytus allein auf der Bühne spricht, stehen ausserhalb der Responsion.

An ein Ganzes schliessen sich drei Hälften an (1. 1. 2. 1):

Phönissen 834—864 = 865—895 = 960—990; 834—895 = 896—959. (Unächt sind die von Kirchhoff und Nauck getilgten V. 912 und 946, ächt 990 und 991, wo jedenfalls anders als durch das immer missliche Streichen zweier Halbverse zu helfen ist; auch die von Kirchhoff nach V. 869 und 878 statuierten Lücken sind nicht anzunehmen.) Auf ein Gespräch zwischen Teiresias und Kreon folgt in ebenso vielen, nemlich einunddreissig Versen eine Rede des Teiresias und sodann ein doppelt so langer Dialog der beiden, welcher wieder mit einer Rede des Sohnes schliesst. Einunddreissig Verse hat sodann wieder das Gespräch zwischen Kreon und Menoikeus, welch letzterer, nachdem der Vater

990 abgegangen ist, die Scene mit einer Rede von achtundzwanzig Versen abschliesst. Von den zwei Chorversen 960, 961 ist es klar dass sie das Folgende einleiten, nicht die Rede des mit V. 959 abgehenden Teiresias abschliessen.

Iphigenia Taurica 658—724 = 725—792; 725—758 = 759—792 = 793—826. (Unächt sind die V. 682, 782 welche Dindorf und Nauck, 736 welchen Badham, Dindorf und Nauck streichen, und 811 welchen Nauck streicht.) Auf ein sechsundsechzig Verse enthaltendes Gespräch zwischen Orest und Pylades folgt mit neunundneunzig Versen die Erkennungsscene. Bei genauerem Zusehen zerfällt dieselbe in drei gleiche Teile, nemlich in einen vorbereitenden, worin Iphigenia das Vorhaben äussert, den Verwandten in Argos durch einen Brief von sich Nachricht zu geben, in einen zweiten, worin die Freunde erfahren, wer die Priesterin sei, und in einen Schlussteil, in dem der letzteren die Identität des einen Gefangenen mit ihrem Bruder bewiesen wird.

An einer einzigen Stelle im Euripides schliessen sich Strophe und Antistrophe den respondierenden Partien an, und zwar ist dies zugleich auch die einzige Stelle, worin das Strophenpaar durch Dialog- und Chorpartien getrennt ist; die Responsionszahl findet sich dreimal:

Hippolytus 311—361 = 616—668 = 680—731. Strophe 362—371 = Antistrophe 669—679. (Unächt sind die von Dindorf und Nauck getilgten V. 625 und 626 sowie der schon von Brunck getilgte V. 691.) Nachdem die Amme am Ende ihrer Rede 310 den verhängnissvollen Namen Hippolytos ausgesprochen und an Phädra's Schmerzensruf gemerkt hat dass der Stiefsohn die Ursache ihrer Krankheit sei, entspinnt sich zwischen Phädra, die bis dahin am Gespräche keinen Anteil genommen hat, und der Alten ein Dialog von einundfünfzig Versen, und auf diesen folgt die vom Chor gesungene Strophe. Nach einer langen Zwischenpartie sodann welche 1) die Scene worin Phädra sich von der Amme verführen lässt (372—524), 2) zwei Strophenpaare des Chores (525—564) und 3) die Scene in der Hippolytos auftritt (565—615) umfasst, kommt wiederum mit einundfünfzig Versen die grosse Rede des Hippolytos gegen die Weiber und darauf die von Phädra gesungene Antistrophe, und endlich hat der hierauf folgende Dialog der beiden Frauen wieder einundfünfzig Verse.

Und nun zum Schlusse noch etwas Bemerkenswertes: Dieselbe Verbindung von Responsionspartien mit lyrischen Teilen der Tragödie welche bloss im Hippolytos des Euripides vorkommt und ihr Analogon in einzelnen Responsionspartien des Aristophanes hat (wo jedoch die Strophen den respondierenden Dialogteilen meist vorangehen), findet sich zweimal in der Tragödie Rhesos.

Rhesos 85—130 = 149—194; Strophe 131—136 = Antistrophe 195—200. Auf eine Rede Hektor's und ein kurzes Gespräch desselben mit dem Chore folgt mit sechsundvierzig Versen ein Dialog Hektor's mit Aeneas und hierauf die Strophe; ein kleines Mittelglied bildet sodann die kurze Rede Hektor's mit den zwei Schlussversen des Aeneas (137—148), und dann kommt, nachdem der letztere abgetreten ist, die Dolonscene mit wiederum sechsundvierzig Versen und die Antistrophe des Chores.

Noch mehr erinnert an die Hippolytosresponsion wegen des weiten Auseinanderliegens von Strophe und Antistrophe das folgende Beispiel:

Rhesos 388—453 = 754—819; Strophe 454—466 = Antistrophe 820—832. Die erste der beiden Scenen zwischen Rhesos und Hektor enthält sechsundsechzig Verse,

und es folgt ihr die Strophe des Chors, ebenso viele Verse hat die von der Strophe durch zweihundertachtundachtzig Verse getrennte Scene zwischen Hektor und dem Wagenlenker, worauf die Antistrophe folgt.

Die Eigentümlichkeiten in der Responsion sind ein neues Argument gegen den euripideischen Ursprung des Rhesos, zugleich aber eine Warnung davor, die Entstehung dieser Tragödie zu spät anzusetzen, da, so viel wir wenigstens aus den letzten Stücken des Aristophanes schliessen können, im vierten Jahrhundert wohl schwerlich viele scenische Responsionen angewandt worden sind.

Ich schliesse diesen Vortrag mit dem Geständniss dass sich mir aus der Responsion grösserer Dialogpartien bis jetzt keine Anhaltspuncte für die Chronologie der euripideischen Tragödien zu ergeben scheinen, sowie dass aus der hie und da stattfindenden Wiederholung derselben Zahl (z. B. dreiunddreissig) einstweilen Nichts gefolgert werden kann.

Bei der hierüber eröffneten Discussion führt Prof. Prien aus, wie in den Dialogen des Platon und in den Tragödien der Stoff im Grossen gegliedert sei, so auch in die einzelnen Reden selbst. Der Grund der Gliederung sei das Bedürfniss des Vortrags, weil eine Person nicht allzu viel auf einmal sprechen kann. Die Pausen sind es also wodurch dem Publicum die Gliederung bemerkbar wird. Diese Pausen aber stehen in notwendigem Zusammenhang mit Ruhepuncten des Gedankens. In den Reden wird die Gliederung durch die Anreden bezeichnet, die Chorgesänge sind regelmässig trilogisch, in drei Teilen angelegt. Einzelne Stücke sind sehr ausgebildet responsorisch, andere dagegen weniger. Nun beweist aber das Gesetz des Lykurgos über die Aufführung der Stücke der drei grossen Tragiker dass schon in sehr früher Zeit Zusätze zu jenen Stücken gemacht worden waren. Besonders viel Veranlassung dazu gab die eristische Richtung des Euripides. Durch solche Zusätze wurde dann die Responsion verwischt.

Prof. Teuffel fragt ob nicht, da sich in den Bacchen keine Responsion finde, ein Entwicklungsgang sich nachweisen lasse, der mit dem Aufhören jeder Responsion ende.

Prof. Oeri verneint diese Möglichkeit, da die Iphigenien Responsion haben.

Prof. Christ: Die von Prien aufgestellte Ansicht in Betreff der Pausen sei sehr einleuchtend, aber mit der von Oeri angewandten Künstelei lasse sich Responsion selbst in den Stücken der Kaiserzeit nachweisen. Es sei unzulässig, Monolog- und Dialogpartien sich entsprechen zu lassen, wie Oeri tue. Uebrigens bezweifelt Christ, ob bei diesen Verhandlungen zu einem Resultat zu gelangen sei, da bei der Fülle der von Oeri vorgebrachten Beispiele es nicht möglich gewesen sei, im Einzelnen zu folgen. Oeri möge für das nächste Mal Thesen aufstellen. Dieser ist damit einverstanden.

Prof. Teuffel bemerkt dass es sich vor Allem um Aufstellung des Princips handle. Oeri zählt nur die Verse, während Christ auch die Qualität derselben berücksichtigt wissen will.

Prof. Oeri: Die Qualität komme mehr bei Aristophanes in Betracht.

Prof. Eussner: Oeri habe seine Zahlen auf etwas willkührliche Weise gewonnen, es lasse sich Gleichmässigkeit des Verfahrens vermissen. Oeri habe zwar nicht selbst das kritische Schwert geschwungen, dafür sei ihm aber von Nauck u. A. trefflich vorgearbeitet. Oeri habe dessen Verfahren getadelt, aber von seinen Resultaten Gebrauch gemacht. Zwar lasse sich eine gewisse Regelmässigkeit in den Zahlen nicht leugnen, aber mit dem Wiederkehren von Zahlen wie 31, 59 könne doch nichts Besonderes beab-

sichtigt sein. Eine Responsion wie die von Oeri aufgestellte könne dem Publicum nicht zum Bewusstsein kommen, wohl aber eine solche, wie sie Christ verlange.

Prof. Oeri gibt Mängel seiner Ausführung zu, verwahrt sich aber gegen den Vorwurf, als hätte er die Streichungen Nauck's nur nach seinem Bedürfniss benutzt. Uebrigens glaubt er bei anderer Gelegenheit für Aristophanes Plausibleres beibringen zu können.

Prof. Prien glaubt dass für die Responsion der Gedanke das Wesentliche sei, nicht die Verszahl an sich.

Prof. Teuffel möchte bei einer späteren Behandlung dieses Gegenstandes auch das Verfahren anderer Dichter, insbesondere der Elegiker (auch der römischen), mit in Betracht gezogen wissen, stösst jedoch von verschiedenen Seiten auf Widerspruch welche die Beschränkung auf Euripides vorziehen.

Prof. Riese beantragt für die nächstjährige Versammlung die Ernennung eines Referenten und Correferenten zur Behandlung der Frage.

Prof. Hertz wäre lieber für Niedersetzung einer Commission, für welche er Oeri, Prien und Christ vorschlägt.

Der Antrag Hertz's wird einstimmig angenommen, der Commission jedoch auf Vorschlag von Dr. Jeep (Leipzig) noch beigegeben Prof. Jungmann (Leipzig).

Dr. Jeep bittet für die kritisch-exegetische Section besonders auch unter den Gymnasiallehrern, welche sich meist der pädagogischen Section anschliessen, Propaganda zu machen. — Schluss der Sitzung 10 Uhr.

Zweite Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Das Präsidium führt Prof. Hertz (Breslau).

Als Nachtrag zu der vorigen Sitzung gibt Prof. Hug (Zürich) ein Beispiel von Responsion in der Prosa, Platon Sympos. p. 185ᵃ, wo sie zwar nicht pedantisch durchgeführt, aber ganz unverkennbar sei, mit deutlicher Ironie gegen die Manier des Sophistenschülers Pausanias. Doch will Hug die Responsion durch Streichung einiger ihm überflüssig scheinender Worte erhöhen, welche Teuffel nicht gern vermissen möchte; er gibt jedoch zu dass auch ohne diese Streichung die Responsion vorhanden sei.

Prof. Prien teilt mit dass er ganz ähnliche Responsion auch bei Thukydides gefunden habe und glaubt darin vielfach ein Kriterium für spätere Zusätze zu haben.

Dr. Flach (Tübingen) hält folgenden Vortrag über „Die beiden ältesten Hesiodhandschriften“[1]).

Dr. Flach: Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, für einige Minuten auf zwei Hesiodhandschriften lenken will, so geschieht dies nicht allein, um den Beweis zu führen dass unsere Hesiodausgaben noch nicht Alles bieten, was durch diese Handschriften gewonnen werden kann, sondern vor allen Dingen, um zu zeigen dass einerseits auch

1) Die Anmerkungen zu dem Vortrag sind in dem bei Teubner erschienenen Separatabdruck wiedergegeben und desshalb hier fortgefallen.

bei Hesiodtexten sich eine systematische Textveränderung oder Entstellung vollzogen hat, andrerseits die Beurteilung des hesiodischen Dialekts nach Aufnahme mancher durch diese Handschriften beglaubigter Lesarten eine wesentlich andre wird, als bisher. Und ich glaube dass diese beiden Gesichtspunkte in einer Zeit, in welcher namentlich von einer Schule rastlos an der Erforschung der griechischen Dialekte gearbeitet wird, in welcher vor kurzem die Odysseeausgabe von August Nauck den Zwiespalt zwischen individueller Dialektkritik und handschriftlicher Ueberlieferung in den Gelehrtenkreisen von Neuem erregt hat, in welcher die bahnbrechenden Arbeiten von Wilhelm Hartel in allen Händen sind, und die mustergültige Arbeit von Hinrichs über Aeolismen in den homerischen Gedichten soeben erschienen ist, zur Entschuldigung meines Vortrags dienen werden. Steht es doch bei allen Kritikern auf diesem Gebiet fest dass die von Tage zu Tage mit grösseren Streitkräften unternommene Erforschung der homerischen und hesiodischen Sprache nicht wenig zur Erschliessung der ältesten griechischen Dialekte beitragen müssen.

Dass wir in den meisten unserer Hesiodhandschriften ausser den gewöhnlichen Corruptelen zahlreiche Verderbungen besitzen, welche auf ein principielles Verfahren der Abschreiber, aber auch der alexandrinischen Grammatiker zurückgehen, habe ich vor Kurzem in meiner Untersuchung über das dialektische Digamma Hesiod's zu zeigen versucht, und nachdem Karl Brugman in seiner Schrift über ein Problem der homerischen Textkritik mit grossem Scharfsinn gezeigt hat dass wir in unseren Homertexten eine Reihe von Textveränderungen besitzen, die einer Marotte oder Schrulle zu Lieb, wie Brugman sich ausdrückt, wegen einer falschen Hypothese, wie ich sagen möchte, geradezu von Aristarch, dem ersten Grammatiker, eingeführt worden sind, ist mir derselbe Umstand bei Hesiod noch deutlicher geworden. Zwar beschränkte sich die Forschung von Brugman auf die Verhältnisse der griechischen Pronomina, aber in der Vorrede und in einer Anmerkung deutet er noch verschiedene ähnlich betroffene Punkte, wie Accentverhältnisse, an, und es ist wohl anzunehmen dass andre Kritiker, seinen Spuren folgend, auch auf verwandten Gebieten dasselbe System nachweisen werden. In den hesiodischen Texten sind die deutlichsten Spuren einer principiellen Verderbung von ursprünglich digammiert gewesenen Wörtern zu finden, aber sie finden sich nicht allein da, sondern auch in Fällen, die vorzugsweise Aeolismen oder überhaupt dialektische Eigenheiten des Dichters betreffen. Freilich bin ich mir bewusst dass solche Spuren, die den heutigen Textkritiker von selbst zur Vermutung bringen dass im Grossen und Ganzen noch viel mehr gesündigt worden ist als die Handschriften verraten, und ihn unwillkührlich zu einer ausgedehnteren Conjecturalkritik zwingen, von den conservativeren Philologen als handschriftliche Zufälligkeiten angesehen werden, die zu einer eigenmächtigen Kritik noch nicht berechtigen, aber ich darf mich wohl darauf berufen dass selbst mein verehrter Lehrer Carl Lehrs, der zu dem conservativsten Standpunkt in dieser Frage die meiste Veranlassung hatte, niemals die Ansicht ausgesprochen hat dass der homerische Textkritiker sich bei den aristarchischen Lesarten unter allen Umständen beruhigen solle, wie noch neuerdings Arthur Ludwig mit Recht gegen die tendenziöse Darstellung von August Nauck bemerkt hat. Ich kämpfe aber noch weniger einen Kampf gegen das eingebildete Phantasma einer Aristarchomanie, weil unsre Hesiodscholien für die Einzelheiten der alexandrinischen Kritik zu wenig Belege bieten, so dass die Gegner dieses Ver-

fahrens kaum Gelegenheit erhalten, sich auf eine namhafte Autorität des Altertums zu stützen.

Diejenige Hesiodhandschrift, die älteste für Theogonie und Scutum, die den deutlichsten Einblick in jene Corruptionen gewährt die in den meisten andern Handschriften und in den bisherigen Ausgaben zu Tage treten, weil sie, bald allein, bald mit einigen secundären codices, statt ihrer eine ältere und echte Lesart bietet, die aber von den alexandrinischen Grammatikern oder geradezu von Aristarch nicht gebilligt war, ist der Med. XXXII, 16, den Bandini, Luigi Lanzi, Lennep und Kinkel dem XIII. Jahrh. zuweisen, Goettling dagegen dem XII., Ahrens nach Bethmann sogar dem XIV. oder XV., Ziegler dem XIV. Der codex, der ausser den hesiodischen Gedichten den Apollonios von Rhodos, den Theokrit und Nonnos enthält, gehörte einst dem Franciscus Philelphus, dem Schwiegersohn des Johannes Chrysoloras, der ihn 1423 in Constantinopel von der Frau des Chrysoloras gekauft und nach Italien gebracht hatte. Seltsamer Weise war der erste der ihn für die Hesiodkritik benutzte Luigi Lanzi, der seine Collation der Handschrift für die grosse Ausgabe der Werke und Tage i. J. 1773 besorgte und 1806 eine Nachcollation von dem zweiten Bibliothekar Bencini vornehmen liess. Lanzi erkannte zwar die Bedeutung des codex, indem er ihn neben dem Med. XXXI, 39, der allein die Werke und Tage enthält, für den wertvollsten erklärte, hat dieselbe aber für seine Ausgabe in keiner Weise verwertet. Auch Jacob von Lennep zählte den codex den besseren zu und hielt in seinen Noten mehrere Varianten, die er bietet, für sehr bemerkenswert, erkannte auch in diesem oder jenem Fall, da er zuerst digammatischen Einflüssen sorgfältiger nachspürte, das Motiv der Verderbung, ohne indessen seinen Text dadurch beeinflussen zu lassen. Während ferner Gaisford, Muetzell und Ranke denselben gar nicht erwähnen, da der von den drei Kritikern sogenannte cod. Mediceus mit unserer Handschrift nicht identisch ist, hat Goettling ihn selbst für Theogonie und Scutum seiner zweiten Ausgabe collationiert, ohne seine Lesarten für die Textkritik genügend zu benutzen. Der erste der diesem codex grössere Aufmerksamkeit geschenkt hat war Deiters in seiner Abhandlung über den hesiodischen Schild, der in einer Anmerkung bei Gelegenheit des verdorbenen Verses Scut. 301 namentlich die ihm mit andern Handschriften gemeinsamen Verderbnisse und die eigentümlichen selbständigen, aus metrischen Gründen veranlassten Veränderungen des Schreibers ans Tageslicht zog. Nachher wurde auch in der Ausgabe von Koechly-Kinkel von den guten Lesarten kein ausreichender Gebrauch gemacht. Zuletzt hat auch Alois Rzach in seiner Schrift über den Dialekt des Hesiodos an mehreren Stellen dieser Handschrift besonders Erwähnung getan, ohne jedoch ihren Lesarten an zweifelhaften Stellen principiell den Vorrang einzuräumen.

Wenige Beispiele werden genügen, Ihnen ein Bild jener alten Lesarten zu verschaffen. Theog. 15 hat unsre Handschrift allein ἠδὲ Ποσειδάωνα γεήοχον für die Vulgata γαιήοχον, und jene Lesart ist nach der Empfehlung G. Hermann's von Goettling in seiner 2. Ausgabe und von Schoemann aufgenommen worden, wozu jene Kritiker um so mehr berechtigt waren, da auch Pind. Ol. XIII, 81 die von Boeckh empfohlene und auch von Bergk aufgenommene Lesart γεαόχῳ für die Vulgata γαιαόχῳ am Besten beglaubigt ist, mithin wohl boeotischer Gebrauch nicht von der Hand zu weisen sein wird. Gegenüber der Tatsache nun dass schon Plutarch in den Werken und Tagen auf Boeotismen aufmerksam machte, und dass die alten Grammatiker einstimmig das constante Διώνυσος

boeotischem Einfluss zuschrieben, dürfte es kaum ratsam erscheinen, die Vulgata wieder einführen zu wollen oder sie, wie Alois Rzach es gethan, mit Hülfe des von Wilhelm Hartel aufgestellten Gesetzes über die Correption des diphthongischen Ausgangs αι vor vocalischem Anlaut zu vertheidigen. An einer zweiten Stelle Theog. 333 hat unsere Handschrift wieder allein die Dativform Φόρκυ von Φόρκυς, während die meisten andern Handschriften den gewöhnlichen Dativ Φόρκυι bieten. Das Ansehn dieser Lesart wird besonders dadurch erhöht dass im Etym. M. und von der Eudocia ausdrücklich drei Declinationen von Φόρκυς unterschieden werden, darunter die eine, zweifellos aeolische, Φόρκυς, Φόρκυ, Φόρκυ, Φόρκυν, und dass Constantinus Lascaris als Belegstelle für den Dativ Φόρκυ diesen Vers der Theogonie citiert, wobei es unwahrscheinlich ist dass Lascaris gerade den cod. Mediceus für sein Citat benutzt hat, wie es andrerseits schon von Muetzell wahrscheinlich gemacht ist dass die grammatische Notiz des Lascaris aus alter, alexandrinischer Gelehrsamkeit geschöpft sei, woraus auch Choeroboscus seine irrtümliche Regel über den Dativ υι entnommen hat. Auch an einer dritten Stelle Scut. 199 dürfte kaum zweifelhaft sein dass der Dichter gemessen hat ἔγχος ἔχουσ' ἐνὶ χειρὶ, χρυσείην τε τρυφαλείαν mit pindarischer Verkürzung des υ, wo allerdings das χρυσέην der Handschrift verbessert werden muss. χρυσέην aber mit langem υ und durch Synizese von εη zu erklären, ist, wie schon Goettling bemerkte, ein monstrum, das neuerdings wieder von Rzach eingeführt worden ist. Dagegen hat unser codex an allen drei Stellen, Theog. 487, 890 und 899 ἑὴν ἐςκάτθετο νηδύν für ἐγκάτθετο, das Koechly nur an der ersten Stelle aufgenommen hat, womit die eine der Stützen deren sich Ahrens in seinem Vortrag in Goettingen bedient hat, zur Entwicklung der Dorismen oder gar der delphischen Eigenheiten in der Theogonie, zusammenbrechen muss. Auch Rzach hätte diese Lesart genauer prüfen sollen, ehe er jenen dialektischen Gebrauch der Präposition ἐν für εἰς, der ja abgesehen von dem delphischen auch für den thessalischen und arkadischen Dialekt nachgewiesen ist, unbedingt dem Dichter der Theogonie zuschrieb. — Ich komme, meine Herren, zu einigen digammatischen Stellen, die in jüngeren Handschriften durch Veränderungen verdunkelt sind. Theog. 567 bietet der cod. Med. mit dem cod. Emm. (N bei Paley) die Lesart δάκεν δέ ἑ νειόθι θυμόν von Zeus gesagt, als er bei den Menschen das Feuer erblickte, während die meisten andern Handschriften δάκεν δ'ἄρα νειόθι θυμόν lesen. Die Lesart des Med. ist insofern von hoher Bedeutung, als sie erstens zeigt, in welcher Weise Grammatiker oder Abschreiber wegen einer metrischen Unbequemlichkeit den Vers geändert haben, zweitens für mich den sichern Nachweis liefert dass der folgende Vers 568, der ausser dem Objectsaccusativ Ζῆν' ὑψιβρεμέτην auch die Tautologie ἐχόλωςε δέ μιν φίλον ἦτορ enthält, erst nach Verunstaltung des ersten Verses von einem Abschreiber hinzugefügt worden ist. — Nicht minder wertvoll ist zweitens die allein in dieser Handschrift Theog. 798 erhaltene Lesart κακὸν δέ ἑ κῦμα καλύπτει für κακὸν δ'ἄρα κῦμα καλύπτει von der Bestrafung des meineidigen Gottes gesagt; während hier schon die Auslassung des Objects hätte Bedenken erregen sollen, vermutete das Richtige bereits Emil Scheer in seinen im Rh. Museum veröffentlichten Conjecturen. Noch in einem dritten Fall, Scut. 445, hat unser codex das allein richtige ἰδοῦςα ἔπεα für das elidierte ἰδοῦσ' ἔπεα, was Koechly mit Unrecht in den Text aufgenommen hat. — Ebenso bietet der cod. mit einigen secundären Handschriften Scut. 125 das zweifellos richtige ὅν οἱ ἔδωκε für die Lesart der jüngeren Handschriften ὅν ῥ'οἱ ἔδωκεν mit tendenziöser Einschiebung einer Flickpartikel.

Zwei Lesarten endlich des cod. Med. dürften noch von besonderem Interesse sein. Theog. 401 bietet er mit einigen jüngeren Handschriften ἤματα πάντα ἑοῦ μεταναιέτας εἶναι für die vulgäre, aber zweifellos von Aristarch vorgezogene, Lesart ἑοὺς μεταναιέτας εἶναι, wo Karl Brugman mit Recht jenen auch bei späteren Epikern vorkommenden Genetiv des Besitzes erkannt, aber für ἑοῦ das gewöhnliche ἕο vermuthet hat. Zweitens ist bisher gänzlich unberücksichtigt geblieben die Lesart, die allein im Stande ist, jenen verrufenen Vers Scut. 7 zu heilen: τῆς καὶ ἀπὸ κρῆθεν βλεφάρων τ' ἀπὸ κυανεάων. Es ist hier nicht der Ort alle Ansichten über diese Stelle zu wiederholen; die beste Erklärung die Schneidewin und Doederlein gefunden haben und der auch Kühner und Alois Rzach beigetreten sind, suppliert eine Femininform ἡ βλέφαρος, die freilich durch die Bergk'sche Schreibung in dem zweiten Fragment des Ibycus κυανέοισιν ὑπὸ βλεφάροισιν statt der handschriftlich unverbürgten von Siebenkees κυανέῃσιν ὑπὸ βλεφάροισιν sehr zweifelhaft wird, wie schon Ranke aus dem Mangel der grammatischen Citate geschlossen hat. Die Lesart κυανεάων aber ist vortrefflich bezeugt, durch Homerscholien, Apollonius, Eustathius, so dass es kaum einem Zweifel unterliegen kann dass dies die von den Alexandrinern d. h. also vermutlich die von Aristarch festgestellte Lesart war, der βλέφαρον als neutrum, κυανεάων auch als neutrum auffasste mit aus metrischen Gründen hinzugefügtem α, wie bei δωτῆρες ἐάων; ebenso nimmt die Paraphrase Beides als Neutrum. Nun ist aber heute durch die Ausführungen von Kühner und Rzach plausibel gemacht dass weder ἐάων noch κυανεάων der Genetiv eines neutrum sein könne, indem jener, mit Annäherung an die Erklärung Herodian's die erste Form von einem verschollenen ἕη = beneficium, dieser von ἕη oder ursprünglich ἕϝη = bonum ableitete, womit tatsächlich die Autorität Aristarch's untergraben war. Jene Beiden aber statuierten einen Nominativ ἡ βλέφαρος, der, wenn er den alten Grammatikern bekannt gewesen wäre, von einem der vielen, die sich mit unsrer Stelle beschäftigten, hätte citiert werden müssen; ihre Erklärung schwebt also auch in der Luft. Wenn ich nun überzeugt bin dass die im cod. Med. erhaltene Lesart κυανεώντων, die mit leichter Aenderung zu dem auch von einigen sekundären Handschriften gebrachten κυανεόντων führt, eine ältere, vielleicht zenodotische Schreibung ist, so werde ich die Frage zu beantworten haben, wie Aristarch auf κυανεάων gekommen sei. Anzunehmen dass er κυανεάων conjiciert habe, wie er nach Karl Brugman an mehreren Stellen der homerischen Gedichte ἑῆος für das ursprüngliche und gut überlieferte ἑοῖο conjiciert hat, ist insofern misslich, als kein eigentlicher Grund zur Veränderung vorlag; und ein palaeographischer Irrtum durch Missverstehen einer Abbreviatur ist bei dem Mangel einer Minuskelschrift von der Hand zu weisen. So bleibt nur eine Erklärung übrig. Aristarch fand κυανεάων in einer guten Handschrift vor, in welcher der Schreiber durch das unmittelbar vorhergehende θηλυτεράων wegen des Gleichklangs irrtümlich κυανεάων geschrieben hatte, und da ihm diese Form besonders alt zu sein schien, ausserdem aber für seine Erklärung von ἐάων ein vortreffliches Analogon abgab, so setzte er sie in den Text, oder, wenn man ihm dies nicht zutrauen will, er empfahl sie in einer Bemerkung.

Entschieden älter als dieser codex ist diejenige Florentiner Handschrift, die allein die Werke und Tage enthält, der cod. Med. XXXI, 39, den Lanzi dem XII. oder XI., Gaisford nach seinem Gewährsmann und Kinkel dem XII. Jahrh. zuweisen, Bandini offenbar unrichtig dem XIII.; ich halte es für das Wahrscheinlichste dass er dem XI. Jahrh. an-

gehört. Auch dieser codex, obwohl er, wie Lanzi und Kinkel mit Recht bemerken, mit schneller und flüchtiger Hand geschrieben ist, und desshalb von zweiter Hand an manchen Stellen corrigiert worden ist, während andere Hände jüngere Lesarten eingetragen haben, hat sich im Ganzen von den tendenziösen Verderbungen der jüngeren Handschriften frei gehalten, so dass die Textkritik eine wesentliche Stütze an ihm findet, und besonders durch die Ausgabe Koechly-Kinkel's nach der vortrefflichen Collation von Kinkel in den meisten Fällen bereits gefunden hat. Ohne auf specielle Beispiele einzugehen, bemerke ich kurz dass der codex erstens namentlich erheblich weniger Flickpartikeln oder eingeschobene Präpositionen vor digammierten Wörtern hat welche die Ausgaben Trincavelli's, Lanzi's und Gaisford's entstellt haben, zweitens an mehreren Stellen von Plutarch oder Anderen athetierte Verse, bisweilen in Uebereinstimmung mit Stobaeus, nicht enthält, die aber dann in der Regel von jüngerer Hand an den Rand geschrieben sind.

Ich komme, meine Herren, zu den kritischen Consequenzen, die sich aus den mitgeteilten Notizen über die beiden Handschriften ergeben. Zunächst wenn es feststeht dass die alexandrinischen Grammatiker in Unkenntniss über einzelne sprachliche Erscheinungen oder in dem Bestreben, den Gesetzen der Analogie zu ihrem Recht zu verhelfen, systematische Textveränderungen angewandt haben, wie heute kaum noch zweifelhaft sein kann, obwohl die Sache bei Hesiod wegen der Dürftigkeit der Scholien nicht so evident zu erweisen ist, wie bei Homer, so ist, da ältere grammatische Zeugnisse sehr selten vorliegen, mit der Autorität eines Stobaeus oder gar eines Eustathius für die hesiodischen Lesarten, die man gewöhnlich anzuführen pflegt, verhältnissmässig wenig gewonnen. Denn im günstigsten Falle haben diese Autoren, wenn sie nicht nach einer Vulgärausgabe citieren oder das Citat aus einer solchen von einem andern Autor entnehmen, an zweifelhaften Stellen die alexandrinische Lesart vor Augen, und diese ist unter Umständen die tendenziös veränderte. Ich habe früher zu zeigen versucht dass Theog. 81 die Lesart ἀν' ἀγῶνα, welche die Scholien für ἀνὰ ἄστυ empfehlen, Theog. 82 γεινόμενόν τ' ἐςίδωςι für das richtige, auch vom Scholiasten gelesene und zufällig auch von Stobaeus erhaltene γεινόμενόν τε ἴδωςι, vielleicht auch Oper. 696 τριηκόντων ἐτέων wie Stobaeus und Eustathius lesen (vorausgesetzt dass dies nicht ein Abschreiber gethan hat), für das in einigen jüngeren Handschriften erhaltene τριήκοντα ἐτέων zu jener Gattung von absichtlichen, aus Unkenntniss entstandenen Corruptelen gehören, wenn ich auch fern davon bin, Alles Aristarch zuzuschreiben; und eine strengere Prüfung wird noch mehr ähnliche Fälle aufzuspüren im Stande sein. Unsere Textkritik muss von diesem Umstand Gebrauch machen, wozu gewissermassen vom Standpunkt handschriftlicher Kritik noch mehr Berechtigung vorliegt, als bei Homer, da es nach der Untersuchung Brugman's dort meist die jüngeren und schlechteren Handschriften sind, welche an zweifelhaften Stellen die voraristarchische, d. h. die zenodotische Lesart bieten, bei Hesiod dagegen die jüngeren Handschriften allerdings zunächst von den Verunstaltungen der Abschreiber und der byzantinischen Recension, aber auch, wie wir annehmen müssen, von den Veränderungen der Grammatiker angefüllt sind, deren Lesarten nur dann geflissentlich nirgends aufgenommen sind, wenn sich schon, wie einige Male gegen Krates, in der ältesten Zeit, z. B. von Seiten des Didymos, Widerspruch dagegen erhoben hatte. Aber wie in der Homerkritik auch die ältesten Handschriften, z. B. der Laurentianus der Odyssee, an zweifelhaften Stellen dieser Art das Richtige haben, so bieten umgekehrt bei Hesiod die ältesten schon die veränderte Lesart,

namentlich der erste Mediceus, der einen sehr selbständigen Abschreiber gehabt hat, und einige jüngere die richtige, was die Entscheidung naturgemäss in solchen Fällen bedeutend erschweren muss. Nur das Eine vergesse man nicht dass wir mit solchen Schreibungen, wenn wir von den ursprünglichen consonantischen Initialen absehen, immer noch auf dem Boden alexandrinischer Kritik stehen, wenn nicht gerade aristarchischer, so doch wenigstens in den meisten Fällen zenodotischer, wobei uns das Ζηνόδοτος δὲ ἀγνοεῖ oder δι' ἄγνοιαν oder συγχεῖ der Scholien nicht in Verlegenheit bringen darf; nur hüte man sich, einen Text herzustellen, der zu keiner Zeit gesprochen oder geschrieben worden ist, z. B. kein Digamma zu schreiben und die vorhergehende ν paragogica dennoch zu streichen.

Eine zweite Consequenz ist folgende. Eine Erforschung des homerischen und hesiodischen Dialekts wird im Gegensatz zu dem Verfahren das bei allein inschriftlichem Material Gebrauch zu sein pflegt, ohne genaue Kenntniss der handschriftlichen Ueberlieferung und ohne gewissenhafte philologische Kritik nicht möglich sein, wesshalb Urteile, die ohne eine solche Vereinigung abgegeben werden, von höchst zweifelhaftem Wert erscheinen müssen. Bei dieser Kritik wird es sich aber von selbst ergeben dass einerseits die Uebereinstimmung aller jüngeren Handschriften gegenüber einer guten und sprachlich richtigen Lesart der ältesten nicht ins Gewicht fallen kann, andrerseits, wo sichere Spuren einer systematischen Verderbniss vorliegen, einer ausgedehnteren Conjecturalkritik freierer Spielraum gelassen werden muss; denn wo 30mal uns die Handschriften einen Fehler aufklären, brauchen wir sie zu den andern 30 Malen nicht mehr. Aus diesem Grunde haben nach meiner Ansicht J. Bekker und August Nauck mit vollem Recht jene überflüssigen Flickpartikel eingeschränkt. Eine andre Frage ist es ob wir den Versuch machen dürfen, über den alexandrinischen Text hinaus mit alleiniger Hülfe der linguistischen Resultate und der freieren Benutzung der Analogie den Text zu verändern; diese will ich heute nicht beantworten.

Wie oft durch jene einseitige Behandlung Irrtümer entstanden und verbreitet worden sind und wie wir dadurch noch bei beiden Dichtern keine befriedigende Ausgabe erhalten haben, ist bekannt. Auch hier will ich ein hesiodisches Beispiel statt vieler hersetzen, da ich nach Rzach's und meinen Ausführungen eine Widerlegung der Ansicht von Ahrens dass die Dorismen der Theogonie auf delphischen Dialekt zurückgehen, nicht wiederholen will. Es ist bekannt dass Hesiod oder der Verfasser der Verse Theog. 199—200 jene unzüchtige Etymologie der Liebesgöttin anbringt ἠδὲ φιλομμηδής, ὅτι μηδέων ἐξεφαάνθη (denn so lautet die einstimmige Ueberlieferung dieses Verses), die mit der homerischen Göttin und mit dem homerischen Attribut φιλομμειδής nichts zu thun hat. Schon Creuzer vermutete an dieser Stelle irgend ein Mysterium. Nun citiert unglücklicher Weise ein Homerscholion und ein später Grammatiker ἠδὲ φιλομμειδής, ὅτι μειδέων ἐξεφαάνθη, und die Aldina vom J. 1495 hat wenigstens μειδέων, worauf man sofort μειδέων für das richtige erklärt und nach jenem bekannten Gesetz der boeotischen Aussprache des η als boeotische Form aufgefasst hat. Ja der neueste Bearbeiter des hesiodischen Dialekts macht sogar aus der Chiffre a des Koechly'schen Apparats, welche die Aldina bedeutet, einen codex a und hält desshalb die Lesart für wohlbezeugt. Die Aldina aber ist nach der wahrscheinlichsten Vermutung von Muetzell abgedruckt nach dem cod. Par. 2772, der einst dem Veroneser Guarini gehörte, der ihn seinem Sohn Baptista Guarini hinterliess, demselben, welcher als Lehrer des Aldus an der Ausgabe vom Jahr 1495 den

Hauptanteil hatte, und dieser codex hat deutlich μηδέων. Die Autorität der Aldina, die offenbar einen typographischen Fehler enthält, kann daher ebenso wenig Beweiskraft haben, wie das Zeugniss eines Scholiasten oder eines späten Grammatikers. Ausserdem aber kommt hinzu, was die Dialektiker auch in Betracht ziehn müssen, dass die Verse 199—200 nicht nur unhesiodisch, sondern völlig kindisch sind, was Schoemann, Koechly, Nauck, neuerdings auch Gustav Andresen in seinem Buch über deutsche Volksetymologien richtig erkannt haben, so dass sie für Boeotismen oder Aeolismen Hesiod's nicht beweisend sein können.

Die Zeit fehlt mir, ähnliche Dinge zu einer Blumenlese auszuwählen. Desshalb betone ich noch einmal, meine Herren, dass, um sichere Resultate für die alte epische Sprache und Textkritik zu erzielen, heute sprachwissenschaftliche Kenntniss und handschriftliche Kritik Hand in Hand gehen müssen und dass jede Einseitigkeit im Vorgehen das Ziel verfehlen muss. Wie die nur ein kleines Gebiet berührenden Beobachtungen Brugman's gezeigt haben dass Aristarch nicht immer Glauben geschenkt werden darf und dass auch die Gesetze von Wilhelm Hartel über die consonantische Kraft des Digamma in den homerischen Gedichten trotz des seltenen Scharfsinns und der Umsicht dieses Kritikers zu eng angegeben worden sind, so wird eine aufmerksamere Prüfung hesiodischer Textesverhältnisse manche Annahme von Rzach modificieren, wobei nur zu bedauern bleibt dass dieser fleissige Forscher mit seiner lobenswerten Abhandlung über den hesiodischen Dialekt nicht gewartet hat, bis eine neue Hesiodausgabe auf neuer handschriftlicher Basis vorhanden ist.

Hoffen wir, meine Herren, dass auch bei diesen Problemen der Textkritik ruhiges und gewissenhaftes Forschen fern von Fanatismus und Dünkelhaftigkeit zum Ziele führen wird.

Eine Discussion knüpft sich daran nicht.

Prof. Riese (Frankfurt a. M.) hält einen Vortrag über „Hor. Od. I, 26", worin er die verschiedenen Einwendungen gegen das Gedicht, besonders in Betreff seiner Zusammenhanglosigkeit, durch die Annahme beseitigen will dass der angeredete Aelius Lamia selbst Dichter gewesen sei.

Diesen Ausführungen tritt Prof. Teuffel entgegen. Er hält das Gedicht für ein mittelmässiges und zugleich für eines der ältesten originalen, worauf auch die Teilung des vorletzten Verses (1 + 3, 3 + 2) hinweise. Der Sinn dieses Gelegenheitsgedichts, für dessen Adressaten Teuffel Quintus Lamia hält, sei: I. (negativ) ich kümmere mich nicht um Politik, sondern II. (positiv) lebe der Poesie, und zwar soll der Gegenstand meiner Muse mein Freund Lamia sein, als der Besingung besonders würdig. Lesbio bezeichne die Muse des Horaz.

Prof. Hug meint, durch die Erklärung Riese's werde der Zusammenhang zwischen nil sine te und necte etc. gestört. Auch bezieht er corona auf ein Gedicht des Horaz, nicht mit Riese auf eines des Lamia.

Prof. Hertz glaubt, Hug bringe vielmehr einen verderblichen Zusammenhang in die obigen Worte. Uebrigens findet er in dem Gedicht noch mehrere lucrezische Anspielungen.

Prof. Christ meint, necte werde vollständig erklärt durch das Gedicht auf Cen-

sorinus (IV, 8), wo Horaz ebenso carmina als dasjenige bezeichne, was er schenken könne, so dass er sicherlich unter dem Kranze seine Gedichte verstehe.

Prof. Hug findet dass Hertz und Riese die Worte sine te ganz ignoriert haben.

Schluss der Discussion über diesen Gegenstand.

Prof. Teuffel teilt mit dass Prof. Pressel in Ulm einige Blätter einer Handschrift des Valerius Maximus mit Scholien gefunden habe.

Unter allgemeiner Zustimmung wird beantragt dass auf der nächsten Versammlung dafür gesorgt werden soll dass die Collision mit der archäologischen Section vermieden werde, da das Handinhandgehen beider Disciplinen durchaus notwendig sei.

Auch soll in der ersten Sectionssitzung der nächsten Versammlung die Commission über die Responsion Bericht erstatten.

Schluss der Sitzung 9¾ Uhr.

IV. Verhandlungen der deutsch-romanischen Abteilung. Die erste Sitzung gilt ausschliesslich der Constituierung der Section. Zu Vorsitzenden werden gewählt Prof. Dr. A. v. Keller und Prof. Dr. Holland. Zu Schriftführern wurden bestellt: Dr. Bernhard Seuffert aus Würzburg, Dr. Reinold Kapff aus Leutkirch, Cand. Gustav Decker aus Alpirsbach, letzterer als Stenograph.

Dreissig Mitglieder haben sich in das Album eingezeichnet:

1. Geheimer Hofrat Dr. Bartsch aus Heidelberg.
2. Alfred Bauer aus Paris.
3. Prof. Dr. A. Birlinger aus Bonn.
4. Cand. Gustav Decker aus Alpirsbach.
5. Prof. Dr. H. Düntzer aus Köln.
6. Prof. Ehemann aus Hall.
7. Pfarrer Max Eifert aus Eningen.
8. Dr. P. Feit aus Lübeck.
9. Bibliothekar Dr. Herm. Fischer aus Stuttgart.
10. Prof. Dr. J. G. Fischer aus Stuttgart.
11. Prof. Dr. Georgii aus Stuttgart.
12. Präceptor Victor Gräter aus Murrhardt.
13. Prof. Dr. Holland aus Tübingen.
14. Biblioth. Adalbert Jeitteles aus Innsbruck.
15. Dr. Reinold Kapff aus Leutkirch.
16. Director Dr. Keck aus Husum.
17. Prof. Dr. A. v. Keller aus Tübingen.
18. Prof. Julius Klaiber aus Stuttgart.
19. Gymnasiallehrer J. Kräuter aus Saargemünd.
20. Prof. Dr. Adolf Laun aus Oldenburg.
21. Dr. F. Neumann aus Heidelberg.
22. Dr. Opitz aus Naumburg.
23. Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg.
24. Dr. Wolfgang Schlüter aus Heidelberg.
25. Privatdoc. Dr. Erich Schmidt aus Würzburg.
26. Dr. J. Schwartz aus Stuttgart.
27. Dr. Bernhard Seuffert aus Würzburg.
28. Dr. Adolf Theobald aus Hamburg.
29. Privatdoc. Dr. F. Vogt aus Greifswald.
30. Dr. Wirz aus Zürich.

Zweite Sitzung.

Dienstag den 26. September, Morgens 8 Uhr.

Die zweite Sitzung eröffnete der Vorsitzer Prof. v. Keller mit einleitenden Worten dankbarer Bewillkommnung und fuhr fort: Es sind jetzt eben 30 Jahre, seit in Frankfurt am Main die erste Germanistenversammlung tagte, aus welcher später unsere jetzt an die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner sich anlehnende deutsch-romanische Vereinigung hervorgegangen ist. Nur wenige werden noch unter uns sein die jener ersten Versammlung angewohnt haben; die Anreger derselben, die Grimm, Uhland, Dahlmann sind längst dahingegangen.

Auch im letzten Jahre hat die deutsche Philologie wieder mehrere ihrer bedeutendsten Vertreter und Förderer verloren. Ohne auf eine ausführliche Darstellung und Würdigung ihrer Tätigkeit einzugehen, drängt es mich doch, hier ihre Namen zu nennen. Es wird dies genügen, um in Ihren Herzen ihr Bild und den Dank für ihr Wirken wachzurufen.

Am 19. Mai legte Friedrich Diez in Bonn sein müdes Haupt zur letzten Ruhe, Diez, der Begründer der romanischen Sprachforschung in Deutschland, der in stiller, rastloser Tätigkeit weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gewirkt und Anerkennung gefunden hat.

Zwei Monate später, am 18. Juli, sollte die rheinische Universität in Bonn abermals ein herber Verlust treffen den Rheinland, ja das ganze deutsche Vaterland mitfühlte. Karl Simrock, der liebenswürdige, patriotische Dichter, der sinnige Erforscher und Nachbildner unserer alten Poesie, wurde unerwartet seiner noch immer rüstigen Tätigkeit entrissen, der wir für die Verbreitung des Verständnisses unserer altdeutschen Dichter in weiteren Kreisen mehr als irgend einem verdanken.

Nicht minder unerwartet hat der Tod am 30. August Rudolf von Raumer dahingerafft, den ersten umfassenden Geschichtschreiber der deutschen Sprachforschung, der in letzter Zeit besonders durch seine Bemühungen um eine besonnene Regelung der deutschen Schreibung sich Verdienste erworben hat, aber die Freude nicht erleben durfte, sein Werk zu einem festen Abschlusse gebracht zu sehen.

Gestatten Sie mir, diesen gefeierten Namen noch einen andern aus unserer engern württembergischen Heimat beizufügen, den Namen eines bescheidenen Mannes, der in unserer Nähe, in dem benachbarten Reutlingen, eine glückliche Musse zu ernsten Studien, insbesondere des deutschen Altertums und der deutschen Mythologie, verwendete, ich meine Dr. Theophil Rupp, der am 25. März, 70 Jahre alt, starb und wohl den Lesern der Germania in guter Erinnerung ist, wie er bei seinen persönlichen Freunden das dauernde Andenken eines durchaus wackern Mannes und eifrigen Forschers voll der liebenswürdigsten Bescheidenheit hinterlassen hat.

Wenn ich nun von Persönlichem zu Sachlichem übergehe, so habe ich zunächst die erfreuliche Mitteilung zu machen dass das mittelniederdeutsche Wörterbuch von Lübben und Schiller das sich unter die besondere Protection der deutsch-romanischen Abteilung der Philologenversammlung gestellt hat, rüstig fortgeschritten und bis zum 14. Hefte vollendet ist. Im Laufe des letzten Jahres habe ich vier neuerschienene Hefte dem kaiserlichen Reichskanzleramte vorzulegen gehabt und auf Anweisung desselben die von Seiner Majestät dem Kaiser bewilligte Unterstützung aus der Reichskasse erhalten und wie bisher zu gleichen Teilen an Herrn Dr. Lübben und an die Witwe Dr. Schillers übermittelt.

Von Schriften wurden der Section mitgeteilt:

1) Gotische Conjecturen von Prof. Dr. Peters in Leitmeritz.

2) Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabets. Ein Vorschlag zur Vereinigung, vorgelegt vom Bureau des schweizerdeutschen Idiotikons.

3) Proben aus dem für das schweizerdeutsche Idiotikon gesammelten Material.

4) Bestimmungen über das Seminar für neuere Sprachen in Tübingen, angeordnet vom königl. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens 18. October 1867.

5) Die Uhlandstiftung in Tübingen.

6) Der litterarische Verein in Stuttgart zu Herausgabe älterer Druck- und Handschriften und ausschliesslicher Verteilung derselben unter die Vereinsmitglieder.

7) Molière's Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. Berlin 1873.

Der zweite Vorsitzer, Prof. Holland, übergab sodann eine von ihm zur Begrüssung der Section eigens in Druck gegebene kleine Schrift, enthaltend einen in Uhland's Nachlasse vorgefundenen Wettgesang zwischen Uhland und Rückert.

Es folgte nun ein Vortrag von Dr. Bernhard Seuffert in Würzburg über den Maler Müller. Nach demselben befindet sich im Besitze der königl. Bibliothek in Berlin ein Teil der Papiere welche Müller bei seiner Romreise in Mannheim zurückgelassen hat. Es fehlen aus der dort hinterlegten Handschriftenmasse die Blätter welche Tieck bei der Herausgabe von Müller's Werken 1811 benützte. Das vorliegende enthält zumeist Bruchstücke und stark corrigierte Entwürfe.

Mehrere Handschriften lassen ersehen dass Müller mit seiner Braut Lottchen Kärner einen Knaben zeugte, dass er sie darnach verliess und mit einem Julchen ein neues Liebesverhältniss anknüpfte. Seine leicht entzündbare Natur wird ferner durch drei Briefconcepte belegt. Sie enthalten Reiseberichte. Das eine spricht von einer Rheinreise und der Einkehr in Frankfurt bei Lenz und Goethe's Mutter 1777; das zweite von einem Ausflug in das pfälzische Gebirge; das dritte Fragment ist unbestimmbar.

Müller's knappe Lage in Mannheim 1777 wird bezeugt durch seinen Bericht über einen an ihm begangenen Diebstahl. Dabei werden als seine Freunde erwähnt der Theatermaler Klotz, der Regierungsrat Medicus und Christoph Kaufmann, der ihn im Januar 1777 mit sich in die Schweiz habe nehmen wollen.

Zwei Gutachten über Gründung und Einrichtung des Nationaltheaters und einer Theaterschule in Mannheim kennzeichnen Müller's geachtete Stellung am dortigen Hofe.

Reicher als für das Leben fliessen aus dem Berliner Material die Zeugnisse für seine Dichtung. Die Handschriften gehören zumeist der Zeit von 1776 bis 1778 an, also der Blütezeit und productivsten Periode des Dichters. Alle zeitüblichen Gattungen sind nicht weniger in dem Berliner Material vertreten als in den gedruckten Werken. Mit Oden im klopstockischen Geiste stehen Dichtungen im Anschlusse an Ossian zusammen. Von der wilden Sangweise dieser Richtungen geht Müller zur weicheren Liebesode über und betritt dann Gleim's und J. G. Jacobi's Bahnen. Von der anakreontischen Dichtung aus nähert er sich einerseits Wieland, andererseits der rein schäferlichen Poesie. Das Sentimentale kleidet Müller aber nicht so gut als das Naive. In den ungeschminkten, lebenswarmen Liedern ist er besonders glücklich. Das Volkslied ist sein Vorbild und seine Leistungen in der volkstümlichen Ballade bezeichnen den Höhepunct seines Vermögens. Nur wenige Versuche in didaktischer Dichtung liegen vor.

Weiterhin enthält das Berliner Material Bruchstücke zu Idyllen. Bei antiken und patriarchalischen Stoffen verrät sich die engste Anlehnung an Gessner, bei ersteren aber auch schon die Entfernung von demselben und der Anschluss an Shakspere. Wertvoll sind Bruchstücke zu deutschen Idyllen. Neben einigen satirischen Fragmenten weist ein Entwurf auch auf den Abweg zur Rohheit hin, zu dem die Wahl des Vorwurfs aus dem alltäglichen Landleben leicht führte. Die Bruchstücke zu Ulrich von Cossheim erweisen dass erst Tieck's Feder den romantischen Stil in diese Idylle hineingetragen hat.

Ferner finden sich dramatische Fragmente. Unter anderen der einzige Rest des Dramas Rina, umfangreiche Entwürfe zu dem nach König Lear bearbeiteten Heinrich IV.,

weniger zahlreiche zum Drama Ludwig der Strenge, das sich wohl an Göthe's Götz anlehnt. Zur Fausttragödie bietet das Material nur ein kurzes Bruchstück; die von Weinhold als zugehörig veröffentlichten Scenen sind selbständige Dichtungen.

Die Reste eines Lustspiels „der alte Obrist" sind im Stile der französischen Komödie gehalten. Müller's Tätigkeit als Operndichter wird einzig durch eine Exposition des Stoffes Alarich belegt.

Einzelne Blätter ergeben als Parallelstellen Müller's Autorschaft an der Recension von Mechel's La galerie de Dusseldorf, Rhein. Beitr. 1778. Eine Reihe kleiner Sätze, meist „Gedanken" überschrieben, enthält flüchtige Aufzeichnungen von Situationen und Ausdrücken aus dem Leben und der Lectüre zur Verwertung beim Schriftstellern.

Diess der gesammte Inhalt des reichen Materials. Es bietet wenig Genuss, desto mehr Einsicht in Müller's Art zu arbeiten. Die zahlreichen Nachbesserungen und wiederholten Ansätze zur Gestaltung einzelner Scenen beweisen die grosse Sorgfalt des Dichters, dessen Schriften so oberflächlich skizziert erscheinen. Auch wird ersichtlich dass Müller aus seinem Stoffe zuerst die tragische Situation zur Fixierung heraushob. Die Sprache zeigt sich hier noch regelloser und kräftiger als in den gedruckten Werken. So beruht der Wert des Berliner Materials nicht weniger in der Fülle der Beiträge zur Kenntniss der Arten und Stoffe die Maler Müller bearbeitet hat, als darin dass es in die ursprüngliche Gestalt seiner Dichtungen einweiht.

Dritte Sitzung.

Mittwoch den 27. September, Morgens 8 Uhr.

Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg hielt einen Vortrag über die Frage „einer allgemeinen Lautbezeichnung für die Dialekte". Nachdem er kurz dargelegt, was von der in Rostock 1875 zur Beratung dieses Gegenstandes eingesetzten Commission geschehen, gab er eine gedrängte Uebersicht über die verschiedenen phonetischen Bestrebungen auf den Gebieten der romanischen, der englischen und der deutschen Sprache und ihre mehr oder weniger grosse Berechtigung durch die Form und Entwicklung derselben. Darauf besprach er kurz die hauptsächlichsten Werke über Lautphysiologie und phonetische Schreibung, besonders Lepsius „das allgemeine linguistische Alphabet", Berlin 1855, dessen drei Grundsätze: „1) Jeder einfache Laut darf nur durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden; 2) verschiedene Laute dürfen nicht durch ein und dasselbe Zeichen ausgedrückt werden; 3) diejenigen Buchstaben welche in den wichtigsten europäischen Orthographien einen verschiedenen Wert haben, sind in einem allgemeinen Alphabet überhaupt nicht verwendbar", unbedingt massgebend für jeden weiteren phonetischen Versuch seien. Da es sich aber bei Lepsius um ein allgemeines Alphabet, besonders auch für orientalische Sprachen handelt, so besprach der Vortrag einzelne Modificationen desselben welche bei Zugrundelegung romanischer Lautverhältnisse nach der Ansicht des Vortragenden wünschenswert seien, um eine auf den bezeichneten Gebieten allseitig giltige und leicht verständliche Schreibung zu ermöglichen. Wenn dabei auch einzelne Vorschläge für Aenderung der Bezeichnung in der anerkannten Schriftsprache,

z. B. des Hochdeutschen, laut wurden, so wurde doch durchgehend der Standpunct festgehalten, nur für die noch nicht durch feststehende Schriftsprache fixierten Dialekte bestimmen zu wollen, so dass die in der pädagogischen Section erörterten Fragen mit der hier besprochenen, nur das streng wissenschaftliche Gebiet betonenden, keine Beziehung darboten. Auch gab der Vortragende nur eine Anzahl dem Urteile der Zuhörer unterbreiteter Vorschläge, ohne selbständig bestimmte Thesen aufstellen zu wollen, da die ganze Organisation der Commission ihn dazu nicht ermächtigt hatte, und schloss mit dem dringenden Wunsche, die so wichtige Frage in möglichst eingehender Discussion, wenn irgend tunlich, zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen.

Diesem Vortrag folgte der eines andern Mitgliedes der Rostocker Commission, des Dr. A. Theobald aus Hamburg. An der sich hieran schliessenden lebhaften Debatte beteiligten sich ausser den beiden Genannten besonders Gymnasiallehrer Kräuter aus Saargemünd, Prof. v. Keller und Dr. Feit aus Lübeck.

Gymnasiallehrer Kräuter führte aus dass eine orthographische Einigung nicht möglich sei ohne vorherige sprachphysiologische. In lautlichen Dingen, sagte er, gehen vorläufig die Ansichten weit auseinander und sind die gröbsten Irrtümer verbreitet. An die Annahme einer neuen Schrift ist nicht zu denken, wir müssen die lateinische beibehalten. Die Art ihrer Verwendung muss ebenso wie die Wahl der nötigen Nebenzeichen auf festen Principien beruhen.

Der Forderung: „Kein Buchstabe darf zur Bezeichnung eines Lautes verwendet werden, wenn er in einer germanischen oder romanischen Orthographie eine andere Bedeutung hat“ kann nicht genügt werden, und diejenigen welche sie aufgestellt haben, verstossen selbst vielfach dagegen; z. B. die Bezeichnung des tönenden S-Lautes durch Z verträgt sich weder mit der deutschen Orthographie, wo Z = ts, noch mit der italiänischen, wo Z = ts und ds, noch mit der spanischen, wo Z = engl. th.

Je grösser die Aufgabe, desto schwerer die Lösung. Vergessen wir nicht über kosmopolitischen Schwärmereien unsere nächsten Interessen! Darum ist von der neuhochdeutschen Orthographie auszugehen und der Grundsatz aufzustellen:

I. Für jeden Einzellaut wird diejenige Schreibung welche demselben in der neuhochdeutschen Orthographie gewöhnlich zukommt immer beibehalten, wenn sie nicht (wie sch, ch, ng) mit den Grundgesetzen einer wissenschaftlichen Orthographie im Widerspruch steht.

Um zu vermeiden dass die Druckereien eine Menge neuer Typen müssen schneiden lassen, was die Anwendung der neuen Orthographie erschweren würde, ist jeder Laut welcher bei der vorhin vorgeschlagenen Zeichenverteilung leer ausgeht (z. B. die Mittelstufen zwischen i und e, zwischen o und a, zwischen e und ä u. s. w.) womöglich durch den Buchstaben des nächstverwandten Lautes darzustellen mit Hinzufügung eines nach bestimmtem Princip gewählten Nebenzeichens. Im Anschluss an Rumpelt und an den Bearbeiter der elsässischen Grammatik schlage ich Folgendes vor:

II. Wenn sich ein Laut für welchen die neuhochdeutsche Orthographie kein besonderes Zeichen besitzt von einem der Laute denen nach Grundsatz I ein Buchstabe zugeteilt worden bloss dadurch unterscheidet dass er seinen Verschluss oder seine Verengung in der Mundhöhle etwas weiter hinten hat, so erhält er den Buchstaben des letzteren mit beigefügtem ` (Gravis).

So bezeichnet also ì einen Laut, dessen Mundhöhlenverengung etwas weiter nach hinten liegt als bei dem i in Bibel, schrieb u. s. w. Die Vocalzeichen die sich aus I und II ergeben, sind:

u ù o ò à a ȁ ä ȁ è e ì i
ȍ
ö
ù
ü

Die allermeisten der nötigen Verbindungen mit ` sind in jeder Druckerei vorhanden. Die hier vorgeschlagene Verwendung des ` ist also nicht bloss streng systematisch, folglich auch leicht erlernbar, sondern auch möglichst wenig kostspielig, trotzdem dass sie sehr viel leistet.

Am Notwendigsten ist ausserdem ein Nebenzeichen für die Prosodie, nicht aber für die Betonung, denn diese ist in allen Mundarten wesentlich ganz dieselbe, während jene die auffallendsten Verschiedenheiten zeigt. Wir brauchen bloss die Länge zu bezeichnen; jeder Buchstabe der kein Längenzeichen hat erweist sich schon dadurch allein als ein kurz zu sprechender. Die Länge, nicht die Kürze, wird ausdrücklich bezeichnet, weil kurze Laute häufiger vorkommen als lange. Sowohl ^ als ¯ ist unbequem; in der so oft nötigen Verbindung mit ` gebrauchen die Druckereien weder ^ noch ¯ über irgend einem Buchstaben, während hingegen ´ und ^ (d. h. in Verbindung mit `) über den meisten Vocalzeichen üblich sind. Im Anschluss an die Orthographie des Altnordischen, des Tschechischen, des Magyarischen, des Altirischen und vieler lateinischer Inschriften schlage ich vor:

III. Die Länge wird mit ´ (Acut) bezeichnet.

Mit diesen drei Grundsätzen genügt man den meisten der dringendsten Anforderungen an eine wissenschaftliche Dialektschreibung vollkommen, ohne viele neue Typen nötig zu machen. Im Uebrigen verweise ich auf meine Bemerkungen über mundartliche Orthographie, welche demnächst in Frommann's deutschen Mundarten, Bd. 7, erscheinen werden.

Die Sitzung wurde um ½11 Uhr geschlossen, um die Teilnahme an der allgemeinen Versammlung zu ermöglichen.

Vierte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 9 Uhr.

Zuerst wurde für die nächste Versammlung in Wiesbaden zum ersten Vorsitzer der Prof. Dr. Creizenach in Frankfurt a. M., zum zweiten Dr. Max Rieger in Darmstadt gewählt.

Der Vorsitzer gibt sodann Kenntniss von begrüssenden Schreiben der Professoren Bechstein in Rostock und Frauer in Stuttgart, welche bedauern, nicht persönlich sich an den Verhandlungen beteiligen zu können.

Sodann wird die Tags zuvor abgebrochene Verhandlung über die Vereinbarung einer phonetischen Schreibweise für Dialektforschung wieder aufgenommen und auf den Antrag des Vorsitzers beschlossen, für die nächste Versammlung in Wiesbaden den Gegenstand zu weiterer Verhandlung und womöglich zum Abschlusse dadurch vorzubereiten dass bestimmt formulierte Anträge gedruckt und verteilt werden. Diese Anträge sollen womöglich etwa bis zum 1. Juni den Commissionsmitgliedern gedruckt vorliegen. Sodann wurde für angemessen erachtet, die in Rostock gewählte, nur aus norddeutschen Mitgliedern zusammengesetzte Commission durch süddeutsche zu ergänzen. Unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Holland wird nun zur Ergänzung der Commission gewählt Dr. K. Frommann in Nürnberg und Prof. Dr. v. Keller in Tübingen. Ferner wird zum Vorsitzer dieser Commission Prof. Dr. Sachs in Brandenburg bestimmt.

Darauf wurde die Versammlung mit einigen Abschiedsworten des ersten Vorsitzers geschlossen.

Die Angelegenheit des schweizerischen Idiotikons, welche zwei Mal auf der Tagesordnung gestanden hatte, konnte nicht zur Verhandlung kommen, weil die erwarteten Vertreter der Sache aus der Schweiz nicht erschienen waren.

V. Verhandlungen der orientalischen Section.

Erste Sitzung.

Montag den 25. September, 12 Uhr.

Nach Schluss der allgemeinen Sitzung constituiert sich die Section unter dem Vorsitz des in Rostock gewählten Präsidenten Prof. Dr. R. v. Roth. Die Anzahl der eingezeichneten Mitglieder beträgt 50. Der Präsident eröffnet die Sitzung durch eine Gedächtnissrede auf Julius von Mohl († 4. Januar 1876), die in der Z. d. D. M. G. erscheinen wird (s. Schwäbischer Merkur vom 28. Sept., Nr. 230). Zum Vicepräsidenten wird Prof. Socin, zu Secretären Dr. Zimmer und Prof. Dr. von Orelli ernannt. Verlesen wird der Kassenbericht der D. M. G. und die Rechnung justificiert. Prof. Dr. Kautzsch macht sodann Mitteilung über die bevorstehende Gründung eines deutschen Vereins für Palästinaforschung. An der Spitze des Unternehmens stehen ausser Prof. Dr. Kautzsch die Herren Prof. Dr. Socin und Dr. Zimmermann in Basel. Das bezügliche Programm wird von dem Letzteren dem Präsidenten übergeben und verlesen; er spricht die Absicht aus, eine Vierteljahrsschrift als Organ des zu gründenden Vereins herauszugeben. Um Unterstützung des Vorhabens wird gebeten. Es wird hierauf die zweite Sitzung auf den 26., Morgens 8½ Uhr anberaumt und die Tagesordnung für dieselbe festgesetzt.

Zweite Sitzung.

Dienstag den 26. September, Morgens 8½ Uhr.

Vor Eröffnung der Sitzung wird durch den Vorsitzenden Prof. Dr. v. Roth die aus Kaschmir erlangte Handschrift des Atharva-Veda vorgezeigt. Sodann folgen Verhandlungen über Geschäftsangelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Secretariatsbericht, Redactionsbericht, Bibliotheksbericht).

Herr Prof. Dr. Gildemeister (Bonn) fragt an, was der Vorstand betreffend den in Innsbruck über die Bekanntmachung der moabitischen Altertümer gefassten Beschluss bei der jetzigen veränderten Sachlage zu tun gedenke. Prof. Dr. Schlottmann (Halle) erinnert daran durch welche Entwicklung dieser Angelegenheit man zu jenem Beschlusse gekommen sei und stellt seinerseits ein Werk über diesen Gegenstand in Aussicht, welches auch den Hergang streng wissenschaftlich darlegen wird. Er erklärt sich bereit, dasselbe eventuell ohne den Namen der Gesellschaft zu publicieren, wie er dies schon im Februar

dieses Jahres gegen den Vorstand ausgesprochen habe; jedenfalls soll die Gesellschaft keine finanziellen Verluste davon haben. Eine bestimmte Frist lasse sich nicht setzen und habe auch nicht im Innsbrucker Beschluss gelegen.

Prof. Dr. Gildemeister macht darauf aufmerksam dass für den Ankauf der genannten Altertümer die D. M. G. öffentlich verantwortlich gemacht worden sei. Er hält es daher für angezeigt, folgenden Antrag zu stellen: „Die Generalversammlung der D. M. G. wolle sich, um irrigen Vorstellungen über die Organisation der Gesellschaft zu begegnen, dahin aussprechen dass Gutachten über wissenschaftliche und insbesondere streitige Fragen, welche der geschäftsführende Vorstand erteilt, gemäss der dem letztern in den Statuten gegebenen Stellung nicht als Meinungsausdruck der Gesellschaft gelten können". Prof. Schlottmann hält den Antrag eigentlich für unnötig, weil der Inhalt selbstverständlich; es habe ihm bei jenem Gutachten lediglich daran gelegen, sein persönliches Urteil durch dasjenige einiger anderen competenten Gelehrten bestätigt zu sehen. Doch ist er, falls man eine derartige Erklärung für nötig findet, mit dem Antrag von Prof. Dr. Gildemeister ganz einverstanden. Es wird derselbe nach Befürwortung seitens der Herren Prof. Dr. v. Gutschmid und Dr. Nöldeke einstimmig angenommen.

Prof. Dr. Gildemeister beantragt ferner: „Die Versammlung wolle beschliessen dass bei Verhandlung von Streitfragen in der Zeitschrift dem einen Teil nicht ohne Einwilligung des andern gestattet sei, in demselben Hefte zu erwidern", was er mit Hinweis auf einen in obiger Sache vorgekommenen Fall begründet. Prof. Schlottmann entgegnet, es seien frühere Fälle dieser Art ohne Anstoss geduldet worden; auch gehöre es nach allgemeinem litterarischen Usus zu den Rechten eines Mitherausgebers, Zusätze zu eingelieferten Artikeln hinzuzufügen. Ueberdies sei rasche Antwort in manchen Fällen wünschbar. Der Antrag Gildemeister wird von den Professoren Dr. Loth und Kautzsch unterstützt; Letzterer wünscht dringend einen principiellen Entscheid über die Competenzen der Mitglieder des Vorstandes und der Redaction. Er bestreitet die Richtigkeit der Parallele, die man zwischen der Z. d. D. M. G. und anderen Zeitschriften gezogen, deren Redactoren ihre Eigentümer sind. Nachdem Prof. Dr. Socin den Antrag befürwortet, wird derselbe fast einstimmig angenommen.

Dritte Sitzung.

Mittwoch den 27. September, Morgens 8½ Uhr.

Vor Eröffnung der Sitzung macht das Präsidium einige Mitteilungen: Vorgewiesen werden Dictionaire Hindustani-Français von de Tassy; ferner ein Brief von Prof. Dr. Bollensen, welcher über den Stand der Veröffentlichung seines seit drei Jahren an die Redaction der Z. d. D. M. G. abgschickten Manuscriptes (Mālavika) anfragt; weiterhin eine Zusendung von Prof. Merx (Heidelberg) über eine Nabatäische Inschrift. — Hierauf suchte Prof. Dr. v. Roth an der Hand des Vīstāçpa-Y. die grosse Verdorbenheit der Zendtexte zu zeigen. Prof. Schlottmann spricht Namens der Versammlung dem Verfasser der orientalischen Begrüssungsschrift Prof. Dr. v. Roth seinen warmen Dank aus und kündigt einige daran zu knüpfende Bemerkungen für nächste Sitzung an.

Der ganze übrige Teil der Sitzung war Verhandlungen über geschäftliche Angelegenheiten der D. M. G. gewidmet sowie dem wissenschaftlichen Jahresbericht für 1876, vorgetragen von Prof. Dr. Gosche (Halle). Auf Grundlage einer stenographischen Nachschrift wird derselbe in der Z. d. D. M. G. erscheinen.

Vierte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, Morgens 8½ Uhr.

Prof. Dr. Schlottmann knüpft verschiedene Bemerkungen an die orientalische Festschrift und stellt einige Fragen über die Zoroastrische Religion, welche Prof. Dr. v. Roth beantwortet. — Nach Erledigung einer geschäftlichen Angelegenheit ergreift Prof. Dr. Nöldeke (Strassburg) das Wort, um über die projectierte Ausgabe des Tabari zu sprechen; er charakterisiert einige Teile des umfangreichen Werkes näher.

Sodann legt Prof. Thorbecke (Heidelberg) im Namen von Prof. Merx die Nabatäische Inschrift vor; Prof. Wright (Cambridge) teilt mit dass dieselbe schon vor mehreren Jahren von ihm nach Leipzig gesandt sei.

Demnächst berichtet Prof. Dr. Socin über seine wissenschaftliche Reise nach Mossul und in die nördlich dieser Stadt gelegene Gegend und die Stämme derselben. Im Anschluss an eine Bemerkung Prof. Dr. Socin's macht Prof. Dr. Nöldeke Mitteilungen über den Judendialekt in der Nähe von Urmia.

Prof. Dr. v. Roth erinnert wieder an Anschaffung der Zendtypen.

Prof. Dr. Dieterici (Berlin) berichtet über die von ihm beabsichtigte Bearbeitung der arabischen Philosophen.

Zum Vorsitzenden der nächsten Versammlung in Wiesbaden wird Prof. Dr. Gildemeister in Bonn gewählt. Hierauf Schluss der Versammlung durch den Vicepräsidenten Prof. Dr. Socin.

VI. Sitzungsbericht der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section.

Erste Sitzung.

Dienstag den 26. September, 8—9 Uhr.

Der Einführende, Prof. Dr. Hauck (Tübingen), bewillkommnet die versammelten Mitglieder und spricht seiner Freude über das Zustandekommen der Section aus, welches gerade in gegenwärtiger Zeit — wo in den Gymnasien Mathematik und Naturwissenschaften von Jahr zu Jahr mehr Boden gewinnen, wo andererseits in den Realschulen das humanistische Bildungselement sich mehr und mehr Geltung verschaffe — von besonderer Wichtigkeit sei. — Er ersucht die Anwesenden, sich in die aufgelegte Mitgliederliste einzuzeichnen. — Es zeichneten sich an diesem und den folgenden Tagen folgende Herren ein:

1. Prof. Dr. Hauck, Tübingen.
2. A. v. Soden, Professoratsverweser, Tübingen.
3. R. Reiff, stud. math., Berlin.
4. Prof. Ludwig Majer, Stuttgart.
5. Prof. Bernhard, Hall.
6. E. Berg, Professoratsverweser, Tübingen.
7. A. Schöttle, stud. rer. nat., Tübingen.
8. Fr. Schrägle, Reallehrer, Tübingen.
9. Präceptor Fausel, Tübingen.
10. Oberreallehrer Baisch, Tübingen.
11. Präceptor Gräter, Murrhardt.
12. Prof. Dr. J. G. Fischer, Stuttgart.
13. Prof. C. Reuschle, Polytechnicum Stuttgart.
14. Cand. phil. Hartmann, Herbrechtingen.
15. Prof. Barthelmess, Stuttgart.
16. Dr. J. Schwartz, Stuttgart.
17. Prof. Frey, Gmünd.
18. Oberlehrer Utz, Tübingen.

Es erfolgte nunmehr die Constituierung der Section. Zum Vorsitzenden wurde gewählt Prof. Hauck (Tübingen), zu dessen Stellvertreter Prof. Majer (Stuttgart), zum Secretär stud. Schöttle (Tübingen).

Nach der Tagesordnung, welche in einer schon am vorhergehenden Tage stattgehabten Vorbesprechung provisorisch festgestellt worden war, folgte ein Vortrag von Prof. Hauck über: „Die Stellung der neueren Geometrie zur euklidischen Geometrie und über die Aufnahme der ersteren in den Lehrplan der zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien“[1]).

Prof. Hauck: Meine Herren! Es sind drei Sterne erster Grösse welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts für die constructive Geometrie eine neue Aera geschaffen haben: Poncelet, Möbius und Steiner. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts lag die constructive Geometrie in den Fesseln in die sie der starre Schematismus des euklidischen Systems geschlagen hatte; sie war seit dem Zeitalter

1) Da die Mitglieder der Section ausschliesslich württembergische Schulmänner waren, so bezogen sich die Vorträge und Verhandlungen vorzüglich auf württembergische Verhältnisse.

Euklid's auch nicht einen Zoll breit vorwärts gekommen, trotzdem dass eine Masse von Problemen die ihrer Erledigung harrten zum Weiterarbeiten aufforderte. Im euklidischen System waren die den Alten bekannten geometrischen Wahrheiten zu einem Bau zusammengefügt worden, der zwar durch die Harmonie und Consequenz seines Stils die höchste Bewunderung erregen musste, der aber mit einer Abgeschlossenheit in sich selbst aufgeführt war, dass eine Erweiterung des Baus nach aussen in keiner Weise möglich schien. Um vorwärts zu kommen, musste ein neues Gebäude aufgeführt werden, in dessen Disposition jener Fehler des euklidischen Systems vermieden war. Und dieses neue Gebäude wurde eben durch Poncelet, Möbius und Steiner errichtet, es ist die sogenannte neuere oder projectivische Geometrie.

Wollen wir die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale und Eigentümlichkeiten der neueren Geometrie kurz charakterisieren, so können wir für's Erste sagen, die neuere Geometrie sei eine Erweiterung der älteren. — Das Wesen aller geometrischen Untersuchung lässt sich auf die Betrachtung von Figuren zurückführen die in einer gewissen Verwandtschaftsbeziehung zu einander stehen. Von diesen Verwandtschaftsbeziehungen beschränkt sich die antike Geometrie auf nur drei: die Verwandtschaft der Congruenz, der Gleichheit und der Aehnlichkeit. In der Tat besteht die Taktik der euklidischen Geometrie beim Aufstellen von neuen Lehrsätzen oder Lösen von Aufgaben im Wesentlichen in der Vergleichung von gleichen Winkeln, gleichen oder proportionierten Strecken, congruenten, flächengleichen oder ähnlichen Figuren. — Die neuere Geometrie fügt zu diesen drei Verwandtschaften noch zwei weitere hinzu: die Verwandtschaft der Affinität und der Collineation.

Sie fasst jedoch — und das ist das zweite Unterscheidungsmerkmal — diese geometrischen Verwandtschaften weit tiefer und allgemeiner auf, indem sie nicht bloss starre Figuren die aus einer bestimmten Anzahl von Linien fest zusammengefügt sind zum Gegenstand ihrer Betrachtungen macht, sondern ganze geometrische Systeme behandelt, in welchen die momentan in's Auge gefassten Punkte und Linien ihre Lage nach Belieben ändern können. — Nehmen wir z. B. zwei parallele Ebenen und projicieren sämmtliche Punkte der einen Ebene parallel mit einer gegebenen Richtung auf die andere, so erhalten wir auf der andern Ebene ein System von Punkten das dem System der ersten Ebene in allen Teilen congruent ist, wir erhalten zwei „congruente ebene Systeme". Ebenso erhalten wir zwei ähnliche ebene Systeme, wenn wir die Punkte einer Ebene auf eine ihr parallele Ebene von einem ausserhalb liegenden Punkt aus projicieren. Wir erhalten zwei affine Systeme, wenn die zwei Ebenen sich schneiden und wir die Punkte der einen durch Parallelprojection auf die andere beziehen. Bei einer bestimmten Richtung der parallelen Projectionsstrahlen gegen die zwei Ebenen haben wir den Specialfall der Affingleichheit (Flächengleichheit). Nehmen wir endlich die zwei Ebenen wieder sich schneidend, wenden aber statt Parallelprojection Centralprojection an, so erhalten wir die Verwandtschaft der Collineation — die allgemeinste Verwandtschaft, welche die vier vorhergehenden als specielle Fälle in sich schliesst.

Der Fortschritt gegen die alte Anschauungsweise besteht wesentlich darin dass die Starrheit der Figuren aufgehoben und dafür die Beweglichkeit der Raumelemente eingeführt wurde. Man betrachtete jetzt die räumlichen Formen in stetigem Uebergang in einander und gewann dadurch einen Einblick in „den Zusammenhang geometrischer

Gestalten in allem Wechsel und in aller Veränderlichkeit ihrer sinnlich vorstellbaren Lage". Damit erlangte die geometrische Speculation die Leichtigkeit, Freiheit und Allgemeinheit, die ihr früher abgieng. Die euklidische Geometrie ist bei Behandlung eines bestimmten Problems genötigt, für jede andere Lage der gegebenen Stücke eine gesonderte Untersuchung anzustellen, weil die Figuren welche ihrer Betrachtung zu Grunde liegen vermöge ihrer Starrheit eine Ausdehnung auf andere Verhältnisse bezüglich der Lage nicht zulassen. Um ein simples Beispiel zu erwähnen, so sind die Sätze von der Gleichheit der Peripheriewinkel auf gleichem Bogen, vom Tangentensehnenwinkel und von der Summe der Gegenwinkel im Kreisviereck für die euklidische Geometrie drei verschiedene, an verschiedenen Figuren gesondert zu beweisende Sätze. Die neuere Geometrie dagegen vereinigt alle drei Sätze in einen einzigen, indem sie den Scheitel des Winkels auf der Peripherie des Kreises sich bewegen und die eine Lage in die andere stetig übergehen lässt. — Ein solches Entstehenlassen des einen Satzes aus einem andern kennt die euklidische Geometrie nicht. „Es fehlt ihr das Mittel der Bewegung der Raumelemente welche die Uebergänge der räumlichen Formen in einander und somit die Mannichfaltigkeit in der Einheit der räumlichen Gestalten aufweist. Es fehlt ihr jene lebendige Auffassung die in den räumlichen Gestalten wie in der Natur ein ewiges Werden und nicht bloss ein starres Sein erkennt."

Damit hängt nun weiter auf's Engste zusammen dass die neuere Geometrie in ihrer allgemeinen Auffassung der Probleme eine ganze Reihe allgemeiner Principien schafft die sie zu den fruchtbarsten Methoden verwertet, während die antike Geometrie aller allgemeinen Principien und Methoden bar ist. Durch ihre einseitige Hinneigung zum Speciellen, durch ihre enge Begrenzung der Begriffe macht sie für jede Aufgabe wieder ein besonderes Raisonnement notwendig. Höchstens kann man von einer Aufgabe mittelst Analogie auf die andere schliessen; der Name einer Methode kann höchstens auf die Lehre von den geometrischen Oertern angewendet werden, die aber in ihrer Zahl und in der Möglichkeit ihrer Anwendung sehr beschränkt sind[1]). So kommt es dass die Lösungen der antiken Geometrie mehr oder weniger den Charakter von Kunststücken, von geschickt gelösten Rebusen haben, die zwar in ihrer bunten Mannichfaltigkeit eigentümliche Reize besitzen, die aber für die Gesammtwissenschaft ohne nachhaltigen Wert sind; wie denn auch die tausend und aber tausend Aufgaben die im Lauf der Zeiten im Anschluss an die euklidische Geometrie gestellt und gelöst wurden, nicht im Stande waren, diese Wissenschaft einen Schritt vorwärts zu bringen. Eben dieser Umstand ist die Ursache von der Abgeschlossenheit in sich selbst, in der sich das euklidische System bis heute erhielt, und die Quelle von jenem Vorurteil welches in demselben ein unerreichtes und für jeden Versuch eines Weiterbaues unerreichbares Ideal erblickte.

Fügt man hierzu noch die bizarre antike Lehrmethode welche in ihrem apodiktischen Vordemonstrieren abgeschlossener Resultate mit nachfolgenden Beweisen die leitende Idee bei einer Untersuchung nicht hervortreten lässt und daher jeden systematischen Denkprocess hemmt: so dürfen wir uns nicht wundern dass jenes gewaltige Ansehen, in

---

1) Die Methode der algebraischen Behandlung geometrischer Aufgaben mit nachheriger constructiver Deutung des Resultats kann als moderne Methode hier nicht in Betracht kommen. Sie wurde erst von Newton (Arithm. univers.) eingeführt.

dem Euklid gestanden war, eine bedeutende Erschütterung erlitt, als im Jahre 1637 Descartes seine analytische Geometrie bekannt machte. Die Analysis leistet, was Allgemeinheit der Methode anbelangt, das Höchste; und so konnte es nicht fehlen dass sie — als sie sich des Gebietes der Geometrie bemächtigte — glänzende Erfolge erzielte. Freilich gelangte man im Taumel der Begeisterung bald zum entgegengesetzten Extrem. Rein geometrische Untersuchungen wurden verpönt; einfache, direct klare geometrische Resultate wurden nachträglich in das mystische Gewand von Formeln gekleidet, Euklid galt als überwundener Standpunkt. — Diesem Treiben machte Monge ein Ende, der zuerst wieder die constructive Geometrie zu Ehren brachte. Man kehrte zu ihr zurück — aber mit geläutertem Urteil; jetzt hatte man erkannt was dem euklidischen System fehlte, jetzt war die Zeit reif für neue Ideen, für allgemeine Principien auf constructiv-geometrischem Gebiete. Jetzt war die Zeit reif für das Auftreten Poncelet's, welcher in der Untersuchung der projectivischen Eigenschaften der Figuren — d. h. derjenigen Eigenschaften welche sich bei der Centralprojection von der ursprünglichen Figur auf die Projectionsfigur übertragen — die erste rein constructive allgemeine Methode zur Aufdeckung geometrischer Wahrheiten lieferte und zwar gleich eine Methode die an Fruchtbarkeit nichts zu wünschen übrig liess und sich ebenbürtig neben die analytische Methode stellen konnte. — Unabhängig von ihm machten zur selben Zeit in Deutschland Möbius und Steiner ihre Entdeckungen über die projectivischen Eigenschaften der Figuren. Insbesondere wurde Steiner für die neuere Geometrie das was Euklid für die antike Geometrie ist. In seiner „systematischen Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander" hat er ein System aufgebaut das nach Form und Inhalt mustergiltig ist und für alle Zeiten bleiben wird. Hören wir was Steiner selbst über dieses System sagt. Er schreibt in der Vorrede:

„Das vorliegende Werk enthält die Endresultate mehrjähriger Forschungen nach solchen räumlichen Fundamentaleigenschaften die den Keim aller Sätze, Porismen und Aufgaben der Geometrie, womit uns die ältere und neuere Zeit so freigebig beschenkt hat, in sich enthalten. Für dieses Heer von auseinander gerissenen Eigentümlichkeiten musste sich ein leitender Faden und eine gemeinsame Wurzel auffinden lassen, von wo aus eine umfassende und klare Uebersicht der Sätze gewonnen, ein freierer Blick in das Besondere eines jeden und seiner Stellung zu den übrigen geworfen werden kann. Wenn Jemand alle bis jetzt bekannt gewordenen Sätze und Aufgaben nach den bisher üblichen Vorschriften zu beweisen und zu lösen sich vornehmen wollte, so wäre dazu viel Zeit und Mühe erforderlich, und am Ende hätte man doch nur eine Sammlung von auseinander liegenden, wenn auch sehr scharfsinnigen Kunststücken, aber kein organisch zusammenhängendes Ganze zu Stande gebracht. Gegenwärtige Schrift hat es versucht, den Organismus aufzudecken, durch welchen die verschiedenartigsten Erscheinungen in der Raumwelt mit einander verbunden sind. Es gibt eine geringe Zahl von ganz einfachen Fundamentalbeziehungen worin sich der Schematismus ausspricht, nach welchem sich die übrige Masse von Sätzen folgerecht und ohne alle Schwierigkeit entwickelt. Durch gehörige Aneignung der wenigen Grundbeziehungen macht man sich zum Herrn des ganzen Gegenstandes; es tritt Ordnung in das Chaos ein, und man sieht wie alle Teile naturgemäss in einander greifen, in schönster Ordnung sich in Reihen stellen und verwandte zu wohlbegrenzten Gruppen sich vereinigen. Man gelangt auf diese Weise gleichsam in

den Besitz der Elemente von welchen die Natur ausgeht, um mit möglichster Sparsamkeit und auf die einfachste Weise den Figuren unzählig viele Eigenschaften verleihen zu können. Hierbei macht weder die synthetische, noch die analytische Methode den Kern der Sache aus, der darin besteht dass die Abhängigkeit der Gestalten von einander und die Art und Weise aufgedeckt wird, wie ihre Eigenschaften von den einfacheren Figuren zu den zusammengesetzteren sich fortpflanzen. Dieser Zusammenhang und Uebergang ist die eigentliche Quelle aller übrigen vereinzelten Aussagen der Geometrie. Eigenschaften der Figuren, von deren Vorhandensein man sich sonst durch künstliche Beweise überzeugen musste, und die, wenn sie gefunden waren, als etwas Wunderbares dastanden, zeigen sich nun als notwendige Folgen der unscheinbarsten Eigenschaften der aufgefundenen Grundelemente, und jene sind a priori durch diese gesetzt. . . ."

Es hat sich noch nie ein Kritiker gefunden der gewagt hätte, diese Worte für übertrieben zu erklären.

Und nun, meine Herren! Dieses unsterbliche Werk ist im Jahre 1832 geschrieben worden — und sein Inhalt wird von uns Lehrern noch immer den Schülern vorenthalten. Immer und immer wieder begegnet man dem Vorurteil, die euklidische Geometrie habe ihre „pädagogische Kraft" durch Jahrhunderte bewährt, es sei also kein Grund vorhanden, mit einer andern Methode Experimente anzustellen. — Ich frage: Wird ein System, das die Sätze vor den Augen des Schülers entstehen lässt und ihm in jedem Stadium der Betrachtung den ferner einzuschlagenden Weg so klar vorzeichnet dass er zur Selbsttätigkeit angespornt sich gewissermassen als zweiten Entdecker der Sätze fühlt, nicht eine viel gewaltigere pädagogische Kraft besitzen, als eine Zusammenstellung von abgeschlossenen Resultaten, bei der die leitende Idee gewaltsam verwischt ist und die nur eine receptive Tätigkeit des Schülers anregt? Wird ein System das dem Schüler die Punkte und Linien im Raum in stetiger Aenderung der gegenseitigen Lage vor Augen führt, nicht ein ganz anderes Raumanschauungsvermögen erzeugen, nicht eine ungleich grössere Energie des Denkens wachrufen, als die Betrachtung von starren Raumgebilden die aus einigen ein für alle mal fest zusammengeleimten Linien bestehen? Wird der Reiz den jenes System auf den jugendlichen Geist ausübt nicht in demselben Masse grösser sein in dem die lebende Natur ihn mehr zu fesseln weiss als die todte?

Im Gegensatz hierzu stösst man freilich leider nur zu häufig auf den sonderbaren Einwurf[1]), jene oben von mir als Kunststücke bezeichneten Lösungen von constructiven Aufgaben seien besser geeignet, den Scharfsinn der Schüler zu üben, als allgemeine Methoden, deren Anwendung nur mechanische Arbeit erfordere und die daher nur mechanische Köpfe erzeugen. — Ich möchte den Menschen sehen der durch das Studium der neueren Geometrie ein mechanischer Kopf geworden wäre. Bis jetzt hat noch kein solches Wunderkind existiert. Durch den Einblick in eine allgemeine Methode, durch die Ergründung ihres innern Wesens und der Grenzen ihrer Anwendbarkeit, durch die Anleitung, die Probleme von allgemeinen Gesichtspunkten aufzufassen, durch die Möglich-

1) Ich verweise über diesen Punkt auf meinen Aufsatz „Zur Frage über das geometrische und analytische Princip beim trigonometrischen Unterricht", in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, VIII. Jahrg., Heft 1. Dieser Aufsatz ist gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Vortrag entstanden und dient demselben in mehrfacher Beziehung als Ergänzung. In gegenwärtigem Vortrag finden sich verschiedene Gedanken aus jenem Aufsatz wiederholt.

keit, Einblicke in die geistigen Werkstätten der Heroen der Wissenschaft zu erhalten, wird der Schüler ganz gewiss geistig höher gehoben, er lernt kühner und grösser denken, er lernt vor Allem systematisch denken, seine Liebe und seine Achtung vor der Wissenschaft, deren Jünger er sich nennt, wird mit jedem neuen Problem das er in Angriff nimmt grösser — in ganz anderem Masse, als wenn man ihn mit Kunststücken unterhält die zwar auf seinen leicht erregbaren Ehrgeiz einen gewissen Reiz ausüben, die aber den Stempel der Gleichgiltigkeit und Ueberflüssigkeit an der Stirn tragen — mit Kunststücken die zu ihrer Lösung zwar eine gewisse Energie des Denkens und einen gewissen Aufwand von Combinationsgabe erfordern, wobei aber das Denken kein systematisches ist, sondern mehr oder weniger auf glücklichen Einfällen beruht, in ähnlicher Weise wie etwa bei der Lösung eines Rebuses oder einer Schachaufgabe.

Ich möchte übrigens bezüglich des oben genannten Einwurfs noch weiter gehen und mich geradezu gegen jene weit verbreitete Ansicht auflehnen, die Mathematik werde in unseren Schulen hauptsächlich desshalb gelehrt, weil kein anderes Fach so gut geeignet sei den Verstand zu üben und „den Kopf auszuputzen" als sie. — So wenig das Schmiedehandwerk zum Zweck der Kräftigung des Armes ausgeübt wird, so wenig hat der Unterricht in der Mathematik die Ausbildung der Gehirnfunctionen zum Zweck. Die Mathematik ist vielmehr zunächst um ihrer selbst willen da. Das „Kopfausputzen" besorgt sie nebenbei ganz von selbst, ohne dass wir erst dafür zu sorgen brauchten. Daher darf die Rücksicht auf die grössere oder geringere „pädagogische Kraft" niemals bei der Beurteilung einer Methode oder einer Disciplin die Richtschnur bilden. Sonst müsste überhaupt alles Einfache, Schöne und Naturgemässe aus dem Unterricht verbannt werden.

Ich glaube durch das Bisherige nachgewiesen zu haben 1) dass die neuere Geometrie ein nicht bloss berechtigtes, sondern ein notwendiges Glied in der Reihe der mathematischen Disciplinen bildet, 2) dass von pädagogischem Standpunkte aus ihre Aufnahme als Lehrgegenstand höchst fruchtbringend und wünschenswert erscheint. — Ich komme zum dritten Punkt: sie ist nicht bloss wünschenswert, sondern sie ist unumgänglich notwendig, und zwar mit Rücksicht auf die vielfachen Anwendungen die sie in anderen mathematischen und verwandten Disciplinen gefunden hat.

Das Wesen der gesammten Mathematik (und zwar der reinen wie der angewandten) gründet sich auf den Begriff der Function. Dieser Begriff macht aber die stetige Bewegung der Elemente, auf die sich die Betrachtung bezieht, unerlässlich. Ein directer Anknüpfungspunkt der übrigen Teile der reinen und angewandten Mathematik an die Geometrie ergab sich daher erst mit der neueren Geometrie; und wie sehr diese es vermocht hat, sich in anderen Disciplinen Geltung zu verschaffen, das mögen die wenigen folgenden Beispiele beweisen.

Die descriptive Geometrie hat erst durch die neuere Geometrie ihren Ausbau erfahren. Erst durch sie wurde z. B. eine descriptive Theorie der Curven und Flächen ermöglicht, während früher die Resultate von der analytischen Geometrie entlehnt werden mussten. Descriptive Geometrie ohne neuere Geometrie ist heutzutage gar nicht denkbar, mag man nun die descriptive Geometrie ein Stück neuerer Geometrie nennen oder die neuere Geometrie als descriptive Geometrie im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen. — Ich komme auf diesen Gegenstand nachher ausführlicher zu sprechen.

Die analytische Geometrie die früher stets als Promachos für die Geometrie

in's Treffen gegangen war und die constructive Geometrie an langem Stricke hinter sich her gezogen hatte, hat diesmal von der neueren Geometrie gelernt; sie hat ihre ganze Taktik geändert, indem sie in ihrer gegenwärtigen eleganten Operationsweise einfach die Methoden der neueren Geometrie in ihre Formelsprache übersetzt hat. Die neuere Geometrie hat es vermocht, die analytische Geometrie eine Zeit lang in die zweite Reihe zu drängen. Erst dadurch dass die analytische Geometrie die Methode der neueren Geometrie vollständig adoptierte, gelang es ihr, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen.

Die Mechanik ist durch die neuere Geometrie um eine Reihe der fruchtbarsten Methoden bereichert worden. Auf ihrer Grundlage hat Cullmann seine graphische Statik aufgebaut und damit eine Methode geschaffen die an Einfachheit, Uebersichtlichkeit und Sicherheit der Resultate alle seitherigen analytischen Methoden weit hinter sich lässt. Dadurch ist die neuere Geometrie für den Techniker geradezu unentbehrlich geworden.

Auch in die praktische Geometrie ist die neuere Geometrie bereits eingeführt worden durch C. W. Baur in Stuttgart.

Endlich sei noch die Physik erwähnt, in deren einzelnen Teilen die neuere Geometrie die mannigfaltigsten Verwertungen gefunden hat. Ich erinnere z. B. nur an die Arbeiten von Möbius über Dioptrik.

Nachdem nunmehr bezüglich der Notwendigkeit der Aufnahme der neueren Geometrie unter die Unterrichtsfächer unserer Realschulen und Realgymnasien das Dass nachgewiesen ist, handelt es sich weiter um das Wie und Wo im Lehrplan.

Man hat seit längerer Zeit die Manier, einzelne Sätze aus der neueren Geometrie der euklidischen Geometrie als Anhang hinzuzufügen, und glaubt damit das Bedürfniss befriedigt. Es gehören hierher z. B. die Sätze von der harmonischen Teilung, von den Transversalen, vom Aehnlichkeitspunkt, von der Potenzlinie, von Pol und Polare u. A. Während diese Sätze im System der neueren Geometrie sich fast spielend von selbst ergeben, müssen sie dann — herausgerissen aus dem System — mit eigenen Beweisen im Geiste der euklidischen Geometrie versehen werden. Damit haben sie aber aufgehört, der neueren Geometrie anzugehören. Der Grundcharakter der neueren Geometrie besteht ja — wie oben ausgeführt wurde — nicht im Stoff, sondern in der Methode. Sobald man also einen ihr entnommenen Stoff nach antiker Methode behandelt, so ist es keine neuere Geometrie mehr, sondern antike. Und in der Tat waren auch die genannten Sätze alle schon den Alten bekannt, sie finden sich alle ohne Ausnahme schon bei Pappus. Wo bleibt da die Berechtigung auf den Namen „neuere Geometrie"? Es kommt mir das genau ebenso vor, wie wenn man aus einer gothischen Kirche Bausteine herausnehmen, dieselben zu einem Bau in romanischem Stil verwenden und diesen Bau dann als gothisch ausgeben würde.

Ich gehe jedoch noch weiter und erkläre dieses Verfahren in gewissem Sinne sogar für gefährlich. Schliesst man den Geometrie-Unterricht mit jenen Sätzen ab, ohne später noch die eigentliche neuere Geometrie hinzuzufügen, so schadet es am Ende nicht viel, wiewohl ich auch den Nutzen nicht allzu hoch anschlage. Der eigentliche Wert und das innere Wesen der Sätze kommt bei dieser Behandlung nicht entfernt zur Geltung. Immerhin aber finden dieselben z. B. in der Gergonne'schen Lösung des Taktionsproblems, welche gewöhnlich den Schlussstein der Betrachtung bildet, eine interessante

und pikante Anwendung. Nur belüge man dann sich selbst und die Schüler nicht mit der Behauptung, das sei neuere Geometrie. Es ist mir wiederholt vorgekommen dass Studierende allen Ernstes versicherten, sie brauchen neuere Geometrie nicht zu hören, sie hätten dieselbe schon auf der Schule absolviert. — Anders gestaltet sich jedoch die Sache, wenn der Schüler in einem späteren Cursus in die eigentliche neuere Geometrie eingeführt werden soll. In diesem Fall halte ich das besprochene Verfahren geradezu für einen pädagogischen Fehler. Werden jene Sätze welche die Fundamentalsätze der neueren Geometrie bilden an den Schluss der euklidischen Geometrie gesetzt, so gewinnen sie dadurch den Charakter des Höchsten und Schwierigsten im ganzen Verlauf des Geometrie-Unterrichts; sie sind es auch zum Teil, weil man ihnen die natürlichen Beweise, durch welche sie sich spielend ergeben, nimmt und sie mit verzwickten künstlichen Beweisen versieht die ihrem ganzen Charakter widersprechen. Die Folge davon ist dass sich bei dem Schüler eine falsche Vorstellung von dem Wesen der eigentlichen neueren Geometrie festsetzt und dass er mit einem Vorurteil, mit einem geheimen Grausen an das Studium derselben herantritt.

Ich muss mich jedoch sofort gegen ein Missverständniss verwahren. Ferne sei es von mir, Anschauungen und Sätze der neueren Geometrie aus dem Unterricht der Elementargeometrie überhaupt ausschliessen zu wollen. Ich spreche nur gegen jenes Anhängen an den Schluss, nicht aber gegen ein Einstreuen und systematisches Verweben. Letzteres halte ich sogar für unumgänglich notwendig. Um z. B. gleich die harmonische Teilung zu nennen, so gehört dieselbe nicht in einen Anhang, sondern mitten in's System hinein. Schon bei Besprechung des Begriffs der Teilung wäre zu sagen dass man eine Strecke nicht bloss in zwei additive Teile, sondern auch in zwei subtractive Teile teilen kann. Damit gibt sich dann die harmonische Teilung von selbst und kann Weiteres über dieselbe (z. B. die Besprechung des so überaus wichtigen geometrischen Ortes eines Punktes der von zwei festen Punkten ein gegebenes Abstandsverhältniss hat) bei Gelegenheit des Medianensatzes hinzugefügt werden. — Ferner glaube ich dass die Einführung des Aehnlichkeitspunktes direct mit der Betrachtung ähnlicher Figuren verknüpft werden sollte. — Ebenso würde es mir sehr passend erscheinen, wenn schon beim ersten Unterricht in der Geometrie der unendlich ferne Punkt einer Geraden eingeführt würde. Ich glaube dass dieser Begriff den Schülern gar nicht frühe genug beigebracht werden kann und halte ihn für sehr leicht dem Verständniss (auch des Anfängers) zugänglich, da man den Parallelismus zweier Geraden so überaus anschaulich aus der Convergenz und Divergenz durch Bewegung hervorgehen lassen kann. — Freilich wird hierbei die Beweglichkeit der geometrischen Gebilde, das stetige Uebergehen der einen Lage in eine andere zu Hilfe genommen — ein Mittel das dem reinen euklidischen System fremd ist. Eben dieser Punkt aber ist, wie wir gesehen haben, als der wunde Fleck zu bezeichnen, an dem das euklidische System krankt. Die vielen Mängel die dasselbe bezüglich der Gesammtanordnung des Stoffes, der Verkettung der Details, der Schärfe der Begriffsbestimmungen, der Strenge der Begründungen, der Zweckmässigkeit der Darstellungsweise u. s. w. aufweist, lassen sich in letzter Instanz auf jene Starrheit und Unbeweglichkeit zurückführen[1]).

---

1) Vergl. hierüber den vortrefflichen Aufsatz von J. C. V. Hoffmann: „Die Principien des ersten Buches von Euklid's Elementen". Zeitschr. f. math. u. naturw. Unterr. III. S. 114—143.

Eben desshalb glaube ich aber auch dass jene Mängel sehr wohl gehoben werden könnten durch Adoptierung der Anschauungen der neueren Geometrie. Ein Reformieren und stilgerechtes Umbauen des euklidischen Systems im Geiste der neueren Geometrie scheint mir nicht bloss möglich und wünschenswert, sondern dringend notwendig. — Mit Vergnügen kann auch constatiert werden dass sich in neueren Lehrbüchern der Geometrie mehr und mehr das Bestreben geltend macht, diesem Bedürfniss gerecht zu werden. Ich erwähne z. B. als sehr bemerkenswerte Arbeit in diesem Sinne das Lehrbuch der ebenen Geometrie von Dr. Hubert Müller in Metz[1]). Auch begrüsse ich die Bemühungen Dr. H. Müller's, bei diesen Reformbestrebungen weitere Kreise in's Interesse zu ziehen und ein Zusammenwirken sämmtlicher Mathematiker in dieser Richtung zu erzielen, mit grosser Freude.

Freilich kann man im Reformieren und Umbauen auch zu weit gehen. — Bekanntlich hat schon Leibnitz auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, den Zusammenhang zwischen den Beziehungen der Lage und der Grösse in der Geometrie zu ermitteln, er forderte eine neue Darstellung der Geometrie, in welcher die metrischen Beziehungen der räumlichen Gebilde aus der Lage abzuleiten wären. Er kam jedoch in der Durchführung dieses Gedankens nicht über geringe Anfänge hinaus. Durch die neuere Geometrie wurde später in der Tat ein Zusammenhang zwischen den Lagen- und den metrischen Beziehungen aufgedeckt, es wurden die projectivischen Eigenschaften der Figuren erkannt; damit wurde aber nicht etwa die alte euklidische Metrik aus den Lagenverhältnissen abgeleitet, sondern es wurde gewissermassen eine ganz neue Metrik geschaffen; die Kluft zwischen der neueren und der antiken Geometrie wurde immer grösser, die Aussicht auf Realisierung des Leibnitz'schen Projectes wurde in immer weitere Ferne gerückt. — Es fehlte nun in jüngster Zeit nicht an Versuchen, den Gedanken dennoch zu verwirklichen, und zwar dadurch dass eine Amalgamierung der euklidischen Metrik mit der projectivischen Metrik versucht wurde. Ich will mir kein Urteil darüber erlauben, ob es nicht möglich sein wird, auf diesem Wege das Problem in befriedigender Weise zu lösen; der Anfang dazu ist jedenfalls gemacht, wenn er auch nicht als in jeder Hinsicht befriedigend bezeichnet werden kann.

Einer der interessantesten und geistreichsten Versuche in der genannten Richtung ist derjenige von Dr. Friedrich Kruse in Berlin[2]). Kruse teilt sein ganzes Lehrgebäude in fünf Hauptstücke, betitelt: Congruenz, Affingleichheit, Affinität, Aehnlichkeit, Collineation, und definiert nun z. B.: „Zwei Gebilde sind congruent, wenn sie perspectivisch auf einem Parallelstrahlenbüschel so liegen können dass ihre entsprechenden Strecken an entsprechenden Punkten mit den Strahlen gleiche Winkel bilden". Von dieser der Geometrie der Lage entnommenen Definition aus ergeben sich dann die Congruenzsätze von Dreiecken höchst einfach, und damit steht man schon mitten in der euklidischen Geometrie. — Ferner wird definiert[3]): „Zwei Gebilde heissen affingleich, wenn sie auf einem Parallelstrahlenbüschel so liegen können dass die perspectivisch entsprechenden Geraden auf demselben Strahle, welcher die „Axe der Affingleichheit" genannt wird,

---

1) Leipzig, B. G. Teubner. 1874.
2) Kruse, Elemente der Geometrie. Berlin, Weidmann. 1875.
3) Der folgende Passus wurde an der Tafel illustriert.

einander schneiden.“ Von dieser Definition aus gelangt man zuerst auf die Proportionenlehre und mit ihrer Hilfe auf den Satz dass zwei Dreiecke oder Parallelogramme mit gleichen Grundlinien und Höhen affingleich sind; welchem Satze sich der euklidische Beweis von der Flächengleichheit zweier solcher Parallelogramme oder Dreiecke anschliesst. Nachdem dann im weiteren Verlauf die Bedingungen für die Affingleichheit zweier Dreiecke mittelst des Dreiecksschnittsverhältnisses (Menelaos-Satz) hergeleitet sind, folgt der Satz: „Zwei affingleiche Dreiecke haben gleiche Flächen“, welcher Satz schliesslich für zwei affingleiche N-Ecke verallgemeinert wird. Eingeschaltet in diese Betrachtung ist der pythagoräische Lehrsatz als Specialfall des Satzes von Pappus, welcher auf natürlichem Wege aus dem Vorangegangenen fliesst. — Aehnlich ist die Behandlung der übrigen Verwandtschaften. Zwei Gebilde werden als ähnlich definiert, wenn sie perspectivisch und so auf einem Strahlenbüschel liegen können dass ihre entsprechenden Strecken parallel sind; u. s. w.

Man erkennt aus dem Gesagten dass das Kruse'sche System in der Tat den Zusammenhang zwischen den Beziehungen der Lage und der Grössen aufdeckt. Fragt man aber, welche positiven Vorteile jeder der zwei Disciplinen aus dieser Verschmelzung erwachsen, so erheben sich namentlich von pädagogischem Standpunkt gewichtige Bedenken gegen das System. Sie haben beide, namentlich aber die neuere Geometrie, an Einfachheit und Evidenz verloren. Man erkennt sofort dass die Kruse'schen Definitionen der einzelnen Verwandtschaften mit den zu Anfang des Vortrags aufgestellten Definitionen identisch sind, sobald man die zwei Ebenen, deren Punkte durch Projection auf einander bezogen wurden, durch Parallelverschiebung oder durch Drehung um ihre Schnittlinie zur Coincidenz bringt. Während aber nun die geometrischen Verwandtschaften zweier ebener Systeme bei getrennten Ebenen so überaus klar und einleuchtend sind, so verlieren sie ihre Evidenz, sobald man von der collinearen Lage in einer und derselben Ebene ausgeht; die Achse der Collineation, der Affinität oder der Affingleichheit hat dann ihre natürliche Bedeutung als Schnittlinie der zwei Ebenen verloren, und die ganze Definition gewinnt den Charakter des Willkürlichen und Zufälligen. Die höchst einfachen, durch die unmittelbare Anschauung klaren euklid'schen Sätze über Congruenz, Aehnlichkeit, Flächengleichheit u. s. w. von solchen (im Auge des Schülers) willkürlichen Definitionen aus herzuleiten, erscheint mir bedenklich. Die neuere Geometrie ferner hat bei der Verschmelzung nicht nur nichts gewonnen, sondern dadurch dass dabei ihr Hauptoperationsmittel, das Projicieren, das doch den eigentlichen Kern ihres Wesens ausmacht, vollständig in den Hintergrund tritt, sehr viel verloren. Vergleicht man die Art und Weise, wie einerseits in Steiner's „systematischer Entwicklung“, andererseits in Kruse's Elementen die Sätze sich aus einander entwickeln, so steht das Steiner'sche System weit über dem Kruse'schen. Meine Ansicht ist dass eine Verschmelzung zweier Disciplinen nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn dabei beide Teile gewinnen. Erwächst aber für einen Teil oder gar für beide durch die Verschmelzung ein Schaden, so ist sie zu verwerfen. Ich muss dem Kruse'schen Werke alle Anerkennung zollen, es ist mit ausserordentlichem combinatorischen Geschick und feinem organisatorischen Geschmack zusammengefügt, und ich kann das Studium des hochinteressanten Buches nicht warm genug empfehlen; auch glaube ich dass die genannten Mängel sich mehr oder weniger leicht beseitigen lassen könnten, dass wir einen ersten Versuch vor uns haben der alle

Bedingungen einer fruchtbaren Entwicklung in sich trägt. Allein vorerst hat dieser Verschmelzungsversuch weniger den Charakter einer Neigungsverbindung als einer Kuppelung. Jedenfalls könnte die Adoptierung des Systems in der Schule keinen Ersatz für die Einführung der neueren Geometrie als solche bieten.

Ob der Leibnitz'sche Gedanke überhaupt einer befriedigenden Lösung fähig ist, oder ob er nicht die „Kreuzung zweier Gattungen" erstrebt, deren Resultat im günstigsten Fall eine „widerwärtige Bastardbildung" wäre, ist eine Frage, die ich dahingestellt lasse.

Kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück! Wir haben uns überzeugt dass die Aufnahme der neueren Geometrie in den Lehrplan unserer höheren Schulen nicht bloss wünschenswert, sondern notwendig ist. Sie der euklidischen Geometrie als Anhängsel beizufügen genügt nicht; sie mit der euklidischen Geometrie zu verschmelzen, geht nicht oder ist wenigstens bis jetzt noch nicht in befriedigender Weise gelungen. Es bleibt also nur die Frage: an welcher Stelle des seitherigen Lehrplans sie einschalten?

Die Antwort auf diese Frage ist im Vorangehenden schon halb und halb gegeben. Ein oberster pädagogischer Grundsatz scheint mir zu sein dass eine Disciplin ihrem innersten Wesen entsprechend den Schülern vorgeführt werden muss; der natürlichste Weg ist immer der beste. Man wird also von der Projection ausgehen; und zwar wird man nach dem andern Grundsatz dass eine gute Methode vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet, von der leichteren Parallelprojection zur weniger einfachen Centralprojection fortschreiten. Mit anderen Worten: man wird die neuere Geometrie an die descriptive Geometrie anschliessen.

Die neuere Geometrie ist auf dem Boden der descriptiven Geometrie entstanden, sie ist Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Bei dieser Liierung wird also von „Kreuzung" und „Bastardbildung" nicht gesprochen werden können. Vielmehr sind diese zwei Disciplinen so recht eigentlich von der Natur für einander geschaffen, sie sind so sehr auf einander angewiesen dass keine ohne die andere eine gedeihliche Existenz fristen kann.

Was zuerst die descriptive Geometrie anlangt, so ist dieselbe — so wie sie aus der Hand Monge's hervorgegangen ist — zwar ein äusserst wertvolles Mittel, räumliche Gebilde darzustellen, nicht aber ist sie ein Operationsmittel zur Entdeckung neuer Wahrheiten. Diess wird sie erst durch Beiziehung der neueren Geometrie. Für sich allein war sie nicht einmal im Stande, ihr eigenes Gebiet selbst aufzubauen; sie war z. B. nicht im Stande, die Theorie der Flächen zweiter Ordnung selbständig zu entwickeln, sondern sie war genötigt, diese Theorie von der analytischen Geometrie zu entlehnen. Es macht aber gewiss auf Jeden der auf Reinheit der Stilgattung etwas hält einen höchst unbefriedigenden Eindruck, wenn er mitten in einem rein graphisch angelegten Werke Formeln der analytischen Geometrie erblickt. — Ich bin gewiss kein Feind der Analysis, ich bin keiner von denen die das Heiligtum der reinen Geometrie verunreinigt glauben durch eine Berührung mit der Analysis; ich weiss sie im Gegenteil sehr wohl zu schätzen und nehme absolut keinen Anstand ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen wo es notwendig oder auch nur nützlich ist. Wo es aber nicht notwendig ist, wo man eine ebenso gute, ja noch bessere Methode besitzt die zugleich stilgemäss ist und sich in ihrer Unvermeidlichkeit gewissermassen selbst aufdrängt — warum diese nicht jener fremdartigen Methode

vorziehen, welche den harmonischen Stil des Gebäudes nur verunstaltet? — Die descriptive Geometrie kann also durch die Liierung mit der neueren Geometrie nur gewinnen. Andererseits ist die einfache und zweckmässige Darstellungsweise der descriptiven Geometrie für die neuere Geometrie ein mächtiges Hilfsmittel das ihre kühnen Operationen wesentlich erleichtert und ihre Resultate sofort in gangbare Münze umsetzt und für den praktischen Bedarf verwertet.

So sehen wir wie jede dieser zwei Disciplinen einerseits aus der andern Gewinn zieht, andererseits ihr helfend unter die Arme greift. Ja ich möchte sagen: mir ist descriptive Geometrie ohne neuere Geometrie oder neuere Geometrie ohne descriptive Geometrie gar nicht denkbar.

Gleichzeitig ist damit die Frage beantwortet: Für welche Anstalten ist die Einführung der neueren Geometrie als Lehrgegenstand zu verlangen? Antwort: Für diejenigen deren Lehrplan einen vollständigen Curs der descriptiven Geometrie aufweist, d. h. für die zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien.

Der neue Lehrcurs würde dann der Reihe nach etwa folgende Kapitel behandeln: 1) Descriptive Geometrie nach Monge mit blosser Anwendung von Punkt, Gerade und Ebene, 2) Centralperspective, 3) geometrische Verwandtschaften, 4) Theorie und Darstellung der krummen Linien und Flächen.

Dieser Lehrgang hat den Vorzug dass dabei jede der zwei in Rede stehenden Disciplinen aus der andern Vorteil zieht, ohne dass eine von ihrer Eigenartigkeit etwas vergibt. Bei Disciplinen die in solch originaler Vollkommenheit aus der Hand ihrer Schöpfer hervorgegangen sind, wie die descriptive Geometrie aus der Hand Monge's und die neuere Geometrie aus der Hand Steiner's, ist es wohl berechtigt, auf die Erhaltung der Raçenreinheit (man gestatte das Wort) Bedacht zu nehmen.

Der angegebene Lehrgang ist analog mit demjenigen, wie ihn Fiedler für Hochschulen fixiert hat und wie er in dessen classischem Lehrbuch der descriptiven Geometrie[1]) durchgeführt ist. Letzteres kann dem Lehrer nicht warm genug empfohlen werden, es wird ihm auf diesem weiten Gebiet eine ganze Bibliothek ersetzen.

Schliesslich noch die Bemerkung dass es an Zeit zur Ausführung des genannten Lehrplans nicht mangelt. Da in der descriptiven Geometrie die Theorie der Curven und Flächen zweiter Ordnung ohnedem behandelt werden müsste und da ferner der analytischen Geometrie aus der gleichzeitigen Behandlung der neueren Geometrie nicht unbedeutende Kürzungen erwachsen würden, so würde sich Alles in Allem genommen nur ein geringer Mehrbedarf an Zeit ergeben, und dieser könnte von der für die ebene Geometrie vorgesehenen Zeit weggenommen werden, da für sie die oben besprochenen Anhängsel von Sätzen der neueren Geometrie wegfallen. Ueberhaupt bin ich der Meinung, es dürfte die für die ebene Geometrie vorgesehene und häufig für wertlose Constructionskunststücke verschwendete Zeit füglich etwas beschränkt und für Stereometrie und descriptive Geometrie verwendet werden.

Nach Schluss des Vortrags wird Zeit und Tagesordnung für die nächste Sitzung festgestellt.

---

1) Leipzig, B. G. Teubner. 1875. 2. Aufl. — Das Fiedler'sche Lehrbuch setzt einen vorangegangenen elementaren Cursus der descriptiven Geometrie voraus und beginnt daher erst mit Nummer 2.

Zweite Sitzung.

Mittwoch den 27. September, 8—10 Uhr.

Die Tagesordnung enthielt drei Beratungsgegenstände.

I. Debatte über den Vortrag der ersten Sitzung.

Prof. Hauck fasst den Inhalt seines Vortrags in folgende drei Sätze zusammen:

1) Es ist mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand sowohl der Mathematik als der technischen Wissenschaften dringendes Bedürfniss dass die neuere Geometrie in den Lehrplan der zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien aufgenommen werde.

2) Die Herübernahme von einzelnen Sätzen der neueren Geometrie als Anhängsel an die euklidische Geometrie kann dieses Bedürfniss nicht befriedigen. Andererseits müssen die in jüngster Zeit gemachten Versuche einer Verschmelzung der Geometrie der Lage und der Geometrie des Masses als ihren Zweck nicht in befriedigender Weise erreichend bezeichnet werden. Dagegen ist die Reformierung der euklidischen Geometrie im Sinne der neueren Geometrie ein dringendes Bedürfniss.

3) Die naturgemässeste Stelle für die Einschaltung der neueren Geometrie in den Lehrplan der höheren Lehranstalten ist im Anschluss an die descriptive Geometrie, und zwar zwischen dem ersten und zweiten Teil derselben nach der landläufigen Einteilung.

Satz 1 erhält sofort die Zustimmung der Versammlung. — Bei Satz 2 referiert Prof. Hauck über die bezüglich der Reformierung der euklidischen Geometrie in der jüngsten Zeit stattgehabten Bestrebungen. Namentlich weist er auf die Bemühungen von Dr. H. Müller in dieser Richtung hin (siehe Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht VII, S. 45, ferner VI, S. 278. 428. 457). Die hieran sich anknüpfende Debatte, an der sich namentlich die Herren Prof. Bernhard (Hall), Prof. C. Reuschle (Polytechnicum Stuttgart), Prof. Majer (Stuttgart), Oberlehrer Utz (Tübingen), Oberreallehrer Baisch (Tübingen), stud. Reiff (Berlin) beteiligen, führt rasch zu einer Klärung und Uebereinstimmung der Ansichten (siehe Resolution 1). — Bei Satz 3 berührt Prof. C. Reuschle die in der ersten Sitzung der pädagogischen Section besprochene Ueberbürdung der höheren Lehranstalten mit Lehrstoff und wirft — obwohl principiell mit der Einführung der neueren Geometrie einverstanden — die Frage auf, ob die notwendige Zeit hiezu sich werde finden lassen. — Prof. Majer constatiert dass in jener Sitzung nur von humanistischen Gymnasien die Rede gewesen und dass ausdrücklich hervorgehoben worden sei, der Mathematik könne kein Vorwurf zu grosser Ansprüche gemacht werden. — In der weiteren Debatte kommt die Ansicht zur Geltung dass man bei Einführung der neueren Geometrie sowohl nach rückwärts als vorwärts Zeit gewinne, indem sowohl der euklidischen Geometrie als der analytischen und descriptiven Geometrie dadurch die Möglichkeit von Kürzungen erwachse. — Schliesslich werden folgende von Prof. Majer vorgeschlagenen Resolutionen einstimmig angenommen:

1) Im Unterricht der Elementargeometrie an Realschulen und Gymnasien bleibt die euklidische Geometrie dem System nach bestehen, wird aber im Geiste

der neueren Geometrie reformiert. — Die Section begrüsst mit grosser Freude die von Dr. H. Müller in dieser Richtung eingeleiteten Schritte.

2) Die Einführung der neueren Geometrie ist notwendig in den zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien, und sie findet ihren Platz zwischen dem I. und II. Teil der descriptiven Geometrie (nach Monge).

II. Besprechung über die Frage: Welche Massnahmen sind geeignet, um bei den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaft ein grösseres Interesse für die math.-naturw. Section der Philologenversammlung und der pädagogisch-didaktischen Section der Naturforscherversammlung wach zu rufen? Sollen diese Sectionen fernerhin festgehalten oder soll ein anderer Modus gefunden werden, um eine fruchtbare Vereinigung der genannten Lehrer zu erzielen?

Der Vorsitzende referiert über die Schwierigkeiten auf die er bei seinen Bemühungen für das Zustandekommen der Section gestossen sei. Dieselben liegen einerseits in einer gewissen Antipathie zwischen den Mathematiklehrern und den Lehrern der alten Sprachen, andererseits in einer zu späten Inangriffnahme der Vorbereitungsgeschäfte. Er referiert ferner über die in der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht in dieser Richtung gemachten Vorschläge, namentlich über die von ihr zur Beantwortung vorgelegten Fragen (siehe VII, S. 426), über das von Prof. J. C. V. Hoffmann in Anregung gebrachte Project eines Mathematiklehrercongresses (siehe ob. Zeitschrift VI, S. 457) und über den in Cassel constituierten deutschen Realschulmännerverein. — Der Vorsitzende spricht seine persönliche Ansicht dahin aus dass das Fallenlassen einer bestehenden Einrichtung ihm nicht geeignet scheine, ehe die in Vorschlag gebrachten neuen Einrichtungen sich bewährt haben, dass er eine Reorganisation der bestehenden Einrichtungen wohl für möglich, jedenfalls des Versuchs wert erachte, dass er endlich den Hoffmann'schen Vorschlag für geeignet halte, das ganze Interesse der Mathematiklehrerwelt auf sich zu lenken. Er schlage der Versammlung folgende drei Resolutionen vor:

1) Die oben genannten Sectionen müssen unter allen Umständen festgehalten werden.

2) Unmittelbar nach Schluss einer der erwähnten Versammlungen soll der Vorsitzende der Section sich an das Präsidium der nächstjährigen Versammlung wenden mit der Bitte, sofort den Herrn zu bezeichnen, der in der nächstjährigen Versammlung die Section eröffnen wird. Dieser Herr hat sodann durch persönliche Bemühungen oder durch Vermittlung einer pädagogischen Zeitschrift für Referenten über brennende Tagesfragen zu sorgen. Namentlich sind gleich zu Anfang des Jahres zwei Referenten zu suchen, welche der Section einen kurzen Ueberblick über die im Verlauf des Jahres erschienenen Novitäten und über die wichtigsten in Zeitschriften erörterten Fragen geben, so weit sie sich 1) auf Mathematik, 2) auf Naturwissenschaften in dem Umfang des Lehrplans unserer höheren Lehranstalten beziehen. — Die von dem Einführenden entworfene provisorische Tagesordnung für die Sectionssitzungen muss in den wichtigsten pädagogischen Zeitschriften mindestens zwei Monate vor Eröffnung der Versammlung und womöglich zweimal veröffentlicht werden.

3) Die Section stimmt dem von der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht in Anregung gebrachten Project eines Mathematiklehrercongresses zu, spricht sich aber entschieden gegen die Ausschliessung der Universitätslehrer hievon aus.

Von diesen drei Resolutionen wird Nr. 1 sofort ohne Debatte angenommen. — Bei Nr. 2 erheben sich bezüglich der praktischen Ausführbarkeit einige Zweifel, welche aber durch die Bemerkung beigelegt werden dass die Ansässigkeit des Einführenden am Orte der Versammlung keineswegs notwendig, höchstens seine Landes- (Provinz-) Angehörigkeit wünschenswert sei, ferner dass derselbe auf die Unterstützung des Vorsitzenden der Section im vorhergegangenen Jahre mit Sicherheit rechnen könne. — Ueber Punkt 3 entspinnt sich eine lebhafte Debatte, an der sich namentlich die Herren Prof. Reuschle, Prof. Majer, Prof. Bernhard, stud. Reiff, Prof. Hauck beteiligen. — Hauck kann nicht begreifen wie die Teilnahme der Universitätslehrer „der Sache schädlich sein" könne (siehe Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht, VI, S. 458). Gerade bei dem wichtigen Thema der Reformierung der euklidischen Geometrie, welches eine der ersten Aufgaben des Congresses bilden werde, sei ihre Mitwirkung unerlässlich; hier handle es sich weniger um pädagogische Erfahrung als um wissenschaftliche Tüchtigkeit; zur Erledigung dieser Frage sei das „auf der Höhe der Wissenschaft stehen" unerlässlich. Es sei nicht zu leugnen dass manche Universitätslehrer geringes Interesse an derartigen Fragen haben, diese kommen jedoch gar nicht in Betracht, da sie sich selbst ausschliessen; ihnen stehen dagegen andere gegenüber, deren Mithilfe von der grössten Wichtigkeit sei, er erinnere z. B. nur an den Namen Frischauf. — Majer würde eine grundsätzliche Ausschliessung der Universitätslehrer bedauern, wünscht aber dass der Charakter des Congresses als Versammlung von Schulmännern gewahrt bleibe, dass namentlich die Einleitung desselben durch Lehrer höherer Lehranstalten geschehe und dass die Universitätslehrer eingeladen werden. — Hauck weist auf das Beispiel der Philologenversammlung hin, wo noch nie ein Conflict zwischen Universitätslehrern und Schulmännern entstanden sei; hier bilden die letzteren das Gros der Versammlung, und das Wort der ersteren werde mit der gebührenden Achtung und Dankbarkeit aufgenommen. Die fruchtbaren Resultate der Philologenversammlungen für die classische Philologie seien wesentlich dieser glücklichen Combination zu danken. — Reuschle hält einen Mathematiklehrercongress ohne Universitätslehrer für undenkbar. Schon die Rücksicht darauf dass der höhere Unterricht an den vorangehenden anknüpfen und dieser den ersteren vorbereiten müsse, erheische ein Zusammenwirken der Lehrer beider Kategorien. — Es erhebt sich schliesslich eine Debatte über die Fassung der Resolution, entweder: „Die Section fordert entschieden die Mitwirkung der Universitätslehrer", oder: „Die Section erklärt sich entschieden gegen die Ausschliessung der Universitätslehrer". Schliesslich erhält die letztere Fassung die Mehrzahl der Stimmen.

III. Thesen von Prof. Hauck über den Unterricht in mathematischer Geographie und Meteorologie.

1) Der Unterricht in mathematischer Geographie ist — falls der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften und der Lehrer der physikalischen und politischen Geographie nicht eine und dieselbe Persönlichkeit ist — in die Hände des ersteren Lehrers zu legen.

2) Der naturgemässe Gang des Unterrichts ist: mit der Betrachtung der Erscheinungen vom geocentrischen Standpunkt aus zu beginnen und an diese die Erklärung der Erscheinungen vom heliocentrischen Standpunkt aus anzuschliessen. Der umgekehrte Weg oder eine Vermengung beider Wege ist zu verwerfen. — Als drittes Kapitel ist Mechanik des Himmels und Astrophysik hinzuzufügen.

3) Der Unterricht in mathematischer Geographie ist in die Prima zu verlegen, und zwar nach Absolvierung der Mechanik, Optik und Wärmelehre.

4) Die Meteorologie muss beim Unterricht in der Physik eine bevorzugte Berücksichtigung erfahren und ist nach dem neuesten Stand dieser Wissenschaft zu behandeln. Namentlich sind die Schüler anzuleiten, selbst Beobachtungen anzustellen und aus den Beobachtungen und den täglichen telegraphischen Witterungsberichten Schlüsse zu ziehen.

Zu These 1 bemerkt der Thesensteller dass sie den Wünschen beider Teile entgegenkomme. Zu These 2 bemerkt Prof. Bernhard, der historische Weg sei der beste. Beide Thesen werden angenommen. Ueber These 3 entspinnt sich eine lebhafte Debatte, an der sich die Herren Prof. C. Reuschle, Prof. Majer, Prof. Bernhard, Oberlehrer Utz, Oberreallehrer Baisch, Prof. Frey (Gmünd) und der Thesensteller beteiligen. — Der Thesensteller ist der Ansicht dass im elementaren Geographie-Unterricht nur soviel von der Einteilung der Erdkugel gebracht werden solle als zum Verständniss der physikalischen und politischen Geographie absolut notwendig sei, also: Meridiane und Parallelkreise nebst Zoneneinteilung; dass aber z. B. die Erklärung warum der Zoneneinteilung gerade $23\frac{1}{2}$ Grade zu Grunde liegen, zu unterdrücken sei, da hiezu schon ein bedeutendes Quantum von Raumanschauungsvermögen und mathematischen Vorbegriffen gehöre, da ferner hiebei eine Verwirrung der Begriffe sehr leicht eintreten und eine vorgefasste Abneigung der Schüler gegen den späteren systematischen Unterricht Platz greifen könne. — Bernhard und Utz halten die genaue Begründung der Zoneneinteilung schon im Elementarunterricht für absolut notwendig und halten das Verständniss dieses Gegenstandes nicht für zu schwierig. — Majer verlangt schon in den unteren Klassen eine Einleitung in die Kenntniss der Beobachtungstatsachen; ein solcher vorbereitender Unterricht könne dem späteren systematischen Unterricht nur förderlich sein. — Der Thesensteller weist auf die Notwendigkeit einer consequenten Unterscheidung zwischen „Himmelsgewölbe“ (mit Horizontal- und Verticalkreisen) und „Sternkugel“ (mit Parallelkreisen und Stundenkreisen) hin und verlangt die vorherige Bekanntmachung der Schüler mit dem Begriff des Coordinatensystems; denn nur dadurch dass die Begriffe Abscisse und Ordinate geläufig seien und die verschiedenen Kugeln scharf auseinander gehalten werden, könne der Verwirrung in den Köpfen der Schüler zwischen geographischer Länge und Breite, Azimuth und Höhe, Rectascension und Declination vorgebeugt werden. Hiezu seien aber mathematische Vorkenntnisse notwendig, die sich in unteren Klassen nicht finden. Höchstens stimme er noch für die Vorführung des Himmelsgewölbes im Elementarunterricht, nicht aber für die der Sternkugel. Für den systematischen Unterricht wolle er gerade nicht an der Prima festhalten, jedenfalls aber müsse Stereometrie und Trigonometrie absolviert sein. — Reuschle will die Erscheinungstatsachen in ihrem ganzen Umfang in den Elementarunterricht hereingezogen wissen, der Unterricht könne durch eine geschickte Benützung von Sternglobus oder Armillarsphäre sehr leichtfasslich gegeben werden. Auch er ver-

lange einen systematischen Unterricht in den höheren Klassen, allein die mathematische Geographie ganz auf die letzteren zu beschränken, verbiete die Rücksicht auf die grosse Anzahl von Schülern, die mit dem 16. Jahre die Anstalt verlassen. — Frey schliesst sich dieser Ansicht an. — Schliesslich einigt sich die Section auf folgende Fassung der These:

> Der systematische Unterricht in mathematischer Geographie findet seine Stelle im Lehrplan nach Absolvierung von Stereometrie und Trigonometrie, Mechanik, Optik und Wärmelehre. Jedoch muss ein elementarer Unterricht vorangehen, in welchem die Schüler mit den wichtigsten Erscheinungen vertraut gemacht werden.

Zu These 4 weist der Thesensteller auf das Lehrbuch von Mohn hin. Die These wird ohne Debatte angenommen.

Nach Feststellung der Tagesordnung für die nächste Sitzung erfolgt der Schluss der Sitzung.

Dritte Sitzung.

Donnerstag den 28. September, 8—9½ Uhr.

Als Nachträge zu den Besprechungen der zweiten Sitzung setzt der Vorsitzende folgende Schriften in Circulation: H. Müller, Leitfaden der ebenen Geometrie. Leipzig 1875. Kruse, Elemente der Geometrie. Berlin 1875. Frischauf, Elemente der absoluten Geometrie. Leipzig 1876. Mohn, Grundzüge der Meteorologie, deutsche Originalausgabe von Neumayer. Berlin 1875. — Ueber Lehrbücher für neuere Geometrie befragt empfiehlt er zum Selbststudium: Steiner, Gretschel, Hankel, als Repetitionsbuch in der Hand des Schülers: Zech. — Der Vorsitzende verliest ferner das Programm des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins und schlägt für die die Angelegenheiten der Section betreffenden Bekanntmachungen als Organ die Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht vor. Die Versammlung stimmt zu.

Die ursprünglich in Aussicht genommene Beratung über die geeignetste Vorbildung der Candidaten des realistischen Lehramts muss wegen erfolgter Erkrankung und Abreise des Referenten Prof. Dr. J. G. Fischer (Stuttgart) von der Tagesordnung gestrichen werden.

Es folgte ein Vortrag von Prof. C. Reuschle (Polytechnicum Stuttgart) über „den die imaginären Zahlen und die Determinantentheorie betreffenden Unterricht".

Prof. Reuschle: Meine Herren! Hat uns unser geehrtes Präsidium in der ersten unserer Sectionssitzungen auf das Gebiet der Synthesis geführt, so will ich heute in unserer letzten Sitzung mit Ihnen das Gebiet der Analysis betreten. Aus dem reichen Schatz der Analysis griff ich zwei Punkte heraus, nemlich die Theorie der imaginären Zahlen und die Determinantentheorie im elementaren Unterricht erster und zweiter Stufe; letztere, weil ich deren Einführung an den zehnklassigen Realanstalten und Realgymnasien für ein dringendes Bedürfniss halte, wobei ich vorzugsweise unser

engeres Vaterland (Württemberg) im Auge habe, da ja in Bayern und wohl auch in anderen Teilen Deutschlands schon seit einiger Zeit diese Theorie Eingang in die Schulen gefunden; erstere, weil ich dieses von Jahr zu Jahr wichtiger werdende Gebiet der Analysis in den meisten Schulen, Lehr- und Uebungsbüchern für zu stiefmütterlich behandelt halte und weil auf demselben manche Incorrectheiten, Irrtümer und Unzulänglichkeiten anzutreffen sind.

Wir beginnen mit den imaginären Zahlen. Vor Allem möchte ich auf eine scharfe Definition derselben (damit man in Schulbüchern z. B. nicht mehr lesen müsse imaginäre oder „unmögliche“ Zahlen) und auf eine rationelle Begründung der Rechnung mit denselben dringen, indem dabei immer an dem Princip von der Erhaltung der formalen Gesetze festgehalten wird, auf Grund dessen auch schon die Einführung der negativen, der gebrochenen und der irrationalen Zahlen vorzunehmen ist. In Beziehung auf die quadratischen Gleichungen habe ich am Polytechnicum die Erfahrung gemacht dass die Schüler der Realschulen nur selten genau zwischen den drei Fällen — 2 reelle getrennte, 2 zusammenfallende, 2 imaginäre Wurzeln — zu unterscheiden wissen. Es scheint mir dass die Algebralehrer hierüber meistens viel zu rasch weggehen, auch gibt es Schulbücher welche sich begnügen zu sagen, eine quadratische Gleichung hat zwei Wurzeln, ohne auf die drei Fälle einzugehen. Ich erlaube mir daher vorzuschlagen, den Begriff der Discriminante (d. h. diejenige Coefficientenverbindung welche $= 0$ gesetzt die Bedingung einer Doppelwurzel liefert) schon bei den quadratischen Gleichungen vorzubringen, damit der Schüler mit dem neuen Begriff auch die principielle Wichtigkeit der drei Fälle erkennen lernt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch darauf hinweisen dass schon bei den quadratischen Gleichungen der Satz vom Zusammenhang der Wurzeln mit den Coefficienten häufig leider zu wenig hervorgehoben wird, ferner möchte ich mit Rücksicht auf diesen Satz und mit Rücksicht auf die Discriminante die Unzweckmässigkeit der Normalform

$$ax^2 + bx = c \text{ anstatt } ax^2 + bx + c = 0 \text{ (resp. } ax^2 + 2bx + c = 0)$$

betonen.

Im Unterricht der bei uns sogenannten „niedern Analysis“ ist nach der Definition der imaginären Zahlen wesentlich auf die Gaussische geometrische Darstellung derselben einzugehen, auf Grund dieser ist dann die Normalform $x + iy$ und die kanonische Form $r(\cos\varphi + i\sin\varphi)$ der complexen Zahlen einzuführen (der Name Moivre'sche Form für die letztere ist zu verbannen). Auf die kanonische Form gestützt kann dann in bekannter Weise die elementare Theorie der imaginären Zahlen aufgebaut werden, wobei dann auch die Benennung Moivre'scher Satz für

$$[r(\cos\varphi + i\sin\varphi)]\,[r'(\cos\varphi' + i\sin\varphi')] = rr'[\cos(\varphi+\varphi') + i\sin(\varphi+\varphi')]$$

wegfallen muss, denn dieser Satz ist zuerst von Euler in dieser Form aufgestellt worden, und Moivre hat eigentlich gar keine Verdienste an diesem Satz. Dieser und die übrigen hieher gehörigen Sätze, deren letzter und allgemeinster ist:

$$[r(\cos\varphi + i\sin\varphi)]^{\frac{m}{n}} = r^{\frac{m}{n}}\left[\cos\left(\frac{m}{n}\varphi + \frac{2\varkappa\pi}{n}\right) + i\sin\left(\frac{m}{n}\varphi + \frac{2\varkappa\pi}{n}\right)\right]$$

(wobei wesentlich auch die n-Deutigkeit der n^{ten} Wurzel abgehandelt werden muss) werden einfach nach ihrem Inhalt benannt als Sätze von der Multiplication, Potenzierung

u. s. w. complexer Ausdrücke, wie es überhaupt viel zweckmässiger sein dürfte, derartige elementare Fundamentalsätze nach ihrem Inhalt und nicht nach ihrem Urheber zu benennen. So würde ich z. B. entschieden die allgemeine Einführung der Benennung Satz von der Coefficientenvergleichung gegenüber der Benennung Descart'scher Satz bevorzugen. Selbstverständlich werden immerhin einige derartige Namen wie Taylor'scher Satz, Fourier'sche Reihe, Bernoulli'sche Zahlen u. s. w. stehen bleiben.

Was die cubischen Gleichungen (Normalform $x^3 + 3ax + 2b = 0$ und nicht $x^3 = px + q$) betrifft, so ist nach Entwicklung der Cardanischen Formel wiederum die Discussion auf Grund der Discriminante in den Vordergrund zu stellen. Es ist zu zeigen dass den casus irreducibilis algebraisch aufzulösen unmöglich ist („unmöglich" und nicht „bis jetzt noch nicht gelungen", wie es in manchen Schulbüchern heisst; der Name casus irreducibilis stammt von den Mathematikern des 16. Jahrhunderts her, denen überhaupt gar keine Lösung bekannt war), dass es nur mit Hilfe der kanonischen Form der complexen Zahlen gelingt, die Cardanische Formel in diesem Fall ihres imaginären Deckmantels zu entkleiden; und zwar ist die Auflösung dieses Falls entschieden auf die eben angedeutete Weise und nicht durch Vergleichung der cubischen Gleichung mit der Trisectionsgleichung vorzunehmen, weil so allein das wahre Wesen dieses Falls deutlich zu Tage tritt. Selbst wenn man die cubischen Gleichungen im ersten elementaren Unterricht der Trigonometrie (wie auf den humanistischen Gymnasien, die ja keine niedere Analysis in den Lehrplan aufnehmen) vorbringen will, lohnt es sich entschieden, kurz auf die kanonische Form einzugehen und auf Grund dieser den casus irreducibilis zu behandeln. (Dr. C. G. Reuschle, der in seinem Lehrbuch der Trigonometrie die Lösung durch Vergleichung mit der Trisectionsgleichung vornimmt, war nach Abfassung seines Lehrbuches mit mir vollständig in dieser Sache einverstanden.)

Indem ich nun zum zweiten Punkt meines Vortrags, die Determinantentheorie betreffend, übergehe, wiederhole ich nochmals dass ich es für dringend geboten erachte, die Determinanten als obligaten Unterrichtsstoff zunächst in das Gebiet der niedern Analysis an den zehnclassigen Realschulen und Realgymnasien aufzunehmen. Die Gründe hiefür sind:

1) Die Determinanten sind ein notwendiges Handwerkzeug des heutigen Mathematikers.

2) Sie bieten eine reiche Fülle von interessanten und lehrreichen Uebungen und Anwendungen in der Analysis und in der analytischen Geometrie.

3) Kann ich entschieden constatieren dass die Schüler stets eine grosse Freude an den Determinanten zeigen und dass dieser Lehrstoff äusserst anregend für dieselben ist.

4) Bringen dieselben Klarheit und gewandte Handhabung in den Operationen hervor die sich an die Begriffe: Elimination, Wertesystem, Simultaneität, Homogeneität knüpfen, und die Klärung in diesen Begriffen wirkt erleichternd auf das Verständniss der analytischen Geometrie.

Immerhin könnte die Theorie der Determinanten schon im elementaren Unterricht der Algebra bei Gelegenheit der Elimination angebahnt werden. Wenn man dem Schüler sagt: Der gemeinschaftliche Nenner $(ab' - a'b)$ in den Werten die man für x und y erhält bei Auflösung der zwei Gleichungen

$$ax + by = c$$
$$a'x + b'y = c'$$

heisst die Determinante des Systems der zwei Gleichungen, so wird er mit dem Namen zugleich die Wichtigkeit dieses Umstandes sich einprägen. Bei den quadratischen Gleichungen kann man dann auch zeigen dass die Discriminante eine Determinante ist u. dergl. mehr.

In dem eigentlichen Determinantenunterricht würde ich der Methode welche die Determinanten auf Grund der Elimination einführt gegenüber der auf Combinatorik beruhenden Methode unter allen Umständen den Vorzug geben, ganz abgesehen davon ob die oben erwähnte Anbahnung im elementaren Unterricht vorangegangen ist oder nicht. Denn bei ersterer Methode sieht der Schüler in die Sache hinein: die Methode ist genetisch; bei letzterer aber kommen die Determinanten so zu sagen hereingeschneit: die Methode ist apodictisch. Ich gebe überhaupt in der Mathematik der genetisch-heuristischen Methode gegenüber der synthetisch-apodictischen Methode (euklidische Lehrsatz-Beweis-Methode) den Vorzug, womit natürlich nicht gesagt sein soll, die letztere ganz zu verbannen, denn dadurch würde die Theorie gar zu weitläufig; auch wäre es wohl schwerlich durchführbar: im Gegenteil eine zweckmässige Combinierung beider Methoden wird stets am Fruchtbringendsten sein, und dürfte sich dieselbe auch für die euklidische Geometrie bewähren. Für die Determinantentheorie bringt die genetische Methode zugleich auch noch den Vorteil dass mit der Entwicklung der Determinanten zugleich eine Reihe von Anwendungen in der Analysis von selbst gegeben ist.

Ist dann der Begriff der Determinante als Eliminationsresultat eines simultanen Systems homogener linearer Gleichungen gewonnen und ihr Wert entwickelt, so folgt selbstverständlich eine von den Gleichungen unabhängige Definition, woran sich die Sätze über die Determinanten sowie Uebungen im Umformen und Ausrechnen von Determinanten reihen.

Die Anwendungen der Determinanten in der Analysis dürften sich im Unterricht der niedern Analysis auf die folgenden beschränken:

1) Die Bedingung der Simultaneität eines Systems linearer homogener Gleichungen wird ausgedrückt durch das Verschwinden der Determinante des Systems und umgekehrt.

2) Die Unbekannten eines solchen Systems verhalten sich wie die Unterdeterminanten der Determinante.

3) Auflösung eines Systems linearer nicht homogener Gleichungen.

4) Die Bedingung der Simultaneität zweier Gleichungen m^{ten} und n^{ten} Grades mit einer Unbekannten wird ausgedrückt durch das Verschwinden der Resultante, d. h. des Eliminationsresultats der Unbekannten, und ist damit zugleich die Bedingung einer beiden Gleichungen gemeinschaftlichen Wurzel gegeben (nebst Umkehrung des Satzes).

5) Das Eliminationsresultat von y aus zwei Gleichungen m^{ten} und n^{ten} Grades in x und y ist gegeben durch das Verschwinden der Resultante der zwei nach Potenzen von y geordneten Gleichungen (woran sich der Satz von den $m.n$ Wertepaaren zweier solcher Gleichungen reiht).

6) Die Discriminante, d. h. die Bedingung einer Doppelwurzel einer Gleichung n^{ten} Grades $f(x) = 0$ ist gegeben durch das Verschwinden der Resultante von $f(x) = 0$ und $f'(x) = 0$ (oder einfacher durch das Verschwinden der Resultante von

$$\frac{\partial f}{\partial x}\Big)_{z=1} = 0 \text{ und } \frac{\partial f}{\partial z}\Big)_{z=1} = 0$$

nachdem die Gleichung $f(x) = 0$ durch die Substitution von $\frac{x}{z}$ an Stelle von z homogen gemacht worden).

Zu Nr. 3 möchte ich noch bemerken dass die Berechnung für Zahlenbeispiele nach folgendem Schematismus am Einfachsten und zugleich Sichersten ausgeführt wird.

Ich wähle das Beispiel dreier linearer Gleichungen mit 3 Unbekannten:

$$\begin{aligned} a_1x + b_1y + c_1z &= k_1 \\ a_2x + b_2y + c_2z &= k_2 \\ a_3x + b_3y + c_3z &= k_3 \end{aligned}$$

Es ist bekanntlich:

$$x = \frac{k_1A_1 + k_2A_2 + k_3A_3}{a_1A_1 + a_2A_2 + a_3A_3} \text{ u. s. w.}$$

wo A_1 A_2 A_3 .... die Unterdeterminanten der Determinante der Gleichungen sind.

Für das Beispiel:

$$\begin{aligned} 7x - 5y + 3z &= 6 \\ 5x + 2y - 4z &= -3 \\ 11x - 6y + 6z &= 17 \end{aligned}$$

hat man das Schema:

$$\left|\begin{array}{rrr|l} 7 & -5 & 3 & A_1 = -12 \\ 5 & 2 & -4 & A_2 = 12 \\ 11 & -6 & 6 & A_3 = 14 \end{array}\right| \quad x = \frac{6(-12) - 3.12 + 17.14}{7(-12) + 5.12 + 11.14} = \frac{130}{130} = 1$$

$$\left|\begin{array}{rrr|l} -5 & 3 & 7 & B_1 = -74 \\ 2 & -4 & 5 & B_2 = 9 \\ -6 & 6 & 11 & B_3 = 43 \end{array}\right| \quad y = \frac{6(-74) - 3.9 + 17.43}{(-5)(-74) + 2.9 - 6.43} = \frac{260}{130} = 2$$

$$\left|\begin{array}{rrr|l} 3 & 7 & -5 & C_1 = -52 \\ -4 & 5 & 2 & C_2 = -13 \\ 6 & 11 & -6 & C_3 = 39 \end{array}\right| \quad z = \frac{6(-52) - 3(-13) + 17.39}{3(-52) - 4(-13) + 6.39} = \frac{390}{130} = 3$$

Man beginnt mit der Berechnung der Unterdeterminanten (welche beiläufig gesagt im Falle grosser Zahlen leicht mit der Rechenmaschine berechnet werden könnten), berechnet alsdann die drei Nenner, deren Uebereinstimmung eine Probe für die Richtigkeit der Unterdeterminanten liefert, schliesslich die drei Zähler und damit x, y und z.

Zu Nr. 4 bemerke ich dass die verschiedenen Methoden von Euler, Bezout und Cayley dadurch dass man die nach denselben erhaltenen Resultanten in einander überführt, zweckmässige und instructive Beispiele für die Determinantenumformung liefern.

Für Nr. 6 ist Kenntniss der Elemente der Differentialrechnung erforderlich. Ich nehme aber keinen Anstand, diese in den Kreis der niedern Analysis hereinzuziehen und würde daher gern die Benennung „niedere" Analysis fallen lassen, dieselbe mit der höheren Analysis kurzweg unter dem Namen Analysis zusammenfassend, und diese etwa folgendermassen einteilen:

I. Vorbereitende Kapitel zur Theorie der Gleichungen.

1) Theorie der imaginären Zahlen auf Grund des Princips von der Erhaltung der formalen Gesetze sammt den binomischen Gleichungen (insofern diese nichts Anderes als die n-Werte von $\sqrt[n]{1}$ und $\sqrt[n]{-1}$ geben).

2) Kettenbrüche sammt den diophantischen Gleichungen.

3) Combinatorik sammt binomischem Lehrsatz für positive und ganze Exponenten und Wahrscheinlichkeitsrechnung.

4) Arithmetische Reihen (Differenzenrechnung) sammt Interpolationstheorie.

5) Functionsbegriff; Differentialquotient; Ableitung der elementaren Functionen; partielle Ableitung; Euler'scher Satz über homogene Functionen.

II. Theorie der Gleichungen sammt Determinanten und Eliminationstheorie.

III. Die unendlichen Reihen (sammt der binomischen Reihe) und die Theorie der elementaren transcendenten Functionen sammt dem noch nicht Erledigten aus dem Gebiet der Differentialrechnung.

IV. Integralrechnung.

Dem ersten Kapitel unter I mag etwa eine systematische Entwicklung der drei directen und der vier indirecten Operationen der Analysis wiederum auf Grund des mehrfach erwähnten Princips von der Erhaltung der formalen Gesetze vorangehen.

Auf die einzelnen Kapitel unter II, III und IV brauche ich hier wohl nicht näher einzugehen. Ich bemerke nur noch dass mit einer derartigen Einteilung der Analysis im Gegensatz zu einer scharfen Trennung von niederer und höherer Analysis zwei Vorteile verbunden sind; nemlich 1) kann bei dieser Behandlung die Theorie der Gleichungen auf einmal abgehandelt werden; 2) wird der Schüler früher mit den Elementen der Differentialrechnung bekannt, was wiederum von doppeltem Nutzen ist, insofern diese einmal leichter zu erfassen sind als Vieles aus der Theorie der Gleichungen, das andere Mal in dem analytisch-geometrischen Unterricht verwertet werden können.

Zum Schluss möchte ich mir erlauben der Versammlung folgende Thesen vorzuschlagen:

1. These: Der Theorie der imaginären Zahlen ist sowohl im elementaren Unterricht der allgemeinen Arithmetik als im höheren Unterricht der Analysis mehr Rechnung zu tragen als es gewöhnlich in unseren Schulen geschieht.

2. These: Der casus irreducibilis der cubischen Gleichungen ist im Unterricht der niederen Analysis notwendig auf Grund der Cardanischen Formel mit Hilfe der kanonischen Form $r(\cos\varphi + i\sin\varphi)$ der complexen Zahlen zu behandeln und nicht auf Grund der Trisectionsgleichung, da so allein das wahre Wesen dieses Falles zu Tage tritt.

3. These: Die Elemente der Determinantentheorie sind notwendig in den Bereich der (niedern) Analysis einzuführen.

Ueber diese Thesen entspinnt sich eine kurze Debatte. Prof. Majer schlägt vor, im Anschluss an den Vortrag zu These 3 den Zusatz zu fügen: .... „und schon beim elementaren Unterricht der Algebra vorzubereiten". — Prof. Hauck schliesst sich den Ansichten des Redners bezüglich der Behandlung der Determinanten im Unterricht vollkommen an. Die Determinanten dürfen dem Schüler nicht als etwas künstlich Gemachtes

und willkürlich Eingeführtes vorkommen, sondern der Schüler müsse dahin geleitet werden dass ihm selbst das wiederholte Auftreten eines und desselben Ausdrucks bei den verschiedensten Aufgaben auffalle und dass er selbst auf den Gedanken komme, behufs Erleichterung der Rechnung Symbole für diese Ausdrücke einzuführen. Wäre dies immer geschehen, so wäre es wohl nicht möglich gewesen dass er (Hauck) kürzlich das Wort „Determinantenschwindel" habe hören müssen. — Schliesslich werden die Thesen mit dem Zusatz von Majer einstimmig angenommen.

Hierauf schliesst der Vorsitzende die diesjährigen Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section, indem er seiner Freude darüber Ausdruck gibt dass die Section nicht bloss überhaupt zu Stande gekommen sei, sondern dass sie auch mit Befriedigung auf eine fruchtbare Tätigkeit zurückblicken könne.

3 2044 098 631 096